Geographische

Charakterbilder.

Von

Dr. Berth. Volz,

Direktor des Victoria-Gymnasiums in Potsdam.

Mit zahlreichen Illustrationen und Karten.

Zweiter Teil:

Europa.

Leipzig,
Fues's Verlag (R. Reisland).
1888.

Geographische Charakterbilder

aus

Europa.

Aus den Originalberichten der Reisenden

gesammelt

von

Dr. Berth. Volz.

Mit 87 Illustrationen.

Leipzig,
Fues's Verlag (R. Reisland).
1888.

Inhalt.

I. Polargebiete.

II. Nord-Europa.

Skandinavien und Dänemark.

III. Ost-Europa.

Rußland.

Verzeichnis der Illustrationen.

I.

Polargebiete.

1.

Auf Kaiser Franz Joseph=Land.

— Julius Payer —

Ich habe das Glück gehabt, alle hocharktischen Länder im Norden des atlantischen Oceans zu betreten. Es bot sich mir daher die Möglichkeit eines Vergleiches derselben untereinander und die Wahrnehmung der schroffen Gegensätze selbst in unmittelbarer Nachbarschaft. West=Grönland ist ein hohes einförmiges Gletscherplateau, Ost=Grönland ein großartiges Alpenland mit relativ reichem Pflanzen= und mannigfaltigem Tierleben; der Übergang dieser Kontraste im Innern des Landes ist völlig unbekannt. Von Spitzbergen und Nowajá=Semljá erhält man annähernd eine Vorstellung, wenn man sich ein Hochgebirge gleich jenem der Ötzthaler Ferner, emporragend aus einem um dreitausend Meter erhöhten Meeresniveau denkt. Der Charakter beider Länder besitzt mehr Lieblichkeit, als arktische Strenge. Nur das Franz Joseph=Land, welches wir entdeckt hatten, zeigt den vollen Ernst der hocharktischen Natur; besonders im Anfang des Frühjahres schien es alles Lebens entblößt zu sein. Überall starrten ungeheure Gletscher von den hohen Einöden des Gebirges herab, dessen Massen sich in schroffen Kegelbergen kühn erhoben. Alles war in blendendes Weiß gehüllt; wie kandiert starrten die Säulenreihen der symmetrischen Gebirgsetagen; selbst die schroffsten Felswände waren in Eis gehüllt, eine Folge der vielen Niederschläge, der Luftfeuchtigkeit und ihrer Kondensation an den kalten Felswänden.

Infolge ihrer ungeheueren Vergletscherung und der sich häufig wiederholenden Plateauformen erinnern die neuen Länder lebhaft an West=Grönland, durch das tiefe Herabreichen der Firngrenze aber noch

mehr an das Viktoria-Land am Südpol; im ersten Augenblicke schienen sie auch durch ihre vulkanähnlichen Formen mit diesem verwandt zu sein. Isolierte Gruppen von Kegel- und Tafelbergen, wie solche dem Basalt eigentümlich sind, bilden die Bergsysteme des Kaiser Franz Joseph-Landes, und nirgends waren Kettengebirge zu erblicken. Ohne Rivalität, fast alle gleich hoch, ragen die Berge der einzelnen Gebiete auf; im Mittel bis zu 6—900 m, im Südwesten bis zu etwa 1600 m.

Die Vegetation des Landes erwies sich überall äußerst dürftig. Nicht die Kälte an sich, sondern ihre lange Dauer pflegt sie zu unterdrücken; sie steht tief unter jener Grönlands, Spitzbergens und Nowajá-Semljás, und ihr Auftreten gleicht, dem Gesamteindruck, nicht aber der Species nach, jenem der Alpen in dreitausend Meter Meereshöhe, während diejenige Region, welche dem ostgrönländischen Vegetationscharakter entspricht, etwa dreihundert Meter tiefer liegt. Weder jenes kümmerliche, sich kaum über den Boden erhebende Geflecht der Weiden und Birken der genannten Länder, noch ihre zahlreichen Phanerogamen vermochten wir anzutreffen. Zu den wesentlichsten Gründen dieser Pflanzenarmut gehört auch das äußerst beschränkte Vorkommen von Erde; denn die Geröllager des Landes gleichen in jeder Hinsicht den dürftigen Schutträcken einer sehr alten Moräne, welche nur da und dort von etwas Grün belebt wird. Wenngleich die Jahreszeit, in welcher wir das Land besuchten, diejenige war, in welcher das Pflanzenleben sich erst zu regen begann, und die Abhänge noch großenteils Schnee überdeckte, so boten doch selbst die günstigst situierten schneefreien Niederungen kein anderes Bild. Nirgends zeigte sich eine geschlossene Rasendecke von einigem Umfang, die an unsere Gegenden erinnert hätte.

Selbst ebene Flächen zeigten nur dürftige Gräser in blütenlosen Büscheln, wenige Exemplare von Steinbrech, selten das Hornkraut und den Mohn; häufiger waren dichte Polster von Moosen, dominierend aber waren die Flechten. Mit Pflanzensorten also kann die Natur sich dort oben gar nicht schmücken; sie kann nur durch ihre Starrheit imponieren und im Sommer durch ihr ununterbrochenes Licht, und gleichwie es Länder giebt, die durch das Übermaß, mit welchem sie die Natur gesegnet hat, bis zur Uncivilisierbarkeit erdrückt sind, so lag hier das andere Extrem vor uns: gänzliche Vernachlässigung, unbewohnbare Dürftigkeit. —

Wir befanden uns jetzt an der Westküste des Kronprinz-Rudolf-Landes, wie wir die nördlichste Insel des Kaiser Franz Joseph-Landes

genannt hatten, und strebten mit unserm Schlitten immer weiter nach Norden. Als wir Kap Brorok erreichten, wo die mittägige Breite mit 81° 45′ beobachtet wurde, gewann der Tag eine wunderbare Klarheit, und das warme Sonnenlicht lag auf dem zerrissenen Eisdiademe der Doleritberge. Ihre schroffen Felskronen waren völlig schneefrei. Nach Nordwest sahen wir zuerst nichts als den Eishorizont, selbst mit dem Fernrohre konnte ich mich nicht mit Bestimmtheit für die Existenz von Land entscheiden. In der That geschieht es in arktischen Regionen nicht selten, daß die Dunstbänke des Horizontes den ausgesprochenen Charakter ferner Höhenzüge nachahmen, weil die geringe Höhe, bis zu der sie in der kalten Luft emporzusteigen vermögen, ihre scharfe Begrenzung veranlaßt; am gewöhnlichsten findet diese Verwechslung mit entlegenen Abflüssen ungeheurer Gletscher statt. Dicht unter Land zogen wir über wellenförmiges Glatteis nach Norden, in gehobener Stimmung durch die wachsende Schönheit einer großartigen Natur. Nur mußten wir des Durstes wegen wiederholt halten, um etwas Schnee zu schmelzen, und geschah dies während des Marsches, so glich unser Schlitten durch die der Kochmaschine qualmend entströmenden Dämpfe einem Dampfer, der Wind trieb die Flammen daraus hervor. Dann kam wieder Schnee, das Eis selbst wurde immer dünner, Spalten durchzogen es; und als wir das imposante Alpenkap erreichten, begann es in Lagen emporgepreßter Barrièren anzusteigen. Ein befremdlicher Wechsel gab sich in der Natur ringsum kund. Dunkler Wasserhimmel erhob sich im Norden. Unter der Sonne sammelten sich trübgelbe Dünste, die Temperatur stieg bis auf 10° R. unter Null; die Bahn erweichte, geräuschvoll brachen die Schneewehen unter uns zusammen, und war uns schon vordem der Flug der Vögel aus Norden her aufgefallen, so fanden wir jetzt alle Felswände des Kronprinz Rudolf-Landes mit Tausenden von Alken, Tauchern und Teisten besetzt. Ungeheure Schwärme erhoben sich, und alles Land, auf das die Sonne schien, belebte das leidenschaftliche Schwirren der beginnenden Brutzeit.

Überall zeigten sich Bärenspuren, zahllos und besonders deutlich jene der Füchse; Seehunde lagen auf dem Eise; doch sprangen sie stets ins Wasser, ehe wir ihnen auf Schußdistanz zu nahen vermochten. Unter solchen Eindrücken war es eine verzeihliche Übertreibung, daß wir unter uns die Nähe des offenen Polarmeeres verkündeten.

Unsere Bahn war jetzt völlig unsicher; nur die Eisberge schienen das Eis der Baien noch in diesen festzuhalten. Ein starker Ostwind mußte es aufbrechen und uns den Rückweg wenigstens mit dem

Schlitten abschneiden. Es gab keine winterliche Schollendecke mehr, sondern nur noch Jungeis, salzbedeckt, bedenklich biegsam und überlagert von Trümmerwällen jüngerer Pressungen. Seehundslöcher durchbrachen es an vielen Stellen. Wir banden uns an ein langes Seil; abwechselnd ging einer von uns voraus, und unaufhörlich wurde die Eisdecke sondiert. Am Alpenkap vorbei, welches einem riesig bevölkerten Vogelbauer glich, folgten wir der Teplitzer-Bai, in die sich ein Gletscherstrom in mächtigen Stufen aus den hohen Gebirgen des Inlandes herabsteigend, ergoß; Eisberge lagern eingeschlossen längs der Absturzwand seines hohen Strandes. Einen dieser Kolosse besteigend, sahen wir erratisches Granitgeschiebe auf seiner Oberfläche und weit hinaus nach Westen hin das offene Meer. Nur am äußersten Horizont begann abermals Eis. In dem Maße, als die Eisdecke unseres Weges biegsamer und dünner wurde, und wir beständig gewärtigten einzubrechen und verschlungen zu werden, nahm auch die Höhe und Verbreitung seiner aufgeworfenen Barrièren zu; und weil die hohen Gletscherwände das Reisen über Land vereitelten, so blieb nichts übrig, als uns mittelst Axt und Schaufel durch seine wirren Lager Bahn zu brechen. Zuletzt half auch dies nicht mehr; nachdem unser Schlitten mehrmals repariert, aber immer wieder zerbrochen war, mußten wir ihn abladen, die Hunde ausspannen und alle Gegenstände einzeln transportieren. Der Abend war herangekommen. Vor uns lagen die zwei einsamen Felstürme des Säulenkaps. Hier begann das offene Landwasser.

Von erhabener Schönheit war diese ferne Welt. Von einer Anhöhe aus übersah man die dunkle Wacke mit den Perlen ihrer Eisberge; schwarze Wolken lagen darüber, durch welche die glühenden Strahlen der Sonne drangen, herab auf die blitzenden Wasser. Dicht über ihr glänzte ein zweites, nur matteres Sonnenbild; aus anscheinend ungeheurer Höhe traten die Eisberge von Kronprinz Rudolfs-Land in rosiger Klarheit durch die wallenden Dünste, und Vögelscharen durchzogen das stille Reich.

Nahe unter dem Säulenkap betraten wir den abfallenden Gletschersaum des Landes und zogen unser Gepäck mittelst eines langen Taues hinauf. Während das Nachtlager in einer Gletscherspalte bereitet wurde, stieg ich zur Höhe eines Berggrates empor, den Weg für den folgenden Tag auszukundschaften. Glühend ging die Sonne in der prachtvollen Wildnis unter; ihre goldenen Linien durchbrachen die schwarzen Dunstbänke, und leichter Wind zog spielend weitgekrümmte Furchen in dem beweglichen Spiegel der dunklen Wacke. Nach Norden

hin war jetzt kein Land mehr zu sehen, dichter Wasserhimmel verhüllte die Ferne. Narbige Felslager breiteten sich überall hin aus, und ein Vogel lief nahe vor mir darüber hin; anfangs hielt ich ihn für ein Schneehuhn, doch war es wahrscheinlich eine Schnepfe.

Unmittelbar nachdem wir unser Nachtmahl mit geschlossenen Augen verzehrt hatten, fielen wir in Schlaf; denn größer noch als Hunger



Abb. 1. Im Eismeere. (Nach Payer.)

und Durst war unsere Schlafsucht. Die Hunde benützten diesen Zustand, mehrere Kilo Bärenfleisch und eine geöffnete Büchse kondensierter Milch zu verschlingen, was sie nicht hinderte, uns am nächsten Morgen frech anzubellen.

Mit dem nächsten Morgen begann bei 11° R. Kälte der letzte Tag unseres Vordringens nach Norden. Wenngleich nicht völlig klar,

so war er doch heiterer, als die meisten seiner Vorgänger. Aufbrechend vergruben wir, um gegen die überall umherstreifenden Bären sicher zu sein, unser Gepäck in der Gletscherspalte, worin wir geschlafen. Dann schritten wir den muldenreichen Auslauf des Berglandes hinan, über den glitzernden Schneemantel seiner trümmerfreien Hochflächen hinweg, der Höhe des Küstengebirges zu.

Die Nebelflut des Horizontes war vor den Flammen der Morgensonne gewichen; das Land und die Eisreihen ringsumher empfingen den Wiederschein der glühenden Heerscharen des Himmels. Nur im Süden lag eine düstere Wasserflut. Je mehr wir dem Küstenlauf in der Höhe folgten, desto mehr wuchsen die Gebirge vor uns, ihre Gletscherströme und ungeheure in das Meer tauchende Stufen zu schweren Riesenmassen an. Eine Stunde vor Mittag erreichten wir den 400 m hohen Felsenvorsprung Kap Germania; hier machten wir eine Rast, und die Beobachtung der Meridianhöhe der Sonne ergab die Breite von 81° 57′. Dem Küstenverlaufe nach Nordost folgend, durchzogen wir, mit den Hunden ans Seil gebunden, das Firngebiet eines Gletschers, dessen Neigung und Zerklüftung uns zwang, den Schlitten zurückzulassen. Die zunehmende Unsicherheit unseres spaltenumringten Weges, Proviantmangel, häufiges Einbrechen und die Gewißheit, seit Mittag durch einen fünfstündigen Marsch nur die Breite von 82° 5′ erreicht zu haben, setzten unserem Vordringen hier endlich ein Ziel. Nur mit einem Boote wären wir imstande gewesen, noch einige Seemeilen weiter zu reisen.

Wir befanden uns jetzt in etwa 300 m Höhe auf einem Vorgebirge. Nicht würdiger glaubte ich meinen Dank gegen Österreichs Hauptstadt und ihre Opferwilligkeit für die Wissenschaft ausdrücken zu können, als durch die Bezeichnung desselben mit dem Namen Kap Wien.

Mit stolzer Erregung pflanzten wir die Flagge Österreich-Ungarns zum erstenmal im hohen Norden auf; wir hatten das Bewußtsein, sie so weit getragen zu haben, als unsere Kräfte es erlaubten. War es auch kein Akt völkerrechtlicher Notwendigkeit, und fern von der Bedeutung der Besitznahme eines Landes, wie einst, wenn Albuquerque oder Van Diemen die Abzeichen ihres Vaterlandes auf fremder Erde entrollten, so hatten wir doch nicht minder schwer, als sie jene Paradiese, dieses Stückchen kalten, starren Bodens erworben.

Das nachfolgende Dokument deponierten wir, in einer Flasche verwahrt, in einem Felsriffe:

„Die Teilnehmer der österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition

haben hier in 82° 5′ ihren nördlichsten Punkt erreicht, und zwar nach einem Marsche von siebzehn Tagen von dem in 79° 51′ N.B. vom Eise eingeschlossenen Schiffe aus. Sie beobachteten offenes Wasser geringer Ausdehnung längs der Küste. Es war von Eis umsäumt, welches in Nord- und Nordwestrichtung bis zu Landmassen reichte, deren Zusammenhang und Gliederung sich jedoch nicht ermitteln ließ."

Dann wandten wir uns zur Rückkehr nach unserm Schiffe. —

2.
Anblick von Spitzbergen.

— Lord Dufferin —

Wir befanden uns in der Breite des Südendes von Spitzbergen, jedoch immer noch durch ein ungeheures Eisfeld von dem Lande getrennt. Bisher war das Wetter ziemlich gut gewesen, wir hatten zwar Nebel und Kälte genug, allein es blies eine steife Brise, die uns lustig dahin trieb, so oft es nur möglich war, nördlich zu segeln. Nun aber erhob sich ein gewaltiger Wind, die Kälte wurde schneidend, und was noch schlimmer war, rings am Horizonte, mit Ausnahme des südlichen Teiles, zeigte sich der Himmel von flickerndem Eisblinken erleuchtet. Ein entmutigenderes Schauspiel hätte sich unsern Augen nicht darbieten können. Das Eisblinken ist eine Lichterscheinung am Himmel, veranlaßt durch die Spiegelung von Eisfeldern, welche noch unter dem Horizonte liegen; in unserem Falle war es eine unverkennbare Anzeige, daß in der Richtung, in welcher wir segelten, das Meer völlig mit Eis bedeckt sei. Ich war auf ein paar Stunden hinuntergegangen, um mich ein wenig von dem ermüdenden Eindruck ununterbrochener Täuschung zu erholen, als eine Stimme mit dem Rufe „Land!" mich weckte. Ich brauche nicht zu sagen, wie schnell ich die Kajütentreppe hinaufrannte, und mit welcher Begierde ich mich an dem langersehnten Anblicke der Gebirge Spitzbergens weidete. —

Der ganze Himmel war mit einem dunklen Mantel stürmischer Wolken bedeckt, die in schirmartigen Spitzen bis auf den Horizont herabreichten und zwischen ihrem Rande und der See einen klaren, von dem unheildrohenden Eisblinken grell erleuchteten Raum ließen. Nach Osten hin strahlte dieser Gürtel unbewölkter Atmosphäre in einer unbeschreiblichen Durchsichtigkeit, und hier erhob sich nach und

nach — über der schmutzigen Eislinie rechter Hand — ein ganzer Wald schlanker, violetter Spitzen, so schwach, so blaß, daß, hätten nicht die scharfgeschliffenen Umrisse das Gegenteil bekundet, man sie für ebenso körperlos hätte halten können, wie die Türme eines Feenlandes. Nur zu bald verschwand die herrliche Erscheinung; nach einem halben Stündchen bereits hatten Nebel und Wolken das Bild verwischt, und eine neue Eismauer nötigte uns dem Lande den Rücken zu kehren, das wir so sehr zu erreichen strebten.

Indes am andern Morgen hatte sich doch, als ich auf Deck kam, der Himmel bereits teilweise geklärt, und obgleich noch auf beiden Seiten, soweit das Auge reichte, Eis zu sehen war, so zog sich doch vor uns durch die losen Eisschollen eine ganze Wasserstraße, welche nach einem freieren Teile des Meeres zu führen schien. Die einzige Bedenklichkeit war, ob wir auch unsern Rückweg wiederfinden würden, im Falle sich das offene Meer, welches wir vor uns sahen, als ein Bassin ohne Ausgang nach einer anderen Richtung erweisen sollte. Die Aussicht war indessen zu verführerisch und so bahnte sich unser kleiner Schoner kühn seinen Weg durch die dazwischen liegenden Eisgürtel, indem er die dichter angehäuften Schollen nach besten Kräften vermied.

Bald darauf kam die Sonne hervor; der Nebel verschwand und wieder zeigte sich auf der Steuerbordseite, wie eine Vision, das Land, diesmal nicht in den scharfen Spitzen und Türmen, die wir zum erstenmal gesehen hatten, sondern als eine Kette blaßblauer eiförmiger Inseln, welche hoch über dem Horizonte in der Luft zu schwimmen schienen. Diese sonderbare Erscheinung war die Folge einer außerordentlichen Lichtbrechung; denn später am Tage hatten wir Gelegenheit wahrzunehmen, wie diese ovalen wolkenähnlichen Formen nach und nach zu denselben rötlichen, spitzzulaufenden Nadeln erhärteten, welche ursprünglich zu dem Namen Spitzbergen Veranlassung gegeben haben. Allmählich wurde es so klar, daß selbst die Schatten der Berge zum Vorschein kamen, und wir ganz deutlich den Umrissen der enormen Gletscher folgen konnten, welche 20 bis 30 km breit die nach der Küste mündenden Thäler ausfüllten. Gegen Abend verschwand die Küstenlinie wieder in der Ferne, und unsere neu belebte Hoffnung erhielt einen gewaltigen Stoß, als wir an einer neuen Eisschranke anlangten, welche sich, soweit wir nur sehen konnten, westwärs hinzog.

Der Wind blies aus Leibeskräften, die Kälte wurde fast unerträglich, schwarze Nebelwolken lagerten sich zwischen Himmel und

Meer, als wollten sie das Weltall verschlingen, während die Mitternachtssonne, bisweilen gänzlich erloschen, dann wieder schwach durch die zerrissenen Nebelwolken blinkend, von Zeit zu Zeit einen unheimlich rotbraunen Schimmer auf die tobende Wasserwüste warf.

Die ganze Nacht hindurch hatten wir am Rande des Eises herfahrend gegen den Sturm anzukämpfen, endlich gegen neun Uhr morgens erreichten wir eine lange niedere Eiszunge, die sich weiter nach Westen hinzog, als irgend eine, die wir bis jetzt umschifft hatten, und siehe, hinter ihr lag — das Meer frei und offen — nicht nur nach Norden und Westen, sondern auch nach Osten! „Alle Hände auf Deck!" „Das Schiff gedreht!" „Nieder mit dem Ruder!" „Steuert leewärts!" Auf steigt der Schnabel des Schiffes gegen den Wind, donnernd rauschen die Segel; die Blöcke schlagen rasselnd gegen das Deck an, die Taue tanzen wie tolle Schlangen, und alles scheint endlose Verwirrung. Allein allmählich gewinnt das Schiff seine neue Bahn, die Segel werden steif und starr wie Bretter, das Stagsegel wird gelöst, und nach der anderen Seite umschlagend schießt das Boot wieder vorwärts über die See wie ein Pfeil vom Bogen. „Mehr Segel beigesetzt!" „Alle Reffe gelöst!" Und weg flog das Schifflein fröhlich hüpfend über die hohen Wellen und unter der Wucht seiner Segel sich biegend.

Eine halbe Stunde später kam die Sonne hervor, der Nebel verzog sich gegen Mittag, und wieder erschienen über dem Horizonte die blaßvioletten Spitzen und strahlten, als wir nahten, in fast rosiger Färbung. Das Eis reicht zwar auf der Steuerbordseite immer noch bis ans Land; aber wir kümmern uns nicht mehr darum, des Schoners Schnabel steht nach Südosten. Um ein Uhr erblicken wir die Insel Amsterdam zur Linken, dann kommen die sieben Eisberge, unter welchem Namen sieben ungeheure Gletscher bekannt sind, welche zwischen hohen Graten von Gneis und Glimmerschiefer etwas nördlich von dem Vorland Prinz Karl ins Meer fallen. In klareren und bestimmteren Umrissen zeichnen sich die Berge, einige werden vorgeschoben, während andere zurückweichen; ihre rosige Färbung erscheint minder gleichförmig und erbleicht an manchen Stellen zu mattem Gelb und Grau, dunkle Schattenstreifen bezeichnen die steilen Bergwände; die Gliederungen der Felsen werden sichtbar und endlich gleiten wir unter den Kalksteinspitzen von Kap Mitre in den ruhigen Kanal, welcher das Vorland Spitzbergens von dem Hauptlande trennt.

Es war ein wunderbares Panorama, das sich nunmehr vor unseren Blicken entfaltete. Das Seltsamste und Auffallendste dieser Erscheinung

war die starre Leblosigkeit dieser neuen Welt, rings Eis, Fels und Wasser, kein Ton inmitten dieses Schweigens, keine am Land sich brechende Welle, kein Vogel, kein lebendes Geschöpf sichtbar; die Mitternachtssonne, von durchsichtigem Dunst umhüllt, übergoß mit geheimnisvollem, fast grauenerregendem Scheine Gletscher und Berge; keine Spur von Vegetation bekundete die Lebenskraft der Erde. Urweltliche Felsen und ewiges Eis bezeichneten die Landschaft.

3.

Durch den Matotschkin-Scharr.

— Theodor von Heuglin —

Die Wache meldete: Land in Sicht! Es war Nówaja Semljá. Alles eilte auf Deck und wirklich erschienen am östlichen Horizont, wo die Nebelschichten rasch sich teilten, deutlich schneebedeckte Gebirgskämme, die nach kurzem klarer und höher hervortraten. Fernere inselartige Gruppen von Land vereinigten sich nach und nach mit andern zu einem stattlichen Gebirgszuge, den die Abendsonne hell beleuchtete. Auch brachen sich die Lichtstrahlen so gewaltig, daß die neue Landschaft, welche sich vor unsern Blicken entfaltete, höchst bizarre Formen annahm. Die Berge schienen viel großartiger, als sie in Wirklichkeit sind, und auf einer senkrechten und hohen Eismauer zu ruhen, während einzelne mehr hervorragende Gipfel die Formen von Säulen und Ruinen annahmen, andere als überhängende Staffeln schirmartig sich am lichtblauen Hintergrund abhoben.

Die Zahl der Seevögel, welche ab und zu fliegend das Schiff umschwärmten, wuchs von Stunde zu Stunde. Dreizehige Möwen und arktische Seeschwalben trieben sich krächzend um die Masten und die Rauchsäule des Schornsteins, einzelner schweiften Sturmvögel hin und her. Verschiedene Raubmöwen, namentlich die platt- und spitzschwänzige Art, strichen meist paarweise oder gesellschaftlich hoch über die See dahin oder ließen sich zu einem herabgeschossenen Kameraden auf den Wasserspiegel nieder. Aber unzählbar waren die Flüge von Lummen, welche buchstäblich die glatte Meeresfläche bedeckten und in dichten Truppen schnurrenden Fluges dem Lande zueilten.

Wir hielten an der Pilz-Bucht vorüber auf den Eingang des Matotschkin-Scharr, der die große Doppelinsel durchteilenden Meerstraße, zu. Nördlich von der auch in ihrem Hintergrund von



Abb. 2. Uferlandschaft im Matotschkin=Scharr.

ziemlich stattlichen Bergen umgebenen Pilz-Bucht erstreckt sich eine einförmige Niederung, an welche sich landeinwärs wiederum vielgegliederte Kämme und Höhen mit meist steilen Gehängen anschließen.

An einzelnen Stellen standen zwischen mauerartigen Strandklippen Bänke von zusammengesintertem Schnee, auch in Klüften und Hochthälern sah man noch größere Flächen, die mit Schneewehen angefüllt waren.

Die eigentlichen Gebirge zwischen der Pilz-Bucht und dem Matotschkin-Scharr liegen übrigens zu fern vom Ufer, als daß man die Lagerungsverhältnisse des Gesteins zu unterscheiden imstande wäre. Die Höhenzüge zeigen keine scharfen Kanten und Ecken, sondern mehr gerundete Formen und ihre scheinbar ganz vegetationslose Oberfläche ist offenbar ganz mit einem dunkelfarbigen Grus, dem Verwitterungsprodukt von Schiefer oder Wacken, bedeckt.

Die erwähnte Strandfläche fällt zumeist in steilen Klippen zur See ab, erhebt sich dann stetig bis zum Fuße der Küstengebirge und ist von zahlreichen kleinen Thälchen durchfurcht, welche Bäche von Schneewasser ins Meer führen.

Dieses Vorland zeichnet sich durch seine grell moosgelbe Färbung scharf vom Hintergrunde ab, und kann mit als Seemarke zur Einfahrt in die benachbarte Meerenge dienen.

Nach kurzem Verweilen dampften wir hinein in die enger werdende Wasserstraße, welche der Kara-See uns zuführen sollte.

Aber das Treibeis, welches uns schon an der Westküste der Insel bedroht hatte, vermehrte sich bald in bedenklicher Weise, namentlich in der Nähe von Walroß-Kap, einer unbedeutenden flachen und sandigen Nase, hinter der sich steile und ganz sterile blaugraue und hellrötlichgraue Schiefergebirge erheben. Etwas östlich von dieser Landzunge, jedoch auf der Nordseite des Scharr, mündet zwischen hohen und schroffen Felsbergen ein ziemlich enges Thal, in welchem ein Gletscher sich bis zum Meere herabsenkt. Derselbe hat seinen Ursprung in einem von ungeheuren Schneemassen erfüllten kesselartigen Hochthal, sammelt sich aus mehreren Seitenarmen und verläuft dann auf hohen Moränenrücken mitten in die Thalschlucht, während seine meist senkrechten Seitenwände frei liegen und längs derselben tiefe Wasserrinnen herabführen. Jenseits des Scharr, etwas weiter ostwärts zeigt sich wieder ein kleineres Vorgebirge in Form einer flachen Nase, in dessen Nähe ein zweiter, aber unbedeutenderer Gletscher aus einem Hochthal herabsieht.

Etwa um vier Uhr nachmittags erreichte unser Fahrzeug die

schmalste Seite der Meerenge. Die steilen einförmigen und kahlen Schiefergebirge treten hier unmittelbar bis zum Ufer vor. Zur Rechten mündet eine Thalniederung mit Wildbach in eine Bucht, wo viel Treibholz am flachen Strande angeschwemmt war. Den östlichen Schenkel dieser Bucht bildet eine ziemlich scharfe Felsecke, wenig weiter in Ost tritt dagegen von der Nordseite ein weiteres flaches und niedriges Vorgebirge vor, über welches ein Wildbach ins Meer fällt, als dessen Produkt die Landzunge wohl zu betrachten ist. Dieser Fluß, in dessen Bett größere Felsstücke zerstreut liegen, scheint seinen Ursprung in einem engen, von 6—900 m hohen Felswänden umschlossenen Schneekessel zu haben. Nur auf der von Schutt und Grus gebildeten Landzunge selbst nahm ich einige Spur von Pflanzenleben wahr, sonst ist die Gegend von abschreckender Kahlheit und Öde, und so weit das Auge in die Klüfte und Hochthäler zu dringen vermag, lagern dort hoch aufeinander getürmt riesige Schneemassen.

Hier hatte es den Anschein, als ob der Matotschkin-Scharr von undurchdringlichem Packeis gegen weiteres Vordringen vollkommen abgeschlossen sei.

Unser Schiff versuchte sich indessen mehr im tiefen Fahrwasser zu halten, wo die Eisflarden weniger dicht aufgestaut lagen. Es dampfte womöglich in den engen Rinnen und Kanälen hin und segelte im Notfall mit aller Kraft die weniger dicken und schweren Schollen an, die dann entweder in Stücke gingen, oder aus dem Wege gedrängt wurden.

Die Witterung hatte sich indes noch mehr geklärt, man konnte deutlich die jäh abstürzenden Klippen der Nordinsel unterscheiden, ebenso die grünen Weiden des benachbarten Vorlandes. Eine etwa 10 km lange Halbinsel, deren ruinenartig, wirr durcheinander liegende Felsmassen wohl an 30 m Höhe erreichen mögen, bildete einen ziemlich geräumigen, nach Süden zu durch eine hakenförmige schmale Sandzunge geschützten Hafen, die Seehundsbucht genannt, in welchen unser Schiff einlief.

Der nächste Tag ließ sich mit Nebel und Regenschauern an, dennoch setzten wir ein Jagdboot aus und fuhren zuerst nach der kleinen Halbinsel hinüber, welche nur durch einen schmalen, niederen und sandigen Damm mit der Nordinsel verbunden ist.

Gegen ihre südöstliche Spitze hin ist der Strand ein Stück weit eben und flach. Der übrige Teil der Halbinsel besteht aus Felsen und Klippen und die Westküste fällt meist steil zur See ab.

Auf sehr fatalen Pfaden drang ich südwärts vor. Hjalmar,

unser Faktotum, mit einem Spaten und Bootshaken bewaffnet, schloß sich mir an.

Während ich im Vorland Jagd auf ein paar Schneeeulen machte, sollte Hjalmar Lemminge ausgraben, die in großer Anzahl hier hausten.

Die blendend weißen und mit wenig dunkeln Flecken getropften Eulen hielten sich meist auf dem höchsten Gipfel der Hügel des Vorlandes auf, entweder auf der bloßen Erde oder auf Felsstücken sitzend. Sie machten unserm Hjalmar Konkurrenz, indem auch sie, nur mit besserem Erfolge auf die hübschen Nager lauerten.

Von Zeit zu Zeit stieß einer der Vögel ein kreischendes Geschrei aus, nicht unähnlich dem heisern Kläffen eines jungen Hundes. Sie waren übrigens äußerst scheu und flüchteten gewöhnlich schon auf eine Entfernung, welche außer dem Bereiche eines Schrotgewehres lag, auf einen benachbarten Hügel, ohne sich von ihrem einmal eingenommenen Standort ganz vertreiben zu lassen.

Sehr ermüdet von der fast erfolglosen Jagd kehrte ich zu meinem Diener zurück, und stieß bei dieser Gelegenheit auf ein Eulenpaar, das weniger schüchtern war. Einer der Vögel verfolgte mich sogar krächzend ein Stück Weges, so daß ich vermutete, der Horst müsse in der Nähe sein. Nach kurzem Suchen entdeckte ich einen üppig mit Gras bewachsenen kleinen Hügel, kaum hundert Schritte vom Ufer entfernt, um welchen viele der an ihrer Färbung schon leicht erkenntlichen Federn dieser Raubvögel zerstreut lagen. Auf dem Gipfel der Anhöhe fanden sich zwei dicht nebeneinander liegende Horste, kleine Gruben im Rasen, der sorgfältig und glatt weggeräumt war, so daß die schwarze Moorerde zum Vorschein kam; dagegen fehlte jede Art von Unterlage. Die Tiefe der Nester mochte kaum 8 bis 10 cm betragen. In einem derselben lag ein halberwachsenes Junges in grauem Flaumkleid, das sich kugelig zusammenkauerte und mich mit den klaren, gelben Augen unverwandt fixierte.

Um beide Horste befand sich eine Menge Gewöll, aus Haaren und Knochen von Lemmingen zusammengeballt, und ein noch frischer Lemming.

Nachdem ich eine gute Zeit hinter einem Felsstück liegend vergeblich der Annäherung der Alten geharrt und ihren possierlichen Sprößling ruhig im Horst gelassen, versuchte ich selbst, einige der Lemminge auszugraben, denn Hjalmar hatte deren keine zu fangen vermocht.

Die Baue dieser Tiere fanden sich in Menge längs der Gehänge des Vorlandes, entweder in dichtem Rasenboden und festem Moorboden,

oder zwischen Gesteinstrümmern. Selten und nur bei ruhiger Luft und Sonnenschein kommt eins derselben zu Tage, und auch dann nur, um das sammetartige Fell zu glätten und zu reinigen, einen kurzen grellen Schrei auszustoßen und in einer anderen Höhle wieder zu verschwinden. Unsere Grabwerkzeuge erwiesen sich als sehr mangelhaft, ich arbeitete daher mittelst meines Jagdmessers, mehrere Röhren der Nager verfolgend, die nicht tief in die Erde zu führen schienen, denn letztere wird auf 40 — 60 cm Tiefe eiskalt und scheint dort niemals aufzutauen.

Viele der Lemminghöhlen korrespondieren miteinander, in den meisten derselben findet man kleine Nester aus weichem, trockenem Gras, in denen die Tierchen gerne zusammengekauert liegen. Solche vom Wasser ausgespülte nestartige Büschel liegen häufig auch am Rande von Bächen und Seeen und auf überschwemmten Wiesen zerstreut.

Alle in diesen Gegenden von uns erbeuteten Lemminge gehören der blaßgrauen Varietät an, die sich von den sibirischen Halsband-Lemmingen durch ein helleres, weniger mit Kastanienbraun gemischtes Sommerkleid auszeichnet.

Es sind dies sehr liebe, harmlose Geschöpfe, weniger bissig und in ihren Bewegungen viel eleganter als ihre Gattungsverwandten. Sie leben familienweise und gesellschaftlich und nähren sich von Wurzeln, Blättern und Gesäme; auch benagen diese Tiere Knochen und lassen sich sehr leicht zähmen. Ihre Wintertracht unterscheidet sich ebenfalls vollkommen von der der übrigen Arten dadurch, daß sie rein weiß wird.

Wohl wenige Tiere mögen derart der Verfolgung ausgesetzt sein wie die Lemminge. Nicht nur Wölfe, Füchse, Falken und Eulen stellen ihnen nach, selbst die Renntiere machen Jagd auf sie, und Mißwachs und Überschwemmungen und endlich der lange kalte Polarwinter reiben sie zu Tausenden auf. Auf der andern Seite pflanzen sich diese Nager allerdings wieder in unglaublicher Menge fort.

Am andern Morgen begaben wir uns wieder zu den Eulenhorsten, fanden aber das Junge nicht mehr im Neste, sondern etwa achtzig Schritte davon entfernt auf einem Hügel zwischen Steingeröll. Ich möchte bezweifeln, daß dasselbe so weit zu gehen imstande war und glaube eher, daß die sorgsamen Alten ihr Kleines dorthin getragen haben, um es zu verbergen. Einen zweiten, schon in der Entwickelung mehr vorgeschrittenen Nestvogel dieser Art trafen wir bald darauf mitten auf einer Wiesenfläche, aber ebenfalls zwischen einzelnen kleinen

grauen Felstrümmern, die ungefähr seine Farbe trugen. Bei dem zuletzt gefundenen sproßten bereits die weißen Spitzen der Schwingen und Steuerfedern hervor, auch im Schleier und an den Fängen zeigten sich einzelne Federspitzen unter dem grauen Flaum.

Die Schneeeulen sehen bei Tage vortrefflich, dafür spricht schon der Umstand, daß sie fast ausschließlich in der Polarregion leben, in welcher während Monaten die Sonne nicht untergeht. Die schlanke Gestalt zeichnet sie vorteilhaft vor ihren Gattungsverwandten aus, auch fällt das lebhaftere Naturell sehr auf. Ihr Flug ist ganz eulenartig, zuweilen etwas schwankend, aber immer weich, leicht, gewandt und schwimmend, unter Umständen sehr anhaltend. Zuweilen streichen sie auch ein Stück über die See hin, namentlich wenn Eisflarden in der Nähe treiben.

In der Haltung und Bewegung auf der Erde hat dieser Raubvogel — abgesehen von seiner eleganteren Gestalt — viel gemein mit dem Uhu. Die Schneeeule ist ungeheuer aufmerksam auf alles, was in ihrer Nähe vorgeht. Streicht eine Möwe oder ein anderer Vogel vorüber, so beugt sie sich vorwärts, fixiert denselben, reckt den Hals und Kopf hin und her, streckt sich zuweilen und hebt die Flügel. Die Alten halten während der Sommermonate treu zusammen und wählen sich eine felsige Gegend in der Nähe des Strandes, und namentlich solche Plätze, wo ihre vorzüglichste Nahrung, die Lemminge, im Überfluß vorkommen, zum Wohnsitz aus. Stundenlang sieht man sie dann in der Nähe der Höhlen dieser Nager auf der Erde sitzen und ihrer Beute auflauern, auf welche sie mit gehobenen Schwingen springen, um dieselbe mittelst der Fänge zu ergreifen. Bei nebligem und regnerischem Wetter sitzen die Schneeeulen gern auf niedrigen Felsen, wo sie Schutz vor den scharfen Winden finden, sonst fand ich sie fast ausschließlich auf der Erde, gewöhnlich auf dem Gipfel von niedrigen, kahlen Hügeln, die ihnen möglichst freie Rundschau gestatten. Die Jungen knacken gern mit dem Schnabel, stoßen häufig ein kurzes Pfeifen aus und werden bald sehr zahm und zutraulich.

Von Hügel zu Hügel steigend, erreichte ich endlich eine ziemlich ebene Terrasse von kahlen Felstrümmern. Von diesem natürlichen Bollwerk aus übersieht man den größten Teil eines wohl 30—40 km breiten Querthales, welches in verschiedenen Stufen von Osten her nach der Bucht hin verläuft. Hier sammeln sich die von allen Seiten der Tiefe zuströmenden Gebirgsbäche in größeren und kleineren Seeen, die sich kettenartig aneinander reihen. Die Gegend macht trotz einigen grüneren Sumpf- und Wiesenflächen doch einen äußerst öden Eindruck.

Wohl begegnet man zahlreichen Renntierfährten, sonst ist aber von Tierleben kaum eine Spur vorhanden. Man kann stundenweit wandern, ohne auch nur den monotonen Ruf einer Schneeammer oder den schrillen Lockton einer verirrten Raubmöwe zu hören.

Schneefelder wechseln mit fast ganz kahlen, sumpfigen Stellen, in welche der Fuß tief einsinkt, und mit Halden und durch Schneedruck aufgehäuften Massen von Trümmergestein. Dabei war der Himmel schwer mit dunkeln Wolken bezogen; trübe Nebel hingen um die Gipfel der Gebirge; der Sturmwind brach sich heulend an den scharfen Felskanten, und von Zeit zu Zeit ergossen sich kalte Regenschauer. Von einem fünfstündigen, sehr ermüdenden Marsche konnte ich nur einige wenige für uns neue Pflanzen und eine sehr geringe Jagdbeute mit nach dem Fahrzeug bringen.

Nach einigen Tagen liefen wir aus der Bucht bei schwachem Ostwind und viel Nebel wieder aus. In der Meerenge trieben da und dort größere Eisflarden, welche sich jedoch nicht stauten und überall freie Fahrt gestatteten. Mittags legte unser Fahrzeug an einer von Süd hervorspringenden, flachen Landzunge bei, und zwar ganz nahe unter Land. Das Ufer war hier dicht von gestrandeten Eisblöcken umlagert. Es besteht in einer ziemlich breiten, kaum 1—2 m über die Flutmarke sich erhebenden Ebene von Grus und einigen Felsblöcken. Mehr nach dem Innern zu senkt sich die Fläche etwas und enthält eine Menge seichter Teiche, die von den benachbarten Höhen her reichlichen Zufluß erhalten. Auf diesem Schuttgrund gedeihen nur wenig Pflanzen und Moose, während Steinflechten eine hervorragende Rolle spielen. Hier ist die Vegetation der Phanerogamen vorzüglich nach den feuchten Stellen hingedrängt, und dürfte das Wasser somit als Wärmequelle betrachtet werden. Soweit das Auge reicht, bedecken Treibholzmassen das ganze Vorland. Darunter findet man auch außergewöhnlich große, gesunde und frische Stämme.

An dieser Seite des Vorlandes münden mehrere Schneebäche auf der mit Treibholzstämmen dicht besäeten Strandfläche. Diese ist im Süden begrenzt von Hügelzügen, welche ostwärts in mehreren Vorsprüngen meist als steile Klippen nach der Kara-See zu abfallen. Sie sind ebenfalls von Schneewasserbächen durchfurcht, die sich schroffe und tiefe Rinnen in die Schiefergebirge eingegraben haben.

Mit dem Auftreten von festem Gestein beginnt auch hier ein mannigfaltigeres Pflanzenleben, doch fehlen die den zarteren Gewächsen Schutz gewährenden Moose. An geeigneten Örtlichkeiten hausen Lemminge; auch kommen Renntiere und Eisfüchse in der Gegend vor.

Nachdem wir gelandet und etwa 15 bis 20 km ostwärts zu Süd gelangt waren, nötigte uns eine tiefe Schlucht, die unübersteiglich schien, zur Rückkehr. Wohl hatte sich indes der Nebel etwas gelichtet; auf wenige tausend Schritte vom steilen Hochgestade hin kreuzten zwei Yachten ostwärts gegen eine leichte Brise an, in das Karische Meer hinaus. Die klare See verflacht sich gegen die Uferklippen hin, und um letztere trieben wohl größere, aber sehr verteilte Schollen, dazwischen zuweilen ein Eisberg. In weiter Ferne schien allerdings dichteres Eis zu liegen, namentlich in Nordost.

Um 4 Uhr nachmittags klärte sich das Wetter noch mehr; gleichzeitig bemerkte man, daß mit rückgehender Flutwelle die Eismassen in Bewegung gerieten und in die Meerenge zu treiben begannen. Ein fast undurchdringliches Eis schien sich zu bilden, so daß die beiden Yachten mit vollen Segeln den Rückzug nach der Meerenge einschlugen. Auch unser Kapitän erklärte ein längeres Verbleiben und Zuwarten in der Gegend für vollkommen fruchtlos und sogar für gefährlich; er folgte dem Beispiel der Tromsöer Segelschiffe und machte Kehrt. Eine günstige Brise führte uns somit wieder rasch vorwärts. Auf vielen Ummegen ging es in engen Wasserrinnen durch die gestauten Flarden, die übrigens gemeiniglich aus sehr morschem und dünnem Eis bestanden, das unter Umständen angesegelt und so durchbrochen werden konnte.

4.

Auf Island.

— Lord Dufferin —

Als wir am Morgen bei 21° R. Wärme, geleitet von unsern Isländer Gastfreunden — unser Ziel war das Lavathal Thingvalla — durch die hölzernen Straßen dahintrabten, dachte ich, eine vergnügtere Gesellschaft könne nicht leicht von Reikiavik ausgezogen sein. Voran liefen drei leere Ponies, ohne Zaum, ohne Sattel, ohne irgend welches Gefühl moralischer Verantwortlichkeit, ausschlagend, beißend und wiehernd, wie toll; dann kam Sigurdr, nunmehr unser Anführer, umgeben vom Rest der Kavalkade, und zuletzt in einiger Entfernung, tief in Melancholie versunken, Wilson. Ein Ritt von einigen Stunden durch eine rauhe Lavaebene brachte uns an einen Fluß, wo unsere Reikiaviker Freunde mit besten Wünschen von uns Abschied nahmen. Uns selber überlassen, eilten wir so schnell als

möglich vorwärts zu kommen, obgleich der Pfad über die Lava so uneben war, daß ich jeden Augenblick fürchtete, Snorri (so hatte ich nämlich mein Pony getauft), würde auf die Nase fallen. Noch eine Stunde, und wir hatten das Hügelland erreicht. Auf diesem Teil unserer Reise bot die Landschaft wenig Interessantes, da die Berge sich weder durch Form noch Höhe auszeichneten. Hier und da stießen wir jedoch auf hübsche Stellen, einigen unfruchtbaren Gegenden in Schottland nicht unähnlich, mit blauen, in einsamer Ruhe schimmernden Seeen.



Abb. 3. Island: Aufbruch zur Reise.

Nachdem wir einige Zeit in offenem breitem Thale, das sich allmählich zur Schlucht verengte, fortgeritten waren, erreichten wir ein schönes grasiges Plätzchen. Da es bereits drei Uhr geworden war, so schlug Sigurdr vor, hier Halt zu machen.

Wir sattelten und zäumten die Pferde ab, um sie frei weiden zu lassen, und nahmen alsdann auf einer sonnigen Anhöhe Platz, um unser Frühstück zu verzehren. Nach ungefähr einer halben

Stunde gab Sigurdr das Zeichen zum Aufbruch; wir gingen, sattelten und zäumten die drei unberittenen Ponies, trieben Snorri und seine Gefährten voran und setzten vergnügt unsere Reise fort. Nach einstündigem allmählichem Ansteigen durch eine malerische Bergschlucht erreichten wir ein unermeßliches, ödes Lavaplateau, welches sich wie ein großes Steinmeer vor unseren Augen ausbreitete. Unzählige Steinblöcke, Überbleibsel aus der Eiszeit, versperrten den Weg; nur im Schritt war vorwärts zu kommen. Kein Grashalm, kein Streifchen Grün belebte die Landschaft, kein Ton berührte das Ohr, als der krächzende Schrei des Brachvogels und der klagende Ruf des Kibitzes.

Stunde auf Stunde drangen wir voran, aber die graue Wüste schien grenzenlos, und der einzige Trost, den Sigurdr uns geben wollte, war, daß das Ziel unserer Reise diesseits einer Kette blauer Berge liege, die über den steinigen Horizont wie gespenstische Lagerzelte emporschauten.

Da es bereits acht Uhr war, setzte ich mein Pferd in Trab, um kurzen Prozeß mit dem Dutzend Kilometer zu machen, die uns noch von der Hügelreihe zu trennen schienen, wo, wie ich Sigurdr verstand, unser Feldlager für die Nacht aufgeschlagen werden sollte. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich einige Augenblicke später, in vollem Galopp, durch einen furchtbaren Abgrund oder vielmehr eine Kluft aufgehalten wurde, die sich plötzlich vor meinen Füßen aufthat, und das öde Plateau, über welches wir uns so mühsam hinweggeschleppt hatten, von einer lieblich heiteren, sonnenglänzenden Ebene schied, die in einer Versenkung von etwa dreißig Metern sich zwischen uns und den gegenüberliegenden Bergen ausspannte. Kaum erinnere ich mich je einer so vollendeten Überraschung; Sigurdrs Absicht bei seiner unbestimmten Beschreibung unseres Lagerplatzes war jetzt klar.

Wir hatten die berühmte Almannagja erreicht. Gegenüber, wie ein schwarzer Wall in der Ferne, schnitt die Felswand Hrafnagja durch die niedere Abdachung des Berges, und zwischen diesen beiden ruhte in sonniger Schönheit die breite grüne Ebene von Thingvalla.

Ich konnte vor Freude und Überraschung kaum Worte finden. Nachdem Sigurdr uns hinreichend Zeit gelassen, uns an diesem Anblick zu weiden, wandten wir uns links und gingen am Rande des Abhanges hin, bis wir einen schmalen Pfad erreichten, der wie zufällig gebildet an einer langen Nische in der zerbröckelten Felswand hinabstieg und, die Sohle der Schlucht durchschneidend, an der gegenüberliegenden Felswand empor und in die Ebene von Thingvalla hinabführte.



Abb. 4. Aussicht auf der Höhe von Almannagja.

Es befand sich ganz in der Nähe ein Pfarrhaus und eine Kirche, beide von Stein und mit Rasen gedeckt, allein das Innere schien so dunkel, feucht, kalt und gebeinhausähnlich, daß wir uns wirklich freuten, als die zurückgebliebenen Pferde mit unserm Zelt und Gepäck endlich am Horizonte sichtbar wurden.

Eine halbe Stunde darauf war der für unser Lager ausgesuchte Grasplatz mit Pfählen, Kisten, Töpfen, Theekesseln und all' dem Höllengeräte einer Zigeunerwirtschaft bedeckt. Wilsons Erfahrungen kamen uns hier gut zu statten; unter seiner feierlichen, aber erfolgreichen Leitung erhob sich in weniger als zwanzig Minuten das Zelt trocken und behaglich über dem Rasen. Nachdem er den Boden mit Wachstuch und Teppichen belegt und unsere Betten im Hintergrunde des Zeltes aufgeschlagen hatte, deckte er den Tisch am Eingange desselben mit einer Sorgfalt, als würde der Erzbischof von Canterbury zu Tisch erwartet. Obwohl bereits fast neun Uhr abends, war es doch noch so hell wie am Mittag; der Himmel glühte wie ein goldner Dom, und Ruhe und tiefer Frieden breiteten ihre Fittiche über die rasengeschmückte Ebene aus.

Als ich am andern Morgen erwachte, strömte das weiße Sonnenlicht in mein Zelt, und die Landschaft glühte und glänzte in der Schönheit des heißesten Sommertages, dessen ich mich erinnere. Wir frühstückten in Hemdsärmeln, und ich mußte, um mich gegen die Sonne zu schützen, meinen Kopf in ein weißes Tuch einhüllen. Da wir alle vom gestrigen Ritte ein wenig steif waren, so konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, diesen Tag hier zu verweilen, um die wunderbaren Gestaltungen der Gegend mit etwas mehr Muße zu betrachten. Ganz unabhängig von seinen Naturschönheiten, war mir Thingvalla auch wegen seiner geschichtlichen Erinnerungen äußerst interessant. Vor langer Zeit, zu einer Periode, wo Feudal-Despotismus die einzige Regierungsform in ganz Europa war, pflegte hier in Frieden ein freies Parlament zu tagen, um die Angelegenheiten der jungen isländischen Republik zu ordnen, und bis zu dieser Stunde ist die Umgrenzung dieses Parlamentshauses noch so kenntlich und unverändert, als an dem Tage, an welchem die hochherzigen Väter der Auswanderung sie zuerst dem Dienste einer freien Nation weihten.

In der Ebene erhebt sich ein unregelmäßig ovaler Raum von ungefähr hundert Schritt Länge und fünfundzwanzig Schritt Breite, fast ganz von einem gewaltigen Einschnitte umgeben, dessen Tiefe und Breite jeden Übergang ausschließt. Nur an einem Ende steht der

innere Raum mit der umliegenden Fläche durch einen schmalen Damm in Verbindung und erlaubt den Zutritt.

Diesen Ort also, den die Natur beinahe zu einer Festung eingerichtet hat, wählten die Gründer der isländischen Konstitution für die Versammlungen ihrer Things oder Landtage; bewaffnete Wachen verteidigten den Eingang, während im Innern die ernsten Bonder in Sicherheit Rat hielten, und bis auf den heutigen Tag sind am obersten Ende dieses Versammlungsplatzes die drei Steinblöcke zu sehen, auf welchen in feierlicher Amtstracht die Häupter und Richter saßen.

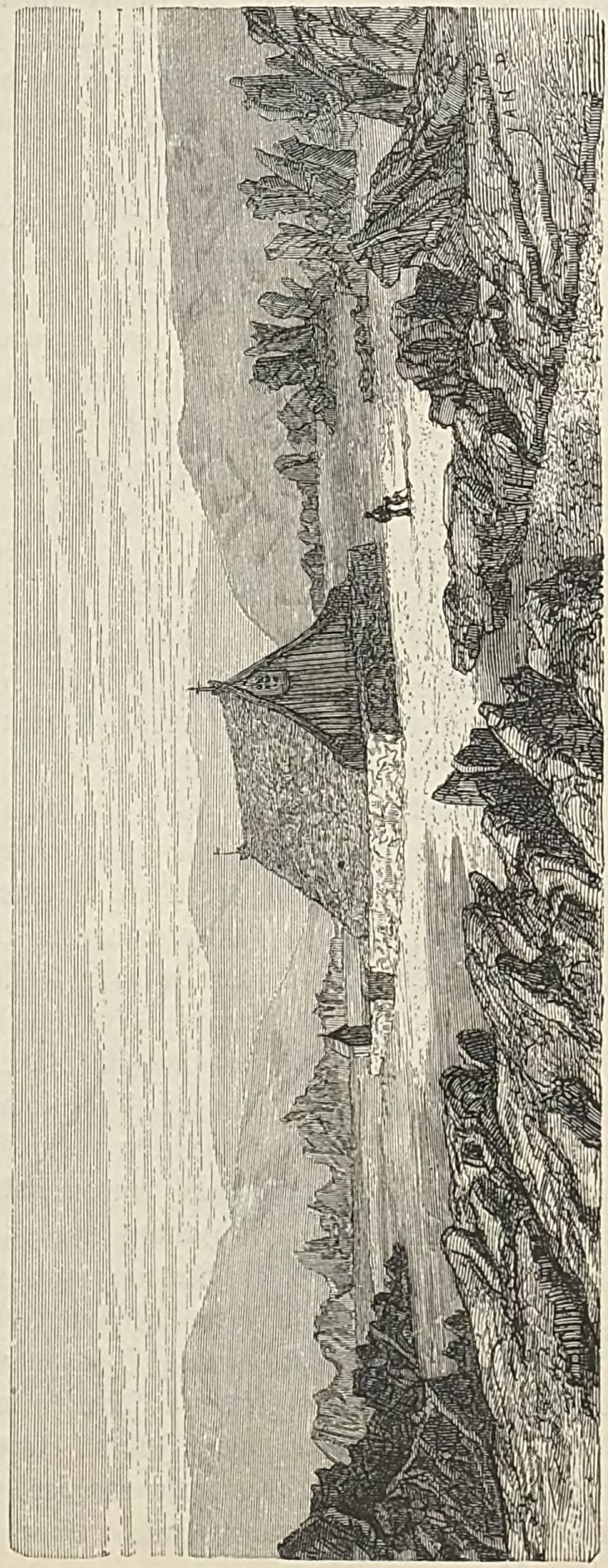


Abb. 5. Kirche auf Island.

Aber diese denkwürdigen Zeiten sind längst verschwunden; keine mutigen Berserker bewachen mehr den Eingang zum Althing; auf dem heiligen Logberg sitzen nur noch Raben, und der Fußboden des alten isländischen Parlamentshauses wird von den Schafen des Pfarrers abgeweidet. Im Jahre 1261 wurde die Insel ein Besitztum der norwegischen Krone.

Von dem Althing

schlenderten wir hinüber nach der Almannagja und besuchten auf unserm Weg den Hinrichtungsteich. Hier stürzt sich ein Fluß über den Abhang auf die Sohle und strömt dann eine Strecke weit zwischen ihren Wänden hin. Am Fuße des Falles sammeln sich die schäumenden Wasser für einen Augenblick in einem dunkeln, tiefen Schlunde, der von den zerklüfteten Felsen gebildet wird, und nach diesem Schlunde hin wurden vor Zeiten alle eines Kapitalverbrechens überführten Frauen geführt und ertränkt.

Indem wir uns von dem Schauplatz, wo manche Tragödie zu Ende gespielt worden sein mag, abwandten, stiegen wir die Schlucht der Almannagja herab, und ich benutzte die Gelegenheit, diese wunderbaren Bildungen noch einmal recht genau zu beobachten. Auf beiden Seiten stiegen die Felswände lotrecht aus dem grünen Rasen der Thalsohle auf. Ein grelles Licht glänzte auf der Fronte der einen Felswand, während die andere in tiefstem Schatten lag; auf beiden ließen sich in der rauhen Oberfläche noch die entsprechenden Gliederungen erkennen, die einst, ehe die Felsen sich spalteten, ineinander gefugt gewesen sein müssen. So unverändert, so frisch schienen die Spuren dieser Umwälzung, daß ich beinahe das Gefühl hatte, als sei ich Zeuge dieses gewaltigsten aller Naturschauspiele fast im Augenblicke seiner Aufführung gewesen. Ein Gang von ungefähr zwanzig Minuten brachte uns an den Rand eines Sees — eines herrlichen Wasserspiegels von 24 km Länge und 12 km Breite. Eine prachtvollere Aussicht ist mir selten vorgekommen. Im Vordergrunde kolossale Fels- und Lavablöcke in wilder Verwirrung umherliegend, wie Trümmer einer untergegangenen Welt, umspült von Gewässern, glänzend und grün wie polierter Malachit. Darüber hinaus in der Ferne ein ganzes Heer von Bergkuppen, von der durchsichtigsten Atmosphäre mit Tinten umgossen, die man in Europa vergeblich suchen würde; in gedrängter Reihe einander über die Schulter sehend, spiegelten sie sich im Silber des Sees zu ihren Füßen, während hier und da von ihren Purpurgipfeln weiße Rauchsäulen wie Opferwolken zum heitern Himmel emporstiegen.

Am nächsten Morgen brachen wir nach den Geisirn auf. Der Himmel blieb wolkenlos, und ein dreistündiger Ritt brachte uns nach der Rabnagja, der östlichen Grenze Thingvallas, und indem wir an ihrer rauhen Front hinaufklommen, warfen wir einen Abschiedsblick auf die liebliche Ebene zu unsern Füßen; alsdann steuerten wir mutig über ein ähnliches ödes Lavaplateau wie das, über welches unser Weg nach der Almannagja geführt hatte. Aber statt der unbegrenzten

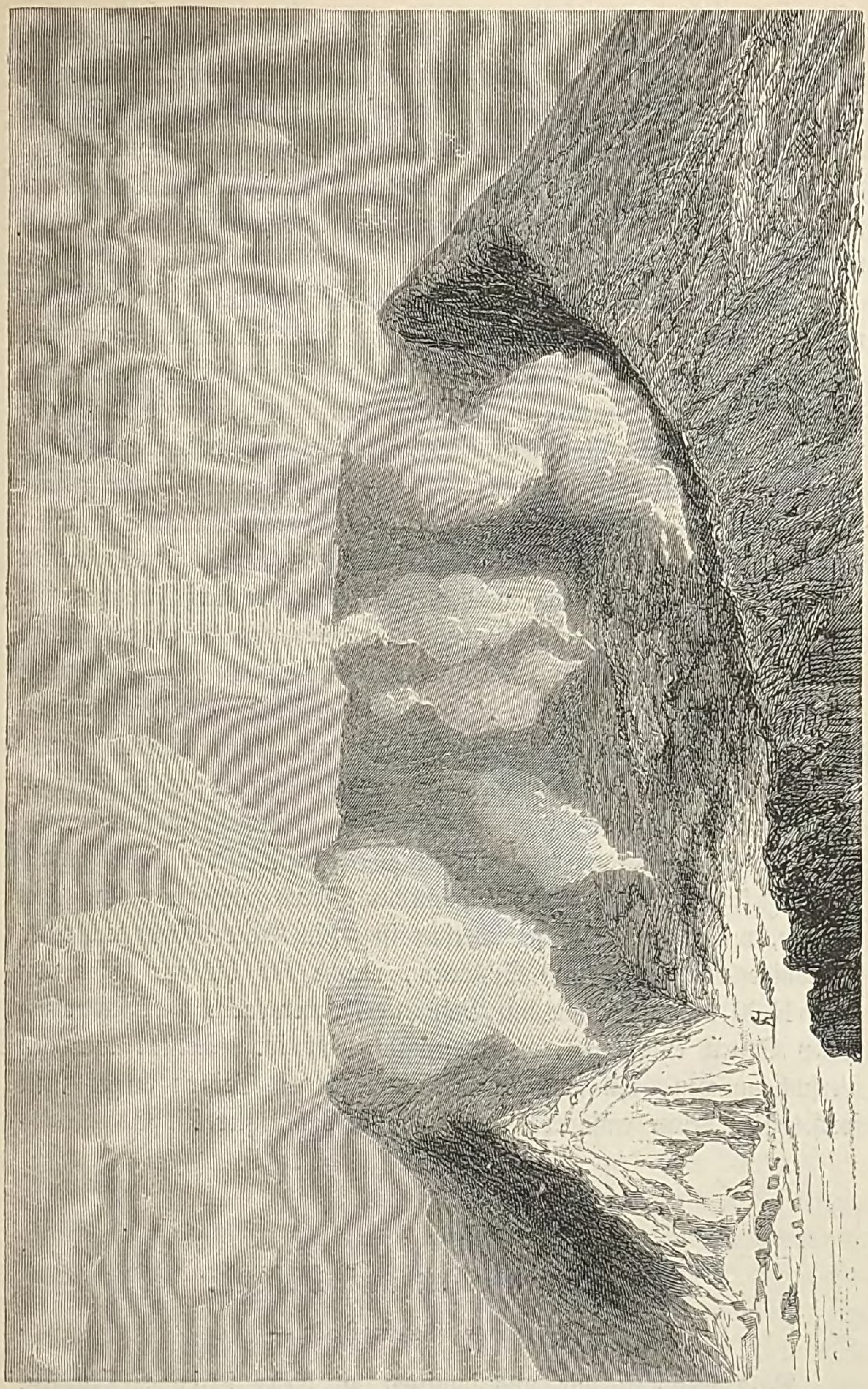


Abb. 6. Der Krater des Hekla.

Ferne, die uns damals so sehr entmutigt hatte, schloß sich die Aussicht jetzt in einer Reihe seltsamer, teilweise beleuchteter Berge, welche in so phantastischen Formen vor uns aufstiegen, daß ich meine Augen

nicht abzuwenden vermochte. Vor uns öffnete sich eine glatte, rasige, hufeisenförmige Ebene, umschlossen von kahlen, verbrannten Bergen, die rot, schwarz und gelb sich in hundert jähe, grotesk geformte Spitzen von Asche und Schlacken verliefen. Keine Spur von Vegetation milderte die Dürre ihrer verglasten Wände, während der grünende Teppich zu ihren Füßen die feuerverbrannte Umgebung noch unheimlicher, noch unnahbarer erscheinen ließ.

Nach der gewöhnlichen Ruhezeit und dem Pferdewechsel galoppierten wir nach der andern Seite der Ebene, und, um das andere Horn des Halbkreises biegend, befanden wir uns plötzlich in einem Reviere, welches den versenkten Aschekegeln, die wir verlassen hatten, ebenso unähnlich war, wie diese der vulkanischen Gegend, welche wir am vorhergehenden Tage besucht hatten. Zur Linken erstreckte sich eine lange Kette grüner Hügel, zwischen welchen sich hier und da schottische Thäler und Schluchten öffneten, während sich zu ihren Füßen bis zum Horizonte ein breiter Streifen Wiesenland hinzog, in dem sich zwei oder drei Flüßchen wie blaue Schlangen hin- und herwanden. Hier und da stiegen weiße Dampfwolken in endlosen Wirbeln aus dem Boden, unzweideutige Anzeichen der gewaltigen Esse, die unter diesem feuchten, kühlen, grünen Teppich arbeitete, während silberne Seeen und scharf abgedachte vereinzelte Hügel die Einförmigkeit des flachen Landes milderten und das Auge nach den drei schneebedeckten Spitzen des Hekla leiteten, die kalt und klar sich gegen den Himmel abgrenzten. Dem Ansehen nach ist der Hekla nur wenig verschieden von den andern zahllosen vulkanischen Bergen, mit denen die Insel übersäet ist; sein Kegel besteht aus einer Pyramide von Stein und Schlacken, welche sich bis zur Höhe von etwa 1500 m erhebt und mit Banden erstarrter Lava, die geschmolzen seinen Seiten entquollen, zusammengeschweißt ist. Sollten wir den Versuch machen, ihn zu ersteigen oder zu den Geisirn unsern Ritt fortsetzen? Leider entschieden wir uns für das letztere!

5.

Bei den Geisirn auf Island.

— Sophus Tromholt —

Bald befanden wir uns inmitten all dieser seltsamen Quellen, und endlich machten wir vor einem großen, grauen, kegelförmigen Hügel, dem Bassin des berühmten Geisir, Halt. Alles sah häßlich und unheimlich aus; alles war in Nebel, Wolken und Regen einge-

hüllt. Die so viel gepriesene Schönheit des Bassins des Geisir konnte ich nicht entdecken; der Wind kräuselte das Wasser in der becherförmigen Vertiefung des Kegels und trieb die nach Sodalaugen riechenden Dampfwolken über die Erdoberfläche hin.

Sämtliche Quellen — alles in allem sicherlich ein halbes Hundert — liegen an einem flachen, langgestreckten, von Nordnordost nach Südsüdwest verlaufenden Abhang, östlich von einer isolierten Höhe, Laugafell. Auf der anderen Seite des gesamten Quellengebietes liegt, etwas tiefer als dieses, ein von einem Bache durchströmtes Moor. Den Bezirk, auf welchem sich die Quellen befinden, muß man sich nicht allzu groß denken; derselbe kann wohl eine Länge von 750 m und eine Breite von höchstens 300 m haben. Die Oberfläche besteht hauptsächlich aus rotgelbem Sand, und in der Nähe der Quellen vorzugsweise aus Kieselsinter. Hier und da bemerkt man einen kleinen grünen Fleck; der untere Teil des Laugafell ist mit roten und gelben oder mit rotgelben Massen von Thon und Sand bedeckt. Die rotgelbe Farbe ist überhaupt allenthalben auf Island, wo es siedende Quellen giebt, die vorherrschende.

Geisir, der „große Geisir", der „König aller Geisirn", liegt in dem nördlichen Teile der Gruppe. Das Bassin des Geisir, welches sich sowohl durch seine Gestalt, als auch durch seine Größe von dem aller anderen Quellen unterscheidet, ist ungefähr wie ein Vulkan geformt, und wie dieser sein eigener Baumeister gewesen, so hat auch der Geisir im Laufe der Zeit den fast regelmäßigen, flach gewölbten Kegel von Kieselsinter selber erbaut, jenen Kegel, der sich etwa 2 m über die nächsten Umgebungen erhebt und oben ein fast kreisrundes, becherförmiges, flaches Becken hat, das bei einem Durchmesser von etwa 15 m gegen die Mitte hin etwa 2 m tief ist. In der Mitte des Beckens führt vom Grunde aus eine 3 m breite, cylinderförmige Röhre mehr als 20 m in die Tiefe. Die Außenseite des Bassins zeigt eine gräuliche Farbe, und die Oberfläche ist derart blätterig uneben, daß der niedrige, kegelförmige Hügel gewissermaßen einer riesigen Austerschale gleicht; hier und da hat sich der Kieselsinter nicht in Blätterform, sondern in drüsenförmigen oder blumenkohlähnlichen Gebilden abgesetzt. Der Grund des Beckens ist mehr weißlich, zeigt jedoch eine ähnliche Struktur wie die Außenseite. Das Becken selbst ist bis an den Rand mit siedend heißem, jedoch ruhig fließendem Wasser von blaugrüner Farbe gefüllt. Die Stelle, an der die Röhre in das Becken mündet, ist leicht an dem dunkleren Farbentone des Wassers zu erkennen. Durch die Röhre steigt fortwährend Wasser in

das Bassin, welches eine oder mehrere Abzugsrinnen am Rande des Beckens hat. Die Temperatur des Wassers beträgt an der Oberfläche 60—70° R. Während meines Aufenthaltes am Geisir bot sich mir öfters Gelegenheit, die kleinen bescheidenen Ausbrüche, auf welche die Thätigkeit der einst so aktiven Springquelle nun im wesentlichen beschränkt ist, genauer zu beobachten. Diese Ausbrüche werden durch einige schwache Stöße in Verbindung mit einem unterirdischen Getöse, das man mit einem fernen Kanonendonner verglichen hat, eingeleitet. So oft diese Stöße eintrafen, eilte ich natürlich hin. Anfangs war ich so sanguinisch, zu glauben, möglicherweise einen der großen berühmten Ausbrüche mit eigenen Augen beobachten zu können. Es geschieht indessen weiter nichts, als daß sich das Wasser über der Röhre wie eine flachgewölbte Kuppel erhebt, worauf die ganze Wassermasse des Bassins eine Zeitlang in Aufruhr gerät und das überflüssige Wasser unter starker Dampfentwicklung allenthalben die Seiten des Kegels hinabrieselt. Das ist alles. Der nicht minder gefeierte Bruder des Geisir, der Strokkr, der seinen Namen — Butterfaß bedeutend — von der Gestalt der eigentlichen Quelle erhalten hat, liegt hundert oder hundertfünfzig Schritt südlich vom Geisir; er hat weder einen Kegel erbaut, noch ein eigentliches Bassin gebildet; die etwa $2^1/_2$ m breite Öffnung ist mit einem niedrigeren oder höheren unregelmäßigen Rand von bräunlichem Kieselsinter eingefaßt; die Röhre senkt sich, gleich einem Brunnen, perpendikulär hinab und ist mit demselben braunen Kieselsinter bekleidet; dieselbe kann bis zu einer Tiefe von etwa 13 m verfolgt werden, wird jedoch allmählich immer schmaler. Das Wasser, welches gewöhnlich gegen 3 m unter der Mündung der Röhre steht, befindet sich fortwährend in einem Zustande heftigen und tosenden Kochens.

Der Strokkr war in früheren Zeiten, gleich dem Geisir, eine von selbst springende Quelle, heutzutage kommt ein derartiger Ausbruch äußerst selten, nur hin und wieder während des Winters vor. Auch der Strokkr ist längst über sein kräftiges Mannesalter hinaus.

Eine andere siedende Quelle befindet sich im südlichen Teile der Gruppe. Sie besteht aus zwei etwa 1 m breiten Löchern, welche ungefähr $^1/_2$ m auseinander liegen, unter der Erdoberfläche jedoch miteinander in Verbindung stehen. Nur in dem nördlichen siedet das Wasser. Allmählich wird das Kochen heftiger; das Wasser steigt in beiden Löchern; plötzlich kommt das kochende Wasser in eine heftige, plätschernde Bewegung; ein Teil wird durch das andere Loch und dessen Abzugsrinne entleert, worauf das Wasser auf einmal 15—20 cm

in beiden Löchern sinkt. Dann beginnt das Spiel aufs neue und wiederholt sich ununterbrochen auf dieselbe Weise. Die Periode hat nur eine Dauer von anderthalb bis zwei Minuten. Eine gewisse Periodicität ist überhaupt allen siedenden Quellen der Gegend eigentümlich, wenn dieselbe auch nicht immer so deutlich wie bei der zuletzt erwähnten hervortritt.

Doch wer vermag alle diese Quellen, an denen der kleine Bezirk so überaus reich ist, zu beschreiben! Höchst interessant bleibt es, hier alle möglichen Formen repräsentiert zu sehen. Einige bestehen nur aus einer kleinen röhrenförmigen Öffnung, in welcher das Wasser steigt und fällt; in einer anderen siedet und spritzt das Wasser etwa ½ m in die Höhe; hier giebt es garstige, siedende Schlammpfuhle und dort kleine, zischende und spritzende Dampfventile. Aus allen diesen Öffnungen sowohl, als aus den vielen Abflüssen steigen unaufhörlich große Dampfwolken auf, die freilich im Winde nicht sonderlich imponierend sind; wenn die Luft jedoch still und etwas kühl ist, dann steigt der Dampf als weiße, kompakte Masse senkrecht empor, und in solchen Augenblicken bietet die Gegend ein ebenso eigentümliches wie großartiges Aussehen dar.

II.

Nord-Europa.

Skandinavien und Dänemark.

1.

Auf dem Nordkap.

— Robert Davidsohn —

Wir haben Hammerfest verlassen, das nördlichste Städtchen der Welt, wo es die nördlichsten Bäume giebt, das nördlichste Birkenwäldchen, Stämme, nur so dick noch wie ein kräftiger Spazierstock. Nun geht es fort durch öde arktische Natur, durch kahle Felsen und Schnee. Als wir am Abend auf Deck zusammensaßen, entstand eine unbeschreibliche Aufregung. Längst fuhren wir an der Küste der Insel Maggerö entlang, nun aber tauchte kühn, trotzig, gewaltig, im Norden die Spitze hinausstreckend ins offene Eismeer, ein mächtiger Felsen auf, alle andern überragend, und die breite Brust bietet der hohe Fels den Wellen des Eismeeres. Die Wogen brechen herein und stürmen an, aber des Nordlands kühnster Felsen bietet ihnen zuerst die Stirn und trotzt dem ewigen Zerstörungswerke als vorgeschobener Posten des alten Erdteils.

Wir sind am Nordkap. Geschäftiges Leben herrscht auf dem Schiff, geschäftiges, aufgeregtes Leben in der Gesellschaft. Die Mannschaft hat viel zu thun. Der Anker wird am Nordkap geworfen. Die kleinen Kanonen am Bord werden geladen, und die Salutschüsse hallen von den Felsen, an denen die Eismeerwellen sich brechen, wieder. Die Rettungsböte werden klar gemacht — dieses Mal zu dem harmlosen Zweck, uns Passagiere zum Fuße des Nordkap zu bringen, und, 27 Personen stark, schifft sich die Gesellschaft auf den kleinen Böten ein, um am Kap zu landen. Freilich macht uns vorweg die Frage Sorge, wie der Gipfel zu erreichen wäre. Beinahe senkrecht sehen wir den Nordkapfelsen sich erheben, und doch zeigen uns die Steuer-

leute dort hinauf, an dem gradlinig abfallenden Schnee vorbei, den Weg. Da gehts nun an ein gemsenartiges Klettern. Es war ein erstaunliches Bild, diese 27 Personen starke Klettergesellschaft am Felsen hängend, am Schnee entlang klimmend, halb in der Luft schwebend, schier senkrecht übereinander zu sehen. Nur um Himmelswillen keinen Blick zurück! Dort unten liegt unser gutes Schiff, wie aus einer Spielzeugschachtel genommen, dort unten breitet sich endlos das Meer, und steil gehts hinab. Wer sich umwendet, der wahre sich, daß der Schwindel ihn nicht erfaßt und kopfüber hinabzieht.

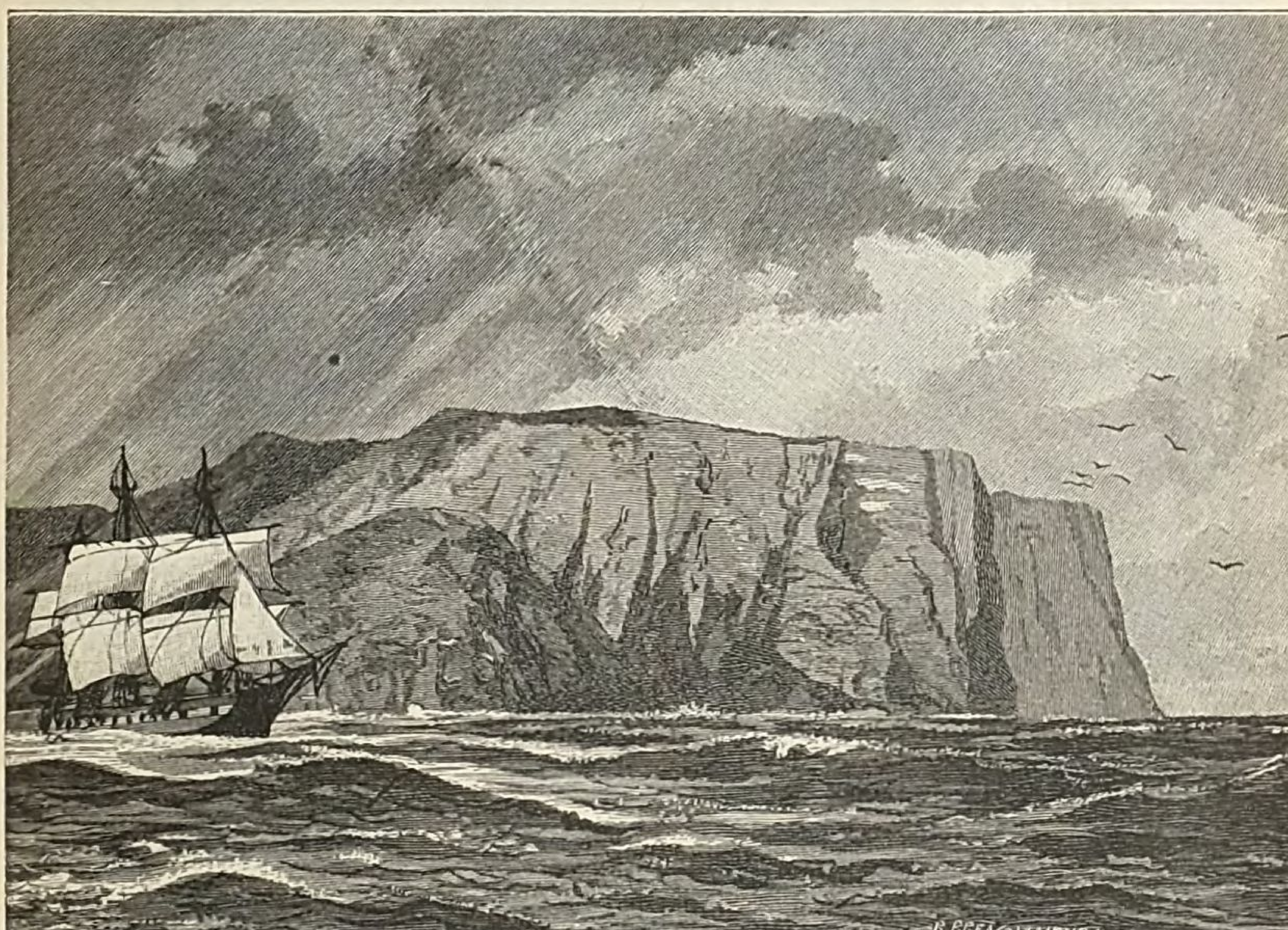


Abb. 7. Das Nordkap.

Es sind schier unbeschreibliche Pfade, auf denen wir aufwärts klimmen. Es kommt der Moment, wo wir an fast senkrechter Stelle mit Händen und Füßen uns in das Erdreich hineingearbeitet haben und nun ziemlich hilflos am Felsen hängen. Der herabgereichte Stock eines Steuermannes hilft uns über die Stelle und über den nächsten Schneefleck fort, und nach so viel Schweiß und Schrecken sind wir endlich auf dem langgestreckten Rücken des Kaps. Die erstaunlichste Leistung aber war die eines Matrosen, der nur eine Hand frei hatte — denn mit der andern hielt er auf seinem Kopf einen Korb mit einer hübschen Anzahl Champagnerflaschen, die wir aus

dem wohlversorgten Weinvorrate des Schiffes mit hinaufgenommen hatten. So waren wir denn unversehrt beisammen nach weiterer halbstündiger Wanderung an der Spitze des Nordkaps — an der Nordspitze des Erdteils.

Dort oben ragt eine kleine Steinsäule auf, zum Andenken an den Besuch König Oskars. Auf den Stufen der schmucklosen Säule sitzen wir nieder und schauen hinaus auf das rotüberstrahlte offene Eismeer. Im Norden kein entdecktes Land mehr, im Nordosten wohl tausend Kilometer weiter das geheimnisvolle Franz Josephs-Land. Es ist ein großes Gefühl, das Einen da überkommt. Dort im Süden sorgen und schaffen, arbeiten und streben, mühen und freuen sich so viele hundert Millionen Menschen — du aber stehst einsam auf umbrandeter Höhe, vor dir die senkrechte Kluft, neben dir das Meer, und alles, was Europa heißt, liegt dort unten in südlicher Ferne, schlummert jetzt von Sorge und Mühe, während dir nahe und schön die ewige Sonne strahlt — und was alles wird das Tagesgestirn erschauen, das eben jetzt, um die Stunde der Mitternacht, von neuem von der Fläche des Meeres aufsteigt zu neuem Wege, um von neuem diesem Erdteil Segen zu spenden.

Hinter uns — „etwas südlicher“ — jubelt es auf. Der Sekt wird entkorkt, und die Gläser klingen. Das erste Glas gilt der strahlenden Sonne der Mitternacht, das zweite dem heiß ersehnten, mühsam erreichten Nordkap, das dritte dem ganzen Erdteil, dessen nördlichste Menschen wir sind, ein viertes dem „Land voll Lieb und Leben, dem deutschen Vaterland“.

Strahlend in roter Glut steht die Morgensonne am Himmel — es ist dreiviertel Stunden nach Mitternacht — als wir uns zum Abstieg rüsteten. Es erfaßt Einen ein förmliches Grauen, wenn man den schwindelnden, senkrechten Weg hinabblickt zum Meer; man verliert den Mut, wenn man das steile Schneefeld und den abschüssigen Pfad vor sich sieht. Und doch giebt es keinen andern Weg hinab von dem Nordfelsen der Insel Maggerö — bekannter unter dem Namen „das Nordkap“.

Drunten merkten wir kaum was von den ganz kräftigen Wellen; in der erstaunlich gehobenen Stimmung, in der man sich befindet, ist ein so schwierig Stück Arbeit glücklich gelungen. Da saßen wir bei dem steifen „Toddy“, dem Nationalgetränk der Nordmeerfahrer und tranken auf das gelungene Werk und auf den Kapitän, der uns nun gar noch auf vierstündigem Umwege nach dem märchenhaften Vogelberg führen wollte.

Gegen vier Uhr morgens nahten wir uns dem erstaunlichsten von allen Naturwundern. Das ist eine Felseninsel im Meere. Scharen von Möwen hatten uns schon zuvor angezeigt, daß wir dem Vogelberg nahe wären. Nun aber werfen wir Anker vor der Felsengruppe, auf der sich weit im Umkreis die Möwen und auch andere

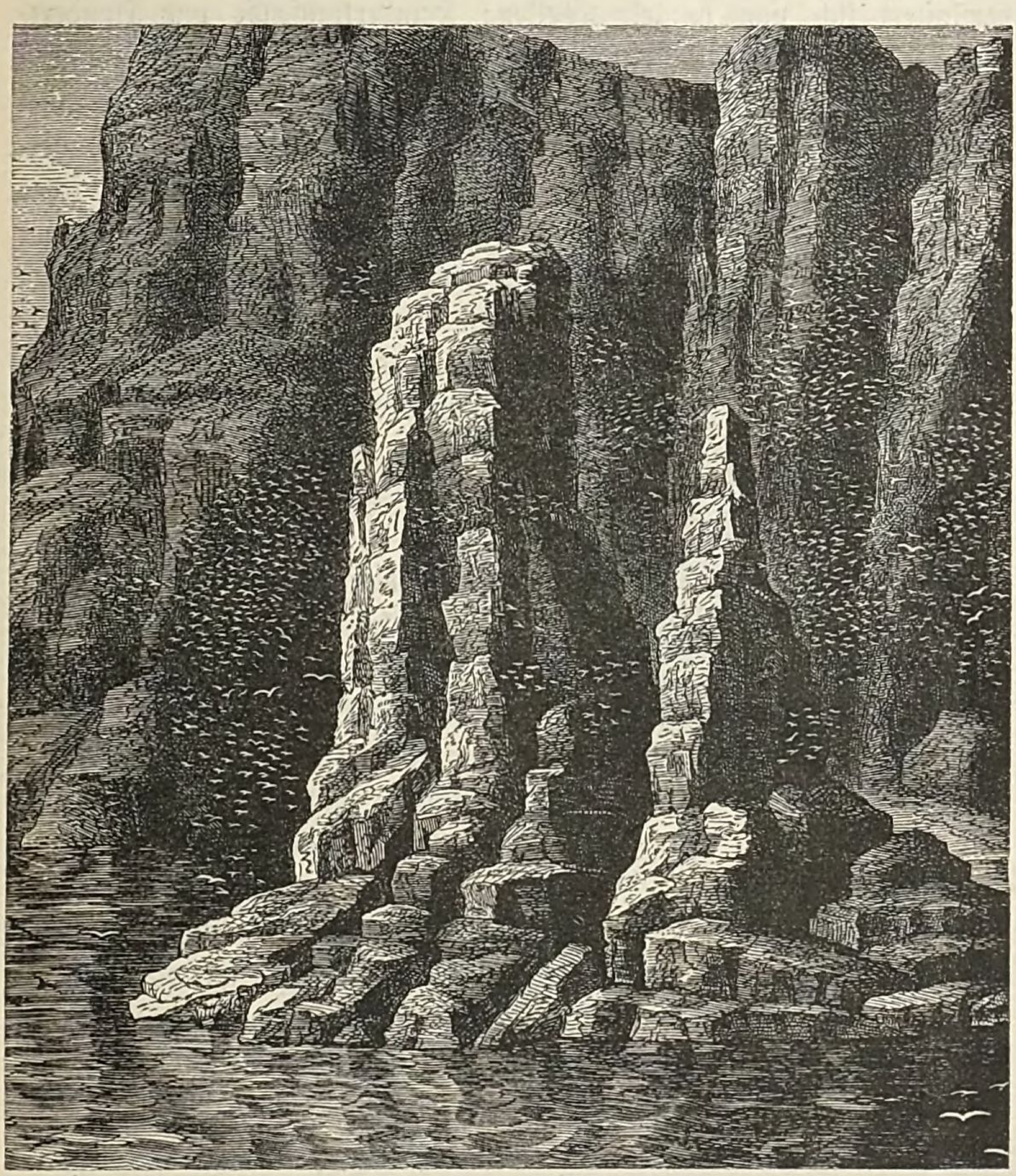


Abb. 8. Vogelberg am Nordkap.

Vögel versammeln, um hier zu brüten, um hier ihre Jungen fliegen und schwimmen zu lehren.

Vor dem Vogelberg haben wir Anker geworfen. Reihenweis sehen wir an dem riesigen Gebirge dicht übereinander die weißen Möwen hocken, und die Schären im Meer bedeckten sich wie mit weißen Tüchern. Gerefften Segeln gleich, die an Masten hängen, oder wie Perlenschnüre,

die sich an Perlenschnüre reihen, ziehen sie sich an dem Felsen entlang; auf jedem kleinsten Vorsprung sitzen sie, und sie nisten in jeder Felsschrunde. Nun aber werden von Bord gar Böllerschüsse abgefeuert, die von dem hohen Fels im Meere wiederhallen. Da flattert etwa die Hälfte der Möwen krächzend, klagend, schreiend auf; die Luft verfinstert sich von dunkeln Wolken; Hunderttausende und Hunderttausende fliegen angstvoll, sich förmlich aneinander stoßend, zwischen Berg und Schiff; ihr Lärm ist zehnfach stärker, als das Knallen der Kanone. Unruhig wogen die Wolken von Möwen hin und her, bis sie, wenn eine Minute Ruhe geherrscht, wieder zurückfliegen, jedes an seine Stelle, um von neuem entsetzt aufzuflattern, wenn ein neuer Schuß ertönt, um von neuem das großartige Spiel zu wiederholen, wenn gar eine der Raketen, die wir abfeuern, das Volk der Hunderttausende von Möwen wieder in angstvollen Aufruhr versetzt. Das ist ein märchenhaftes Bild, an dem die Phantasie und das Wort des Erzählers erlahmt und das man seiner eigenen Erinnerung kaum recht glaubt, weil es gar so über alle Maßen phantastisch ist. Man meint ein Vogelkönig herrsche hier, und angstvoll flattere um seinen Palast sein getreues Volk.

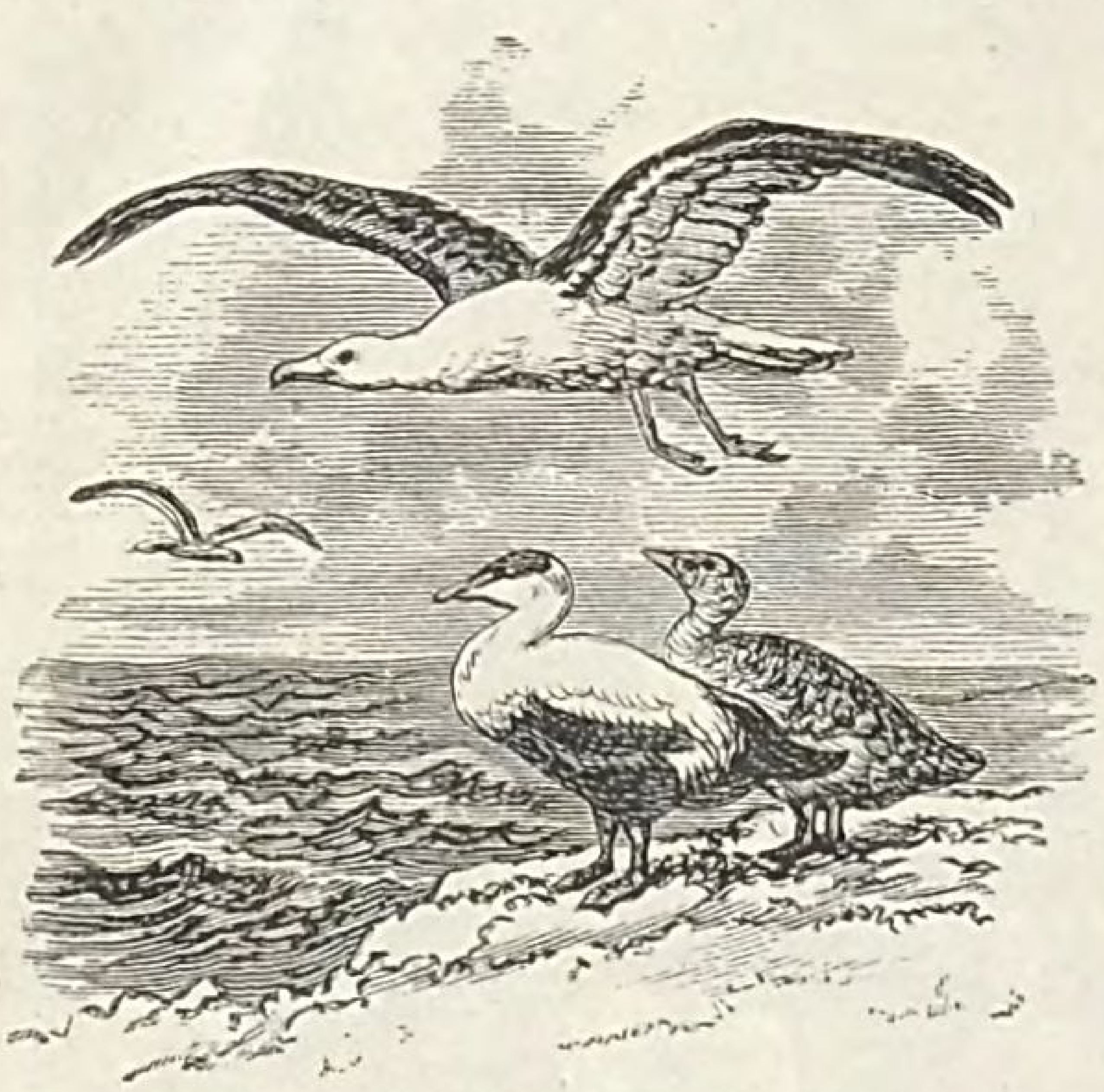


Abb. 9. Mantelmöwe. Eidergans.

Nun wendet sich das Schiff; es geht heimwärts. Zuerst verliert sich die Mitternachtssonne; dann verlieren sich Gletscher und Schneeberge, dann giebt es gar schon etwas wie Abend; dann tauchen flachere, felsige Schären auf; häufiger werden die Menschenansiedlungen, und des Nordlands Wunder liegen hinter uns.

2.

Durch die Lofoten.

— James Forbes —

Ein Hügel am Hafen von Bodö bot mir eine ausgedehnte Fernsicht längs der Meeresküste hin. Gegen Süden erstrecken sich bis zur See einige Gebirgsketten von malerischer Form, auf dem oberen

Drittel ihrer Höhe mit Schnee bedeckt. Im Meere lag meinem Standpunkte gerade gegenüber die reizende Insel Landegode, während der Horizont in derselben Richtung, sowie gegen Norden von den Bergspitzen der Lofoten eingenommen war, welche sich in malerischen Formen erheben.

Wenige Stunden weiter brachte uns das Schiff jedoch zu einer Scene von der einsamsten Größe. Das Vorgebirge, welches den nördlichen und südlichen Folden-Fjord trennt, überbietet in seinen phantastischen Formen die Aiguilles des Montblanc. Ich habe nie vollkommen spitzere Gipfel gesehen. Die Hauptgruppe zeigt die sogenannte Kraterform und bildet dem Anscheine nach einen Kreis steiler Bergspitzen mit einem bedeutenden schluchtartigen Ausgange gegen die See hin. Die merkwürdig steile Bergkette scheint von der verhältnismäßig flachen Gegend mit ihren angenehmen wellenförmigen Erhebungen emporzusteigen, welche frei von allen scharf oder eckig gebildeten Felsformen sind.

Es ist fast unmöglich, die wechselnde Großartigkeit der Küstenlandschaft zwischen dem Folden-Fjord und dem Vest-Fjord, einer der größten Buchten auf der Westküste Norwegens, zu schildern. Als das Dampfboot das ruhige Meer durchschneidend unter den Felsen dahinbrauste, erhoben sich neue Gebirgsformen nacheinander, mehr und mehr den Charakter des Granits an sich tragend, oft sogar vulkanischen Bildungen in der roten Farbe und durch falsche Krater, welche in gewissen Granitformen häufig vorkommen, gleichend. Das lebhafte Grün, mit welchem die Küsten und der Fuß der Hügel bekleidet waren, erhöhte die Schönheit durch den Gegensatz, welchen es mit den nackten Gipfeln und den weiten, in den Schluchten liegenden Schneefeldern bildet. Als bei Sonnenuntergang oder vielmehr um Mitternacht die Reize eines ruhigen und milden Abends uns einluden, auf dem Verdecke zu bleiben, bot sich uns ein noch bewundernswerterer Anblick dar. Indem wir aus dem Labyrinth niedriger Inseln und Vorgebirge hervorgelangten, befanden wir uns fast plötzlich in dem Vest-Fjord, wo sich die staunenerregende Kette der Lofoten-Inseln, wie in einem Augenblicke dem Meere entstiegen, gleich einem Panorama vor unseren Augen ausbreitete. Nur in wenigen Fällen kann sich eine Aussicht plötzlicher dem Auge darbieten. Von meinem Standpunkt aus war mehr als ein Dritteil des Horizontes von den scharf begrenzten Gipfeln dieser wunderbaren Kette von Inselbergen eingenommen. Die ganze Strecke bietet eine Reihe von Spitzen dar, welche aus der Ferne unersteiglich erscheinen und es zum Teil wahrscheinlich auch sind. Die Sonne

schwebte noch immer über den Gipfeln der Lofoten, als ich mich zu später Stunde zurückzog. Wir befanden uns in der Mitte des großen Vest-Fjord, von den Seefahrern als der schrecklichste Strudel des Oceans gefürchtet, besonders der Gefahren wegen, mit welchen der Malström droht, wenn der Sturm aus Südwest losbricht. Er befand sich jetzt in gerade entgegengesetzter Richtung von uns. Die Wärme, Ruhe und Stille von allem, was uns umgab, erinnerte an die nördlichen Teile Islands, die jedoch mehr als einen Grad südlicher liegen. Ohne Zweifel gewährt alles je nach der Beschaffenheit des Wetters einen veränderten Anblick. Nichts überraschte mich mehr, als der fast gänzliche Mangel der Nebel, welche so oft die großartigen Formen der Hebriden, noch mehr aber der Orkneys- und Shetlands-Inseln verhüllen. Unter anderen Verhältnissen, sind die Berggipfel von Nebel umschleiert und erhebt die See ihre Wogen rollend und grollend, so ist eine Reise nach den Lofoten keineswegs zu den angenehmen zu zählen.

Um die Interessen der Bewohner zu heben, macht das Dampfboot regelmäßig seine Fahrt zwischen zwei der bedeutendsten Inseln der Gruppe, Hindö und Vaagö hindurch, um bei einem Orte, Namens Steljo, auf der entlegenen Insel Ulvö anzulaufen, welche sich gleichsam auf der Außen- oder Seeseite der Lofoten befindet und als einer der entlegensten Orte auf der ganzen Welt anzusehen ist. Dann kehrt es auf demselben Wege nach dem Vest-Fjord zurück und setzt seine Reise nach Norden fort. Der bedeutende Umweg entschädigt den Reisenden durch einen näheren Einblick in die Scenerie und Bildung dieser Staunen erregenden Inseln. Die Lofoten liegen, mit Ausnahme weniger unbedeutender Inselchen am äußersten Ende, in einer Reihe, so dicht in- und aneinander geschoben, daß sie sich nach jeder Richtung hin dem Blicke als eine ganze und ununterbrochene Erhebung des Landes darbieten. Sie werden in der That nicht ganz mit Unrecht mit den Gliedern eines Tieres verglichen, dessen Schwanz die Insel Röst bildet. Kahl, verworren, voll Klippen, stehen sie so dicht, daß sie überall dem Eindringen widerstehen. Gerade auf die Schrecken erregende Wand los nahm unser kleiner Dampfer sicher seinen Lauf in einen Kanal zwischen den beiden bereits genannten großen Inseln, der unbemerkbar blieb, bis wir in ihn hineinfuhren. Dieser merkwürdige Kanal wird der Rafte-Sund genannt. Er ist vielfach gekrümmt, überall schmal, jedoch mit bedeutender Tiefe des Fahrwassers, von welchem sich das Land steil, selbst ganz schroff zu beiden Seiten, besonders aber auf der westlichen erhebt. Die höchsten Punkte der Lofoten befinden sich auf

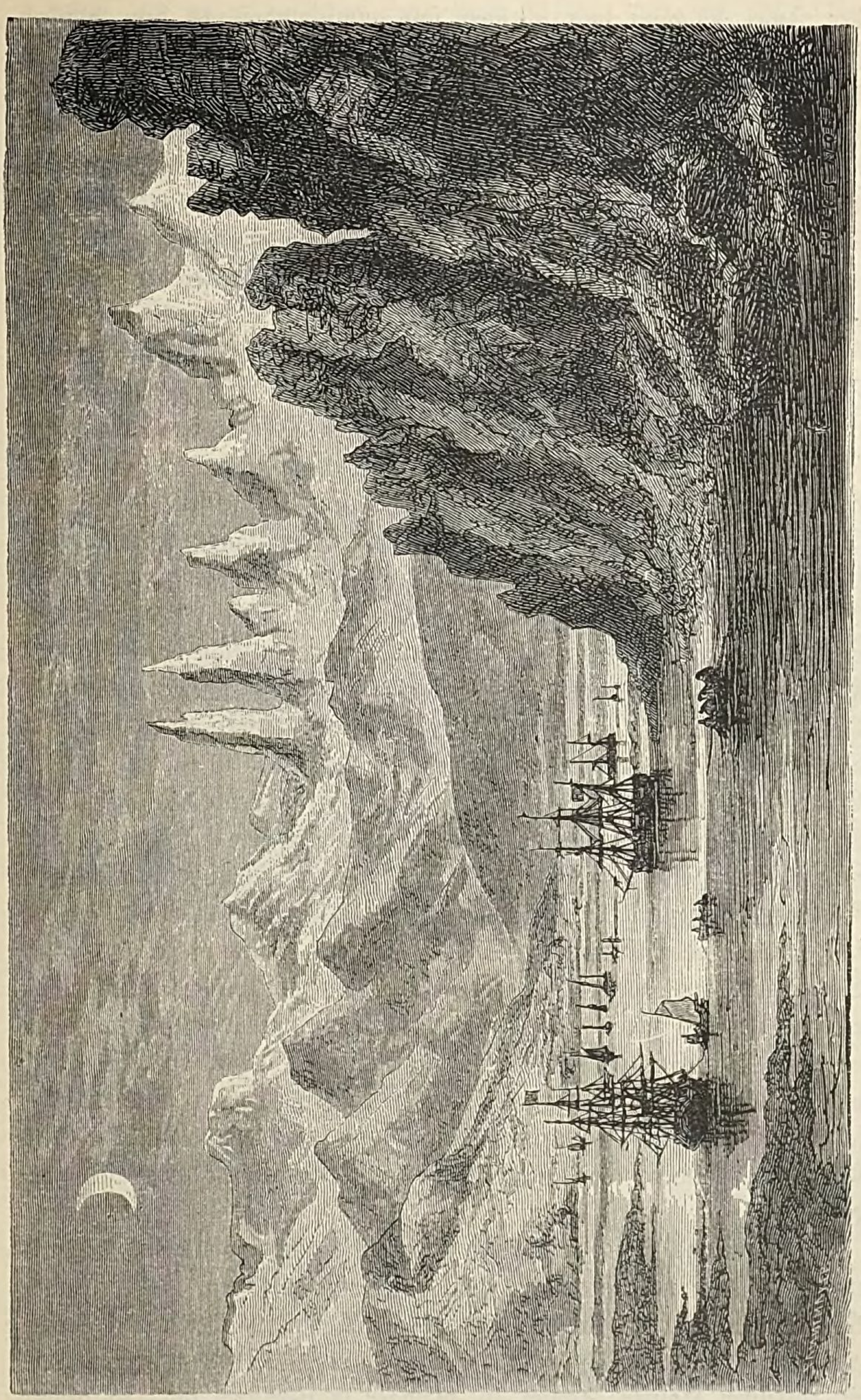


Abb. 10. Ein Fjord.

der Insel Vaagö, und scheinen fast unmittelbar aus dem Wasserspiegel des Rafte-Sundes emporzusteigen, besonders an der Einfahrt, die einen wahrhaft großartigen Anblick gewährt. Auf unserer Rückreise zeigte sie sich uns in ihrer ganzen Erhabenheit, da der Nebel unbemerkbar zerfloß, gerade als die glänzenden Strahlen der sinkenden Sonne die Wolken verscheucht zu haben schienen, welche während des Tages einem seltenen Zufall zufolge die höheren Gipfel umhüllt hatten und die Bergspitzen durch lange, fleckige Nebelstreifen voneinander trennten.

Die Aiguilles von Vaagö ähneln denen von Chamonix in der Form und im allgemeinen Bau. Sie bestehen aus rotem Granit und schließen weite Schneefelder, ja in ihren Klüften und Schluchten selbst kleine Gletscher ein. Einen der überraschendsten Punkte bietet der Svart-Fjord dar, eine kleine Bucht auf der Westseite des Rafte-Sundes. Er ist von düstern Felswänden so vollständig eingeschlossen, daß es scheint, als könne nie das Tageslicht hineindringen, und das Auge in der Abenddämmerung vergebens strebt, seine Ausdehnung zu ermessen. Auf einer schmalen, grünen Vorragung zeigten eine Gruppe Häuser mit hübschen roten Ziegeldächern, über welchen Rauchsäulen lustig emporwirbelten, daß sogar hier sich Wohnungen befänden. Die Ostküste des Sundes trägt, wenngleich sie auch steil ist, einen milderen Charakter. Die Hügel von Hindö sind mit einer herrlichen grünen Weide bedeckt, wie man vom Meere aus sieht, bis zu den Gipfeln, welche eine Höhe von 600 m haben mögen, während der Fuß mit Birkenwaldungen und eingezäunten Rasenplätzen geschmückt ist. Einige fast ebene und unfruchtbare Stellen sind jedenfalls Reste des alten Seegestades aus zwei verschiedenen Zeiten, als der Meeresspiegel höher als gegenwärtig war. Wälle von Gesteinstrümmern, welche an einer oder zwei Stellen in das Wasser hineingehen, haben außerordentlich viel Ähnlichkeit mit Moränen. Es ist auch in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Inselgruppe der Lofoten, auf denen sich noch jetzt Gletscher befinden, einst noch mehr mit beweglichen Eismassen bedeckt war.

Der Sund von Ulvö bietet einen weit milderen Anblick dar, als man der Lage nach glauben sollte. Als wir aus dem Rafte-Sunde hervorkamen, ruhte das Auge auf grünen Abhängen weiter und freier, als man sie gewöhnlich an dieser Küste findet. Obgleich hier und da in einzelnen Haufen Schnee in mäßiger Entfernung lag, so dehnte sich das Grün dennoch durch und über denselben hin bis zum Gipfel anscheinend von 500 m Höhe aus. Da sie zugleich an einzelnen

Stellen bis zu einer Höhe von gewiß 250 m mit Holz bestanden sind, so bietet die Gegend im Sommer einen Anblick dar, als fände sich hier ansehnlicher Überfluß und alle mögliche Bequemlichkeit. Als wir das Dorf Steljo am frühen Morgen verließen, erinnerte der Anblick der Herden Schafe, Rindvieh und Ziegen an eine Morgenlandschaft der Schweiz.

Indem wir durch den schmalen Rafte-Sund zurückkehrten und Hindö, die der Küste am nächsten liegende Insel der Lofoten, umschifften, schlugen wir wieder unsern nördlichen Kurs ein, welcher durch diese Seitenfahrt unterbrochen worden war, und während wir durch den Sund schifften, welcher Hindö vom Festlande trennt, wurden wir durch das Wiedererscheinen der Kiefer überrascht, welche wir seit langer Zeit nicht zu Gesicht bekommen hatten. Sie wächst auf der geschützten



Abb. 11. Siedelung auf den Lofoten.

oder Ostseite der Insel und kömmt bis zu einer Höhe von 200 m vor, während die Birke bis zu mindestens 400 m aufsteigt. Dies ist allerdings niedrig, doch muß die Wirkung des Seewindes auf die Bäume hier in Betracht gezogen werden.

Der Anblick des Tille-Sundes, mit welchem wir Nordland verließen und in Finnland eintraten, ist viel weniger anziehend als der des Vest-Fjord. Wir umschifften die Insel Andorgö fast ganz und sahen auf ihrem nördlichsten Teile einen sehr deutlichen, aber kleinen Gletscher, welcher in einer Schlucht nahe am Gipfel befindlich ist, jedoch nicht weit hinabgeht.

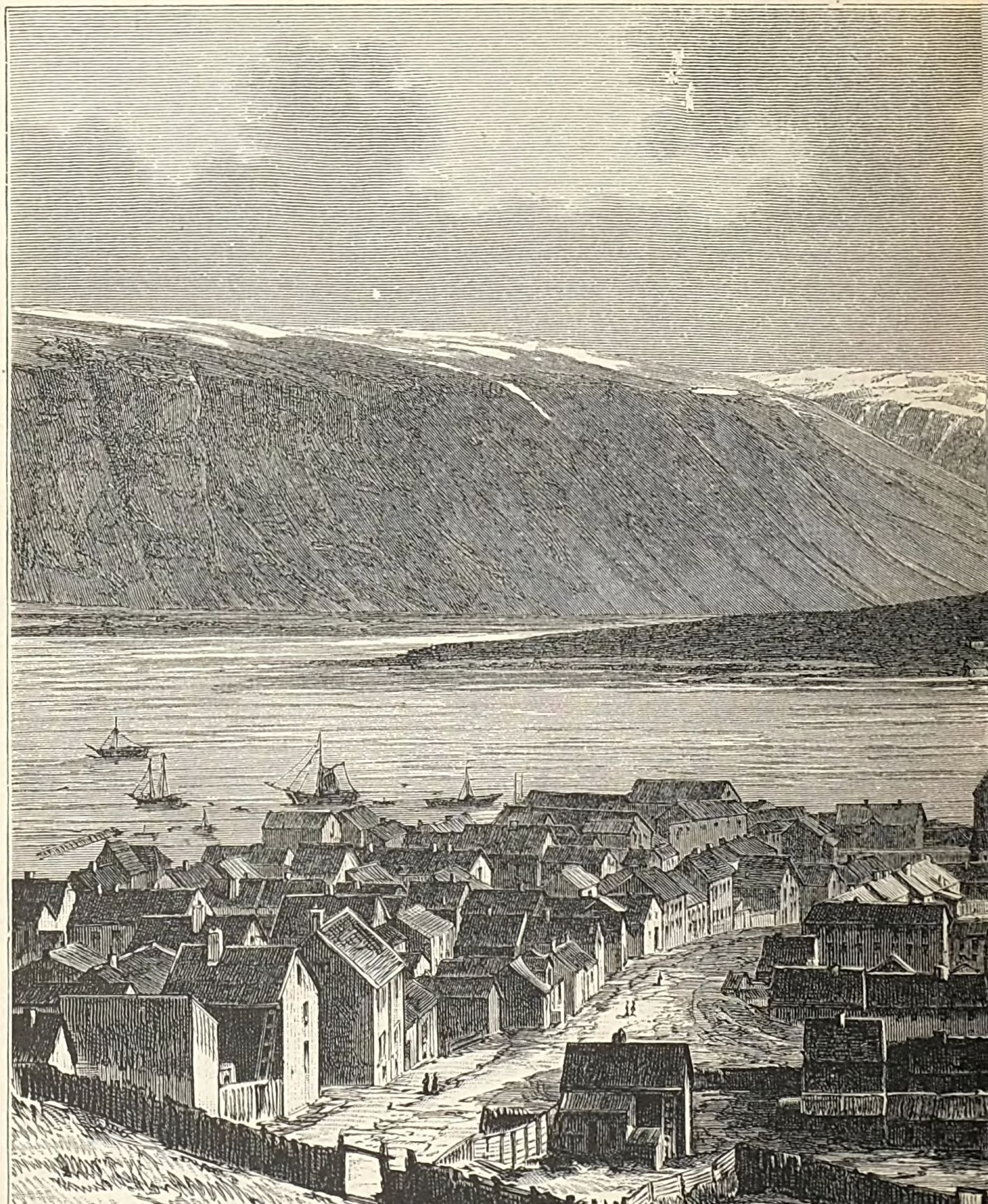
Von hier an wird die untere Scenerie reicher, und wenige Gegenden mögen eine Reihenfolge grünerer und schönerer Landschaften als die aufzuweisen haben, welche uns überall längst des die Insel Sanjen

vom Festlande trennenden Sundes entgegenlachen. Wir kamen an hübschen Weilern vorüber, welche zwischen Birkenwaldungen mit angebautem Felde abwechselnd lagen. Als wir in dem Glanze einer arktischen Mitternacht ungefähr um 11 Uhr durch den Sund dahinfuhren, begegneten wir einer Menge norwegischer Fängstjakte auf ihrer Rückkehr von Finnmarken, mit vollen Segeln langsam von dem Nordwinde dahingetrieben. Die Mitternacht war prachtvoll, der Himmel nicht hell, aber die Farbentöne eines Sonnenunterganges beleuchteten, obgleich jetzt die Sonne gar nicht unterging, eine Gegend, ähnlich der von Loch Lomond mit einer warmen, frischen Farbe, welche jedoch nicht so schnell wie das flüchtige Glühen unserer Sommerabende vorüberging. Spät nach Mitternacht zogen wir uns mit Widerstreben in den Schiffsraum zurück.

Während wir schliefen, fuhren wir durch die Enge des Ry-Strömen; des Morgens früh lagen wir bei Tromsö vor Anker.

Tromsö, der einzige stadtähnliche Ort, welchen wir gesehen, seitdem wir Drontheim verlassen, liegt auf der Westseite einer kleinen Insel. Diese wird gegen die Westwinde von der größeren Insel Koalö geschützt, welche außerhalb liegt. Der Sund von Tromsö ist demzufolge ein sicherer Ankerplatz für Schiffe. Während des Sommers entwickelt der Ort eine lebhafte Thätigkeit. Die Reede ist von Warenhäusern eingeschlossen, welche wie gewöhnlich aus Holz und in das Wasser hineingebaut sind. Die Hauptstraßen bestehen meist aus hübschen, festen Häusern.

Der Tag, an welchem wir ankamen, war wolkenlos und sehr warm. Es war lästig, die geraden Strahlen der Sonne auszuhalten. Ich suchte vor der großen Hitze Schutz in einem reizenden Birkenwalde, welcher unmittelbar hinter der Stadt die Hügel bekleidet. Derselbe ist von zahlreichen, sorgfältig mit Kies bestreuten und umpfählten Wegen durchschnitten, welche zu netten Sommerwohnungen, den Besitzungen der bedeutendsten Kaufleute in Tromsö, führen. Die Aussicht über den Sund ist entzückend, und die Sorgfalt, welche man auf die Instandhaltung der Rasenplätze verwendet, macht gleichfalls einen sehr angenehmen Eindruck, so daß man es sich gern einige Tage in dem Städtchen gefallen läßt.



Europa. Abb. 12



Tromsö.

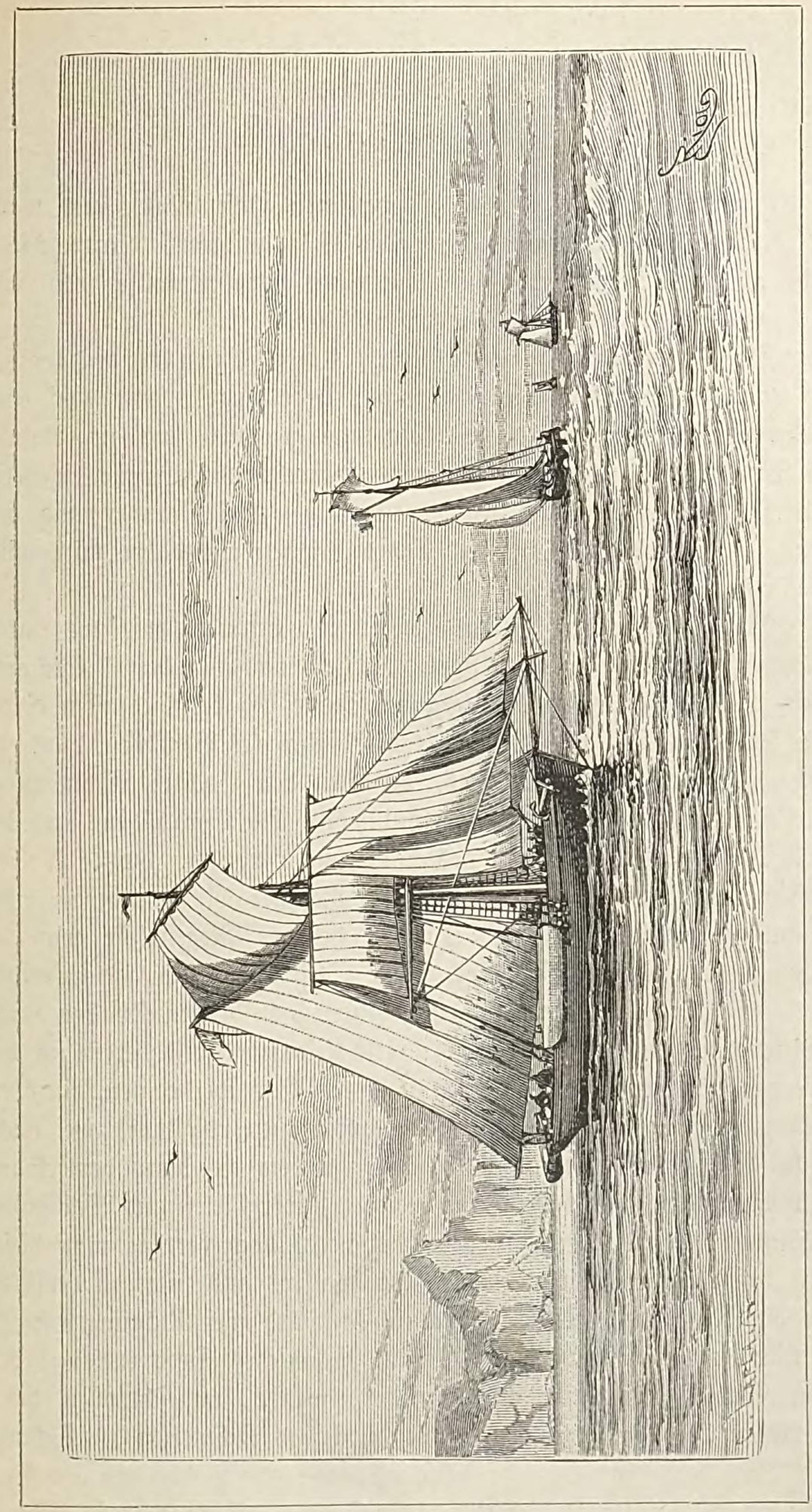


Abb. 13. Norwegische Fångstjakt.

3.

Am Sulitelma.

— Paul Du Chaillu —

Von Bodö, dem kleinen norwegischen Hafenplatze, aus wollte ich quer die unwirtlichsten Gegenden Skandinaviens durchschreiten: dicht an dem großen Gletscher Sulitelma vorüber sollte mein Weg mich nach dem bottnischen Meerbusen führen.

Da, wo der Hkien seine brausenden, klaren Fluten mit den Wassern des Lang-Vand (Vand-See) vereinigt, liegt Fagerli, der Hof eines Bauern, der mir freundliche Aufnahme gewährte bis zur Ankunft der Lappländer, in deren Gesellschaft ich meine Reise weiter fortsetzen sollte. Am 9. August trafen dieselben — zwei Männer und eine Frau — endlich ein; anderen Tages brachen wir daher mitsammen ostwärts auf.

Nachdem wir eine Strecke gewandert, befanden wir uns mitten in einer Gegend voll gewaltiger Wildheit und Rauheit. Stumpfe, nackte Hügel starrten uns entgegen, Blöcke der verschiedensten Größe und Form, nach tausend- und tausendjährigem Bemühen durch die Kälte von den Felsen losgelöst, bedeckten den Boden; Schneewehen wurden zahlreicher; dichter Nebel umwallte die Bergspitzen, und den etwa 2000 m hohen Gipfel des Sulitelma verhüllten dunkle Wolkenmassen. Noch etwas weiter, und der Gletscher wurde sichtbar, einen prächtigen Anblick bietend. Infolge heftiger Regengüsse war der Schnee von einem großen Teil seiner Oberfläche hinweggeschwemmt; in lichter Bläue schimmerte die ungeheuere, von breiten Spalten durchschnittene, wellenförmige Eismasse; viele Kilometer weit dehnte sich dieselbe von Nordwest nach Südost, in ihrer Mitte aber ragten, ein überraschender Gegensatz zu den hellen Farbentönen ringsum, zwei nackte dunkle Bergspitzen empor. Ein See, zu dem ein kaum bemerkbarer Pfad hinabführt und dessen Ufer Weiden, Zwergbirken und Wachholder umsäumen, bespült den Fuß des Gletschers, doch vermag man diesen selbst bei Regenwetter vom Rande des Wassers aus nicht zu erblicken. Da die Mittelzone des Sulitelma sich in nördlicher Richtung erstreckt, so führte unser Weg von jetzt ab am Rande des Sees entlang; von allen Seiten rieselten Bäche hernieder, welche, angeschwollen durch die Regengüsse der letzten Tage, wie durch das Schmelzen des Schnees bald hier, bald dort reizende Fälle bildeten; alle Höhlungen und Vertiefungen füllte zusammengewehter loser Schnee, während große Schnee-

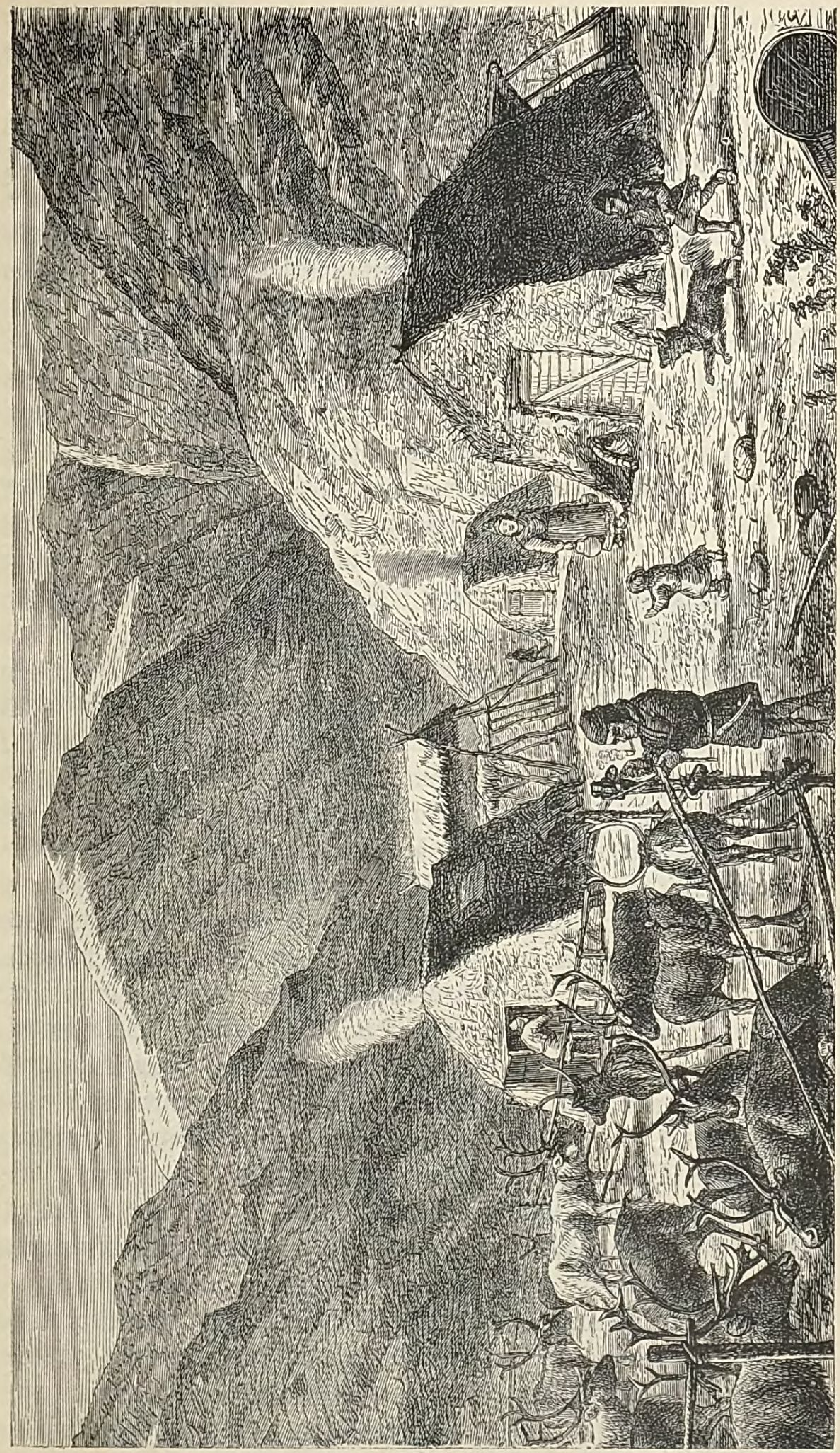


Abb. 14. Eine Lappenniederlassung.

felder sich bis zum Ufer des Sees herabsenkten; späterhin, als der Nebel verschwand, traten im Süden hohe Berge hervor. Über eine Kette niederer Hügel, an Strecken guten Weidelandes vorbei, gelangten wir zum Ausfluß eines zweiten Sees; der Aufstieg war überaus beschwerlich, und wir kamen, obgleich das Thermometer auf 3° stand, in Schweiß gebadet oben an.

Von unserem erhabenen Standpunkte aus bot sich uns der Ausblick auf ein über die Maßen trauriges Landschaftsbild — weit nach Süden und Südosten hin streckten gewaltige Berge ihre mit riesigen Felsblöcken bedeckten, kahlen Häupter empor, während nach den übrigen Seiten dichte Nebelschleier die Aussicht verhüllten. Die blauen Umrisse des Sulitelma verloren wir niemals ganz außer Sicht, die Spitze des Berges selbst aber blieb unseren Blicken verborgen.

Nur mühsam kamen wir vorwärts, an manchen Stellen sanken wir bis zu den Knien in den weichen Schnee ein, dann wieder ging es über nassen Sandboden, oder wir mußten Felstrümmer, Geröll und mächtige Blöcke überklettern. Der Wind wehte aus Westen, trotzdem war das Thermometer auf 3° gefallen.

Der Sulitelma lag nun östlich von uns, und mit Hülfe des Fernrohres entdeckte ich eine tiefe Schlucht, neben welcher ein Gletscher mit an den Seiten vorspringenden ungeheuren Eiszacken sich dehnte. Da, wo die Schlucht sich erweiterte, bahnte sich ein mächtiger, aus einem der Seitenthäler des Gletscher kommender Strom seinen Weg nach dem Pjeskajaur (Jaur heißt See im Lappländischen). Wir stiegen gerade einen allmählich abfallenden Hügel hinab, und während ich mich damit beschäftigte, die Höhe des Berges wie auch des Gletschers auszumessen, ging die Lappländerfrau einstweilen voraus. Plötzlich hörte ich den Ausruf „Samé“ (Lappländer), und wirklich: in einiger Entfernung stieg Rauch über einem Kåta (Zelt) empor. Bald hatten wir auch das Lager erreicht, zu welchem unsere Reisegefährtin uns bereits vorangeeilt war. Die hier Lagernden waren Lappländer aus Lule-Lappmark, deren Weidegründe sich bis zum Sulitelma erstrecken. Drei junge Weiber und ein Mann, die Bewohner des Lagers, befanden sich vor dem Zelte, verschwanden jedoch im Innern desselben, sobald sie uns erblickten. Die Frauen legten bei unserm Eintreffen gerade noch die letzte Hand an ihre Toilette — die eine befestigte einen schönen silbernen Gürtel um ihre Taille, die zweite ordnete ihr Kleid, während die dritte ihre Schuhe anzog. Ihre bis zu den Knöcheln reichenden Röcke aus dickem blauem Wollenzeug, am unteren Rand mit roten und gelben Streifen besetzt, ließen ein gleichfalls

wollenes Untergewand sehen, dessen Halsausschnitt sehr hübsche buntfarbige Stickerei umgab. Den Hauptschmuck bilden indes Gürtel, die häufig sehr kostbar sind; nur eine dieser Frauen trug jedoch einen mit Silber verzierten, die der beiden anderen bestanden aus Kupferplättchen, die so dicht nebeneinander auf dem Zeug befestigt waren, daß sie dasselbe vollständig deckten, und an der Seite hingen je ein kleines Messer, sowie eine Schere herab. Sehr eng anliegende Gamaschen von blauer Farbe vervollständigten das Kostüm, auch hatte eine der Frauen neue Sommerschuhe aus gegerbtem Renntierleder an, die beiden anderen jedoch waren barfuß, was mir Gelegenheit gab, die außerordentliche Kleinheit, schöne Form und große Sauberkeit ihrer Füße zu bemerken. Ebenso waren die Gesichter der Frauen rein gewaschen und ihre Haare, sorgfältig gekämmt, unter eine wirklich zierliche Mütze gestrichen. Zwei von ihnen waren überdies hübsch, mit blonden, etwas rötlich schimmernden Haaren, blauen Augen, kleinen Händen und rosiger Gesichtsfarbe. An denjenigen Stellen, die vor der Einwirkung der Luft mehr geschützt waren, zeigte die Haut eine wahrhaft blendende Weiße; der Mann dagegen war durch Wind und Wetter vollständig gebräunt. Sein Rock (Kapte), kürzer als derjenige der Frauen, reichte nur wenig über die Knie und war am unteren Rand mit einem bunten Streifen verziert, dessen lebhafte Farbe sich vorteilhaft von dem dunklen Blau abhob. Der Kragen des Untergewandes war ebenfalls bunt gestickt, während der Schlitz der Kapte eine reich mit Silberzierraten besetzte Weste sichtbar werden ließ. Den Gürtel aus Leder schmückten Bärenzähne, zum Zeichen, daß der Träger auch glücklicher Jäger gewesen.



Abb. 15. Lappe.

Frei von aller Schüchternheit hießen uns die Leute willkommen. Der Kaffeekessel wurde über das Feuer gehängt, der bereits geröstete Kaffee gemahlen, gekocht und mir in einer kleinen silbernen Tasse von sehr merkwürdiger Form dargereicht. Diese Tasse, welche meine lebhafte Bewunderung erregte, war, wie man mir sagte, ein Familienerbstück und schon etwa hundert Jahre alt, auch die Form des silbernen Löffels — gleichfalls ein Erbstück und noch älter als die Tasse — war sehr zierlich. Derselbe, nicht ganz rein, zeigte die Spuren von

Renntiermilch, und es blieb mir vorbehalten, eine neue Art des Spülens kennen zu lernen. Wasser war gerade nicht zur Stelle; die eine der Frauen fuhr deshalb ohne weiteres mit ihrer Zunge so lange über denselben hin, bis er ganz sauber geworden, dann, als ob sich dies ganz von selbst verstünde, füllte sie ihn mit Milch aus der Schale, rührte den Kaffee damit um und reichte mir die Tasse. Es wäre Unwahrheit, behaupten zu wollen, daß diese neue Art des Spülens meinen Beifall gehabt, aber der Kaffee schmeckte köstlich. Ich hatte kaum meine zweite Tasse geschlürft, als ein Lappe, begleitet von mehreren Hunden, das Zelt betrat; er war eben erst mit 273 Renntieren angekommen, ihre Annäherung erfolgte indes so geräuschlos, daß wir durch dieselbe völlig überrascht wurden. Die ganze Schar war dicht um das Zelt versammelt; einzelne der Tiere kauten behaglich das Moos, welches sie mit den Vorderfüßen vom Boden losgescharrt, andere lagen auf der Erde niedergestreckt; die Männchen waren groß, mit weit ausgebreiteten Geweihen, die Weibchen bedeutend kleiner. Keines der Tiere zeigte die mindeste Neigung, sich von den übrigen zu entfernen, auch die Böcke verhielten sich — ein gelegentliches Stoßen mit den Köpfen abgerechnet — ganz still.

Bis jetzt hatte ich mir die Lappen immer mit dunkeln Haaren und ebensolchen Augen vorgestellt, diese aber zeigten blonden Kopfschmuck bei blauen Augen und heller Hautfarbe; die Backenknochen waren vorstehend — bei zwei der Frauen jedoch nicht in häßlicher Weise — die Nase aber war echt lappisch, himmelwärts gekehrt.

Während die Männer sich dem Genusse ihrer Pfeifen hingaben, widmeten sich die Frauen dem Geschäft des Kochens; abgerahmte Milch, vermittelst eines hölzernen Löffels in Wasser gerührt, gab eine ebenso wohlschmeckende wie nahrhafte Suppe. Jede der anwesenden Personen führte eine kleine Tasche mit einem Löffel darin bei sich, aber auch in diesem Fall mußte die Zunge die Stelle von Wasser und Handtuch vertreten, während die Teller so lange mit den Fingern bearbeitet wurden, bis jede Spur der Suppe verschwunden war.

Die Hunde, welche uns in das Zelt gefolgt waren, beobachteten jede unserer Bewegungen mit gierigen Blicken; nachdem wir gesättigt, wurde ihnen die übriggebliebene Suppe, mit etwas Wasser verdünnt, vorgesetzt, und heißhungrig fielen sie darüber her. Dann brach der Mann, den ich zuerst im Zelt getroffen, mit der Renntierherde auf, um sie nach einem moosreichen Weideplatz zu führen; bis zum Abend mußte er nunmehr der Tiere warten, während sein Genosse, auf einem Renntierfelle ausgestreckt, der Ruhe pflegte. Wir Übrigen

fanden sein Beispiel nachahmenswert, und uns in dem engen Raum behelfend, so gut es eben gehen wollte, sanken wir bald alle in festen Schlaf. Das Zelt der Lappen ist überaus leicht zu transportieren; Renntiere finden ausnahmslos zu seiner Weiterbeförderung Verwendung. Das Untergestell besteht aus genau ineinander passenden kräftigen Stangen, welche der Gewalt auch des heftigsten Sturmes Widerstand zu leisten vermögen; von einer an der Spitze hinlaufenden Querstange hängt eine eiserne Kette herab mit einem Haken daran zum Befestigen des Kessels. Dies hölzerne Untergestell wird mit dem von ihnen selbst gefertigten Zelttuch aus grobem Wollenstoff überzogen, und eine kleine Thür aus Leinwand verdeckt den schmalen Eingang. Im Sommer schlagen die Lappen ihr Lager gewöhnlich dicht bei einer Quelle oder einem Flüßchen auf, woselbst Zwergbirke und Wacholder genügend Brennmaterial liefern und gute Weideplätze nicht allzu weit entfernt sind.

Das Zelt, in dem ich mich befand, sollte gerade verlegt werden; zum Ziehen und Lasttragen abgerichtete Renntiere wurden herbeigebracht, um das Gepäck hinwegzuschaffen. Man verwendet hierzu vorzugsweise Gellinge, große, starke Tiere, doch läßt sich ein solcher Umzug viel leichter im Winter als im Sommer ausführen, weil dann die Last gezogen werden kann, während sie im letzteren Falle von den Tieren auf dem Rücken getragen werden muß.

Das Zelt war abgebrochen, die Stangen wurden in verschiedene Bündel geschnürt, das Zelttuch, die Kleider samt allem übrigen in mehreren Holzkästen untergebracht und je einer davon an jeder Seite des Sattels befestigt. Taschen dienten zur Unterbringung des Gepäckes.

Wir trennten uns von den gutmütigen Menschen, um unsere Reise in ostsüdöstlicher Richtung fortzusetzen. Längs der Flußufer trafen wir stellenweise terrassenförmige Anhöhen, Spuren früherer Bodenerhebungen, und in der Nähe der Wasser fanden wir vielfach das berühmte „Schuhgras“ der Lappen. Im Sommer wird dasselbe gewöhnlich in großen Mengen von den Lappen gesammelt, getrocknet und sorgfältig aufbewahrt; denn im Winter ist es ihnen unentbehrlich. Es besitzt die Eigenschaft, die Wärme in sich zu bewahren; sie füllen deshalb ihre Schuhe damit, und es hält selbst bei der strengsten Kälte die Füße warm; bei Märschen über steinigen Boden tragen sie es auch häufig in ihren Sommerschuhen.

Der große Gletscher war fortdauernd sichtbar, der Sulitelma aber barg sein Haupt beharrlich hinter dichten Wolkenschleiern. Plötzlich zerrissen dieselben, und für die Dauer von etwa fünfzehn Minuten

enthüllte sich uns — in genau nordwestlicher Richtung — der Bergriese in seiner vollen Pracht. In ungeheurer Ausdehnung lag die gewaltige Eismasse vor unseren Blicken. Einzelne Strecken waren mit Schnee bedeckt, aber nur an zwei Stellen unterbrachen dunkle Felsen die starre weiße Fläche, während der Sulitelma aus stolzer Höhe ernst und düster auf das Eismeer zu seinen Füßen herabschaute. Wunderbar war der Anblick, als die Sonne das mächtige Schnee- und Eisfeld mit ihren Strahlen berührte: schimmernd und gleißend leuchtete es auf in zauberhaftem Scheine, funkelnd und blitzend das Ganze wie ein einziger riesiger Topas.

Etwas weiter gelangten wir zu dem Gipfel eines anderen, gleichfalls zu dieser großen Bergkette gehörenden Hügels und nahmen von hier aus einen kleinen Gletscher wahr, der von Norden nach Nord-Nord-Ost sich streckte. Über hügeliges, ödes Terrain ging es dann wieder vorwärts an zahlreichen kleinen Seeen vorbei.

Der Weg wurde immer beschwerlicher, Blöcke jeder Form und Größe bedeckten stellenweise, hoch übereinander gehäuft, den Boden und die Seiten der steil abfallenden Hügel, deren einer sich dicht an den andern reiht. Flechten wuchsen nur spärlich auf den nackten Felsen, in den Thalgründen aber war — obgleich bereits Mitte August — das Gras kaum grün, und nur wenige wilde Blumen waren sichtbar.

Von allen traurigen, öden Landschaften, die ich bis jetzt gesehen, schien mir diese die schrecklichste; sie machte einen wahrhaft überwältigenden Eindruck durch ihre Trostlosigkeit. Ein unbeschreiblich grauenvoller Zauber lag in der Einsamkeit, dem erhabenen Schweigen ringsum; nackte Granit- und Gneisfelsen umgaben gleich einem Rahmen das todestraurige Bild; soweit das Auge reichte, bedeckten mächtige Blöcke in Haufen den Boden. Über diese hinweg führte fast ununterbrochen unser Weg; von Stein zu Stein springend, keuchten wir vorwärts, bis unsere Füße wund wurden von der gewaltigen Anstrengung. Meine seitherigen, auf mühevollen Wanderungen gemachten Erfahrungen sanken in nichts zusammen; keine der vielen Beschwerden, die ich bis jetzt kennen gelernt, ließ sich mit dieser vergleichen; zwar hatte ich steinigeres Terrain und steilere Hügel schon gesehen, für kurze Strecken vielleicht auch mit noch mehr Schwierigkeiten mir einen Pfad suchen müssen, noch niemals aber war mir ein alle Beschwerden vereinigendes Gebiet von solcher Ausdehnung vorgekommen.

4.

Mitternachtssonne.

— Paul Du Chaillu —

Den Polarkreis, jenseits dessen in der zweiten Junihälfte die Sonne nicht mehr unter den Horizont hinabsinkt, hatte ich überschritten. Jetzt wollte ich auf dem Muonio, dem Grenzflusse zwischen Schweden und Rußland, weiter nach Norden vordringen.

Es war am letzten Junitage, abends um halb elf Uhr, als ich über den Torne setzte. Der Schiffer trug mein Gepäck auf dem Rücken, und nach einstündigem Marsch war Kiekfisvaara, die erste Bootsstation, erreicht. Der Ort liegt auf einem Hügel und gewährte einen Blick über den stark angeschwollenen Fluß, dessen zornige Wogen, mit gewaltigem Toben übereinander hinrollend, den Wald ringsum mit ihrem wilden Tosen erfüllten.

Die Hügel waren bis zu ihren höchsten Gipfeln mit dunkeln Föhren bedeckt, hell hob sich das zarte Grün der Birken von dem düstern Hintergrunde ab, und silbernen Säulen gleich erglänzten ihre weißen Stämme.

In dem Dorfe selbst lag alles in tiefstem Schlaf, denn die Mitternachtsstunde war nahe. Immer mehr erblich der leuchtende Glanz der Sonne; ihr mattgoldener Schein überflutete die Landschaft ringsum mit einem sanften ruhigen Lichte; schwerer Tau fiel hernieder, die Hausschwalben hatten ihre Nester aufgesucht, der Kuckuck war verstummt und das Zwitschern der Sperlinge war nicht mehr vernehmbar — die Natur selbst schien zu schlummern mitten im hellen Sonnenschein.

Plötzlich öffnete sich gerade vor mir eine Thüre. Ein Mädchen trat aus derselben und blickte zur Sonne empor, als wolle sie sehen, welche Zeit es sei. Sie erschrak, da sie so unerwartet einen Fremden vor sich erblickte, und stand im Begriff sich schleunigst zurückzuziehen, als der Schiffer sie in der Landessprache anredete. Dies mochte sie beruhigen; sie blieb und sich zu mir wendend, sprach sie: „Fremdling, schaust du nach der Mitternachtssonne? Jetzt scheint bei uns die Sonne Tag und Nacht, aber der Sommer in unserem fernen Norden ist kurz; er gönnt uns kaum Zeit, unsere Ernte einzubringen. Dafür sind unsere Winter lang und die Stürme häufig."

Von dem Mädchen ab kehrten sich meine Blicke der Sonne zu.

Wie herrlich war die Mitternachtsstunde! Wie feurig glühend und wunderbar prächtig die Sonne! Welch mattglänzender Schein lag über der Landschaft, alles ringsum in lichtes Gold getaucht! An

den Grashalmen aber, an den Blütenkelchen und an den zarten Blättern der Birken schimmerten und leuchteten, köstlichen Brillanten gleich, Millionen funkelnder Tautropfen.

Unmittelbar nach Mitternacht wechselte das Schauspiel. Lebhafter wurde der matte Schimmer; rasch hatte er sich in prachtvoll rote Glut verwandelt, und funkelnde Sonnenstrahlen vergoldeten Hügel und Wälder. Die Natur schien zu neuem Leben erwacht; immer heller wurde der Schein des mächtigen Gestirnes, bis es nach kurzer Frist in blendendem Glanz am Himmelsgewölbe prangte.

Der Glanz des herrlichen Gestirnes ist an Intensität nicht immer gleich, vielmehr hängt dies, wie auch die Pracht des Sonnenauf- oder Niederganges, von dem Feuchtigkeitsgehalt der Luft ab. Den einen Tag prangt dasselbe in tiefroter Farbenglut, welche — ein Stimmungsbild voll träumerischen Reizes schaffend — alles mit rosigem Schimmer überflutet; an manchen Tagen zeigt die Sonne dagegen ein mattes, weißliches Ansehen, und man kann bereits sechs bis sieben Stunden vor Mitternacht ruhig in dieselbe schauen. Zu anderen Zeiten läßt sich wiederum der zwischen Untergang und Aufgang der Sonne stattfindende Farbenwechsel mit der ungleich brennenden Flamme eines riesigen Steinkohlenfeuers vergleichen, in einem Augenblick in leuchtend roter Glut strahlend, erblaßt sie im nächsten, um gleich darauf in feuriger Lohe wieder aufzuflammen.

Je mehr die Mitternachtsstunde sich nähert, um so mehr erbleicht der grelle Schein des Gestirnes; je tiefer der feurige Ball sich herabsenkt, um so glühender, leuchtender werden die Farben. Langsam bewegt er sich weiter; eine Zeitlang folgt er scheinbar der Linie des Horizontes; es ist, als ob ein Stillstand eintrete, gerade so wie wenn die Sonne ihre Mittagshöhe erreicht. Dann ist Mitternacht. Für die Dauer mehrerer Minuten vermischt sich die Glut des Sonnenunterganges mit derjenigen des Sonnenaufganges — man vermag nicht, sie von einander zu trennen, zu unterscheiden, welches die vorherrschende ist. Dann, allmählich wird der Schein glänzender, mit hellem Schimmer das Anbrechen eines neuen Tages verkündend, und nach Verlauf von kaum einer Stunde versendet die Sonne schon so blendende Strahlen, daß es unmöglich ist, mit bloßem Auge in die Lichtfülle zu blicken.

Vor zwei Uhr verließen die Schwalben bereits ihre Nester, die sie sich an den verschiedenen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden des Hofes gebaut. Aus wie weiter Ferne waren sie doch gekommen, um den Frühling jener abgelegenen Zone zu genießen! Aber nachdem ich

selbst seinen mächtigen Zauber empfunden, wunderte ich mich nicht länger darüber, daß sie jenem kurzen, doch so entzückenden Sommer so treue Liebe bewahren und Jahr für Jahr den Flug nach Norden richten.

5.

Über das Dovrefjeld.

— Karl Vogt —

Bei Domaas beginnt der Aufstieg zum Dovrefjeld. Auf dem Rücken des gewaltigen Gebirgsstockes liegen die Stationen Fogstuen, Jerkind und Kongsvold, und von Domaas bis Fogstuen sind nur zehn Kilometer; aber der Höhenunterschied beider Orte beträgt mehr als 600 Meter. Man sieht also, welche ungeheure Steigung die unsere Karriolen ziehenden Pferde zu überwinden haben. Indessen der Morgen war schön, hell, aber frisch. Wir verlassen daher nach und nach alle unsere Karriolen, deren Führung wir den hinten aufsitzenden Postjungen überlassen, und steigen langsam die Höhe hinan. Krüppelhafter, lichter Wald, in dem nur hier und da eine große Drossel oder eine Krähe ihr einsames Wesen treibt.

Wo man auch hinblicken mag, überall zeigen sich auf den nackten Felsen, welche aus dem Moose hervorlugen oder deren Oberfläche man unter Sand und Rasen aufdeckt, die unzweideutigsten Gletscherspuren. Zwar sind die Schliffflächen etwas verwittert, allein dennoch erkennt man deutlich die vielfach in ihren Richtungen einander durchkreuzenden Streifen. Man sieht auch wohl deutlich, wo hinaus der Gletscher sich bewegt haben mag; denn hinter uns, bis in dämmernde Ferne hin, öffnet sich das breite, freundliche Thal des Lougen mit grünen Weiden, bebauten Feldern und zerstreuten Wohnungen, die weißen Punkten gleich heraufglänzen, und in der That schlängelt sich der Fluß hier durch, welcher seine Wasser nach dem großen Mejösensee entsendet. Wo aber der Gletscher hergekommen sein mag, das ist eine andere Frage; denn nirgends zeigt sich ein hervorragender Kamm, nirgends ein vertieftes Amphitheater, in welchem der den Gletscher nährende Schnee sich hätte lagern können. Stiege man nicht so steil bergan, so würde man glauben können, man befände sich in der öden und flachen Sandgegend Darmstadts, inmitten jenes an negativen Naturschönheiten so reichen Waldes, der den Namen der Bickebacher

Tanne führt. Die Linien des Fjeldes entwickeln sich stets in derselben langweilig einförmigen Weise. Erst in der Nähe von Fogstuen zeigt sich in der Ferne ein beschneiter Gipfel, der nach der Versicherung des Postjungen der Sneehättan ist. Noch ein Ruck, und wir haben die Station erreicht.

Melancholikern rät man sonst wohl Reisen zur Zerstreuung an. Wehe demjenigen, welchen sein Weg nach Fogstuen führt! Noch heute scheint es mir unbegreiflich, wie es möglich war, von dort wegzukommen, ohne daß einer von den sieben, die unsere Karawane zusammensetzten, einen Versuch zum Selbstmord gemacht hätte. Eine wahrhafte Schaudergegend ohne Baum, noch Strauch, aus ödem Felsgeklipp zusammengesetzt, das nicht einmal den Charakter der Wildheit hat, so verwittert und formlos ist es. Ärmliche, niedrige Hütten, halbverfallen, abgemagerte Menschenfiguren in unbegreiflichen Kostümen.

Wir waren unschlüssig gewesen, ob wir Fogstuen oder Jerkind zu unserm Hauptquartier während des Aufenthaltes auf dem Dovrefjeld wählen sollten. Jetzt aber, wo wir mit eigenen Augen gesehen hatten, konnte kein Zweifel obwalten: wir bestellten frische Pferde und eilten nach Jerkind weiter.

Man bewegt sich zwischen den beiden Stationen auf einem fast ganz ebenen Hochrücken. In sehr geringen muldenförmigen Vertiefungen schlummern einige Seeen, auf denen wir aus der Ferne Enten bemerkten. Der schneebedeckte Gipfel des Sneehättan ist von vorliegenden Hügeln gänzlich verdeckt; man bekömmt ihn erst wieder zu Gesicht, sobald man in die Nähe der Station von Jerkind kömmt. Diese liegt an einem gen Süden geneigten, ziemlich steilen Abhange, zu welchem man über einen tiefen und breiten Moorgrund gelangt. Die kleinen Häuser haben von der Ferne her schon etwas Einladendes; das Gehöfte sieht nett und sauber aus, und ein kleines Türmchen auf einem der Gebäude scheint durch sein Glöcklein anzudeuten, daß hier zuweilen sonntäglich auch größere Versammlungen stattfinden. Wir fahren in den weiten, geräumigen Hof ein, werden freundlich von einem jungen Menschen empfangen, der sich als der Sohn des Besitzers ausweist und uns in ein seitlich stehendes Haus führt, welches zur Aufnahme der Fremden bestimmt ist. Beim ersten Blick in die uns bestimmten Räumlichkeiten erschallt der allgemeine Ruf: „Hier laßt uns Hütten bauen!" Freundliche Leute, reinliche Räume und auch die Vorratskammern, wie es scheint, nicht übel bestellt!

Außer den Hauptstraßen von Molde und Christiania nach Dront-

heim trifft in Jerkind noch eine andere Straße ein, welche östlich nach dem Thale des Glommen ausmündet. Reitet man auf dieser Straße einige Stunden fort, so gelangt man zu einer etwas erhöhten Terrainfalte, von welcher aus man den Sneehättan mit den umliegenden Bergen in seiner ganzen Breite erblickt. Seltsam verkümmerte Birken und alte Tannen stehen dort auf einem Boden, in welchem man bis an die Kniee in trockenes Renntier- und Lebermoos einsinkt. Viele dieser Tannen sind am Absterben oder durch die Gewalt der hier hausenden Stürme in der Mitte geknickt oder zersplittert worden. Allen sieht man an, daß sie ein außerordentlich langsames Wachstum haben müssen; denn die Jahresschosse haben kaum die Länge von drei Centimetern, und die Äste stehen so dicht übereinander, daß man kaum eine Hand dazwischen bringen kann.

Die Aussicht ist großartig, aber von trostloser Traurigkeit. Im Vordergrunde erblickt man das Gehöft von Jerkind an dem Abhange gelagert, der nach dem tiefen Moorgrund sich hinabsenkt, über welchem die Hügelreihen, welche wir heute am Morgen überschritten, die weitere Aussicht nach Süden hemmen. Im Mittelgrunde, hinter Jerkind, dehnen und strecken sich lange Linien, grau in grau getuscht, die Hügelrücken des Fjeldes, welche langsam und allmählich sich zu dem Fuße des Sneehättan erheben. Das Grün, welches noch hie und da auf den niederen Stellen dieser Hochebene erscheint, verschwindet bald gänzlich und macht einzelnen Schneeflecken Platz, welche stets mehr an Ausdehnung zunehmen. Endlich am Horizonte steigen die Gipfel des Sneehättan und des Skreahög, auf ihren Abhängen mit blendend weißem Schnee bedeckt, an dem Abendhimmel empor. Sie machen durchaus keinen imposanten Eindruck: ihr Fuß erhebt sich zu allmählich und die obere Fläche erscheint zu gradlinig, als daß sie in irgend einer Weise bewältigend auf den Beschauer wirken könnten. Aber eigentümlich erscheint ihre Form allerdings. Der Sneehättan

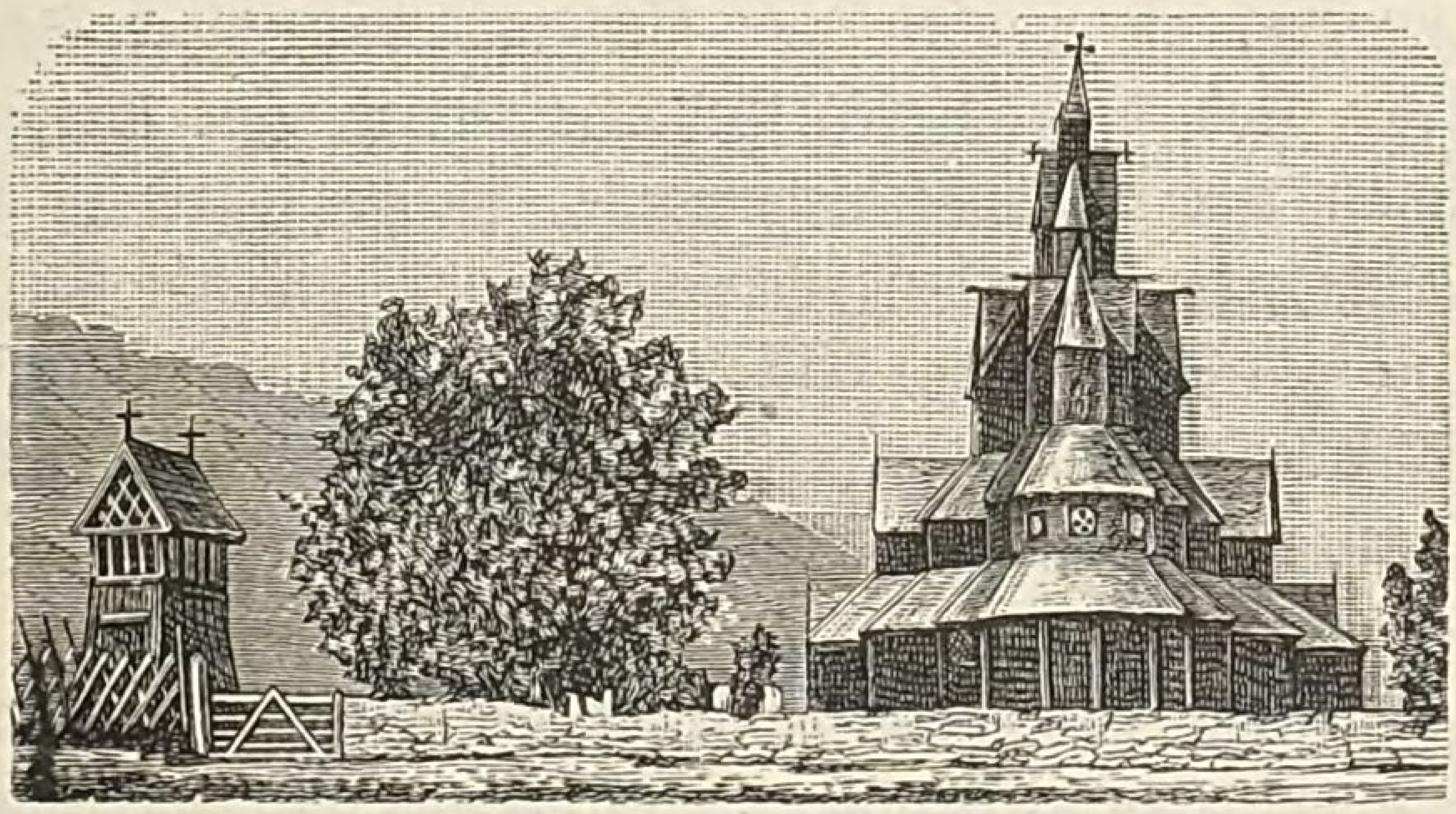


Abb. 16. Eine norwegische Dorfkirche.

hat unleugbar die Gestalt eines gewaltigen Amphitheaters, eines Cirkus, eines weiten Erhebungskraters, dessen nach Osten, nach Jerkind zu gerichtete Wand eingestürzt ist, so daß man tief in das Innere der kesselartigen Aushöhlung schaut. Dieser Kessel, den man als die weite Öffnung eines Erhebungskraters betrachten könnte, ist mit Schnee ausgefüllt, und die tiefen Schatten, welche von den Wänden des Kraters auf diesen Schnee geworfen werden, belehren uns, daß senkrechte Abstürze sie zusammensetzen. Nach außen hin fallen die Gehänge ziemlich sanft ab, so daß der Sneehättan, wenn man diese Gehänge vervollständigen wollte, einen niedrigen Kegel mit sanft abfallender Böschung bilden würde. Mit dem Fernrohre sieht man deutlich an den inneren steilen Abstürzen die Schichtung, welche fast horizontale Linien bildet.

Der Skreahög, der von unserem Standpunkte aus sich zur Linken vom Sneehättan, also in südlicher Richtung stellt, bildet einen langen, halbmondförmig gekrümmten Wall, der im weiten Kreise sich um den Sneehättan herumzieht und diesem furchtbar steile Abstürze zuwendet, an welchen nur hier und da einiger Schnee haftet. Auch hier sind die äußeren Gehänge viel weniger steil, und deutlich sieht man eine mächtige Schneedecke, welche sogar an vielen Stellen sich dachförmig über den Abgrund hinüber gewölbt hat. Noch deutlicher, als am Sneehättan, erscheint die Schichtung, mantelförmig nach außen abfallend und die abgerissenen Schichtenköpfe nach innen kehrend, an dem Skreahög, der steiler aufgerichtet erscheint, als das Amphitheater des Sneehättan.

Das allmähliche Ansteigen der Basis raubt dem Sneehättan jenen imponierenden Charakter der Größe, welchen er bei schrofferem Ansteigen wohl haben könnte, obgleich seine Höhe kaum 2200 m überschreitet. Die Höhe der Plattform, über welcher die steileren Gipfel beginnen, mag etwa 1200 m betragen, so daß also der Gipfel sie kaum um 1000 m überragt. Wahrlich nicht viel, wenn man sich gleich in baumloser Öde befindet. Unserem Gefühle nach haben selbst Naturforscher den Eindruck bei weitem übertrieben.

Nach etwa vierstündigem Verweilen auf der Höhe kehrten wir zu unseren Pferden zurück. Lebhaft war die Frage besprochen worden, ob wir versuchen sollten, den Gipfel des Sneehättan selbst zu besteigen. Allein ermüdet und steif, wie wir waren, von dem anstrengenden vierstündigen Ritte, zogen wir die vorgerückte Tageszeit und die Beschwerden des Aufsteigens vielleicht mehr in Betracht, denn wir als gewissenhafte Reisende hätten thun sollen. Das Fernrohr tröstete uns zudem über unsern Entschluß; denn obgleich wir uns überzeugen konnten, daß man

vielleicht ohne vieles Waten in nassem, bis in die Tiefe aufgeweichtem Schnee auf den Gipfel gelangen könnte, so zeigten sich doch die ganzen Gehänge dergestalt mit großen und kleinen Blöcken übersäet, daß man offenbar auf eine anstrengende Kletterpartie gefaßt sein mußte. Wir sattelten also unsere Ponies, fest überzeugt, daß diese den Weg nach Hause besser finden würden, als wir selber, und zogen langsam fürbaß, den Pferden die Zügel lassend, die mit gesenktem Kopfe ihren Pfad über die endlose Fläche suchten.

Am nächsten Morgen setzten wir uns wieder in gewohnter Ordnung in Marsch, um der großen Heerstraße nach Drontheim zu folgen. Es geht ziemlich steil und jäh bergan. Der Sneehättan hat eine weiße Kappe übergezogen und scheint mit seinem Haupte gerade bis in die Wolkengrenze hineinzuragen. Die Paßhöhe bildet einen breiten gewölbten Rücken, deren eigentlicher Höhepunkt nicht ganz leicht zu bestimmen ist. Drüben geht es wieder steil bergab; denn auf der kaum 5 km langen Strecke von der Paßhöhe bis zur dritten Station Kongsvold senkt sich die Straße um mehr als 300 Meter. Zur Linken braust in tiefer Schlucht die wilde Driva, deren helle Wasser über gewaltige Felsblöcke hinüberspringen, welche aus demselben Gneise gebildet sind, den wir schon auf dem Ritt nach dem Sneehättan beobachteten. So geht es weiter nach Drivstuen, Riese, Opdal, wo das Thal zusehends weiter wird, sich mehr verflacht und schöne Birken- und Tannenwäldchen an den Gehängen der Berge sich angesiedelt haben. Es ist ein eigen wohlthuendes Gefühl, wenn man aus der unwirtbaren Öde wieder in eine Gegend kommt, die wenigstens den ernsten Willen zeigt, sich mit einiger Vegetation zu bekleiden. Das Wetter hat sich vollkommen aufgeklärt; eine neue Straße, breit, geräumig, schlüpft neben Wasserfällen durch die Engpässe, die zwischen Kongsvold und Drivstuen sich häufen, mit der Geschmeidigkeit einer Schlange vorbei.

Zwischen Aune, der Station vor Opdal, und Stuen, der nächsten Station, überschreitet die Straße wieder eine flache Wasserscheide, welche aus dem Thale der Driva in das Thal der Orkla gleitet, die nach dem Drontheim-Fjord hin sich ergießt. Allein auch diesem Thale folgt man nur eine geringe Strecke und steigt wieder bei Bierkacker schroff eine steile Höhe hinauf, nachdem man vorher nicht minder steil sich in das Thal hinabgelassen hat. Hier finden wir überall ungeheure Terrassen von Schutt, Blöcken, Grus und Sand, welche an die Seitenwände des Thales sich anlehnen, vorzugsweise mit Föhren bepflanzt sind und fast geradlinige Rücken bieten, die nur wenig thal-

abwärts sich neigen. Offenbar sind diese Rücken Seitenmoränen eines großen Gletschers, welcher durch das Driva-Thal von dem Dovrefjelde hinabstieg und dessen Spuren wir überall mit unzweideutigen Rundhöckern, Schliffflächen und eingekratzten Streifen beobachtet haben. Namentlich zwischen Sundseth und Bierkacker fällt eine solche Seitenmoräne dem Reisenden auf, deren Rücken wohl 2 Kilometer weit zwischen zwei Abgründen die Straße trägt, indem rechts auf der Thalsohle der Fluß, links aber ein kleiner Bach zwischen den Felsmassen und dem Schutt sich eingewühlt hat. Plötzlich aber stürzt sich der Weg in schwindelnde Tiefe hinab, aus deren Abgrund man mühsam halbgeladene Karriolen, mit Vorspann versehen, heraufkeuchen sieht, während die zur Seite wandelnden Führer die armen Zugtiere bis zur äußersten Erschöpfung antreiben.

Wir finden in Bierkacker ganz leidliches Nachtquartier. Die Aussicht, die wir von dem auf der Höhe gelegenen Stationshause genießen, erinnert einigermaßen an innere Thäler der ebenen Schweiz, wo weiche mit Wiesen überdeckte Hügelformen und steile Schuttmassen, in welche Bäche und Flüsse oft tiefe enge Runsen eingewühlt haben, die Hauptzüge der Gegend bilden. Alle diese Terrassen zeigen denselben Charakter: blauer Lett, unmittelbar auf den abgerundeten Felsen, welche die Grundlage bilden; darüber geschichteter Sand und an der Oberfläche mächtige Gerölle und Schuttmassen in regelloser Lagerung. Nach einem frugalen Abendessen spazierten wir noch lange umher und atmeten in vollen Zügen die milde, warme Luft, welche nebst der heiteren Helligkeit des Abendhimmels uns leicht vergessen machen könnte, daß wir uns unter dem 63. Grade nördlicher Breite befinden.

Der nächste Tag ist zum Rendezvous in Drontheim bestimmt. Wir haben noch einen weiten Weg vor uns und brechen deshalb schon früh morgens um fünf Uhr auf, überschreiten bei Garlie abermals eine Wasserscheide und gelangen nun in das Thal der Gaula, welches einen weit freundlicheren Charakter bietet. Bei Hove sehen wir zuerst bedeutendere Felder mit Gerste und Hafer besäet, Kartoffeln und Hopfenpflanzungen, blühenden Flieder in den Gärtchen der Häuser und üppige, saftige Wiesen mit schönen, prächtigen Kühen, die gegen die kleine magere Rasse des Hochgebirges vorteilhaft abstechen. Reizend sind einige Birkenwäldchen längs der Straße, in welchen ganze Schwärme großer Drosseln ihr Wesen treiben. Die Gegend nimmt ein stets civilisierteres Aussehen an.

Wir rollen auf schöner, breiter Straße in das Thal der Nid-Elv hinab, welches sich in weitem Bogen um Drontheim herumschlingt.

Zahlreiche Fuhrwerke, zum Teil festlich gekleidete Menschen in fröhlicher Stimmung begegnen uns; der Postjunge sagt uns, daß heute großer Pferdemarkt in Drontheim sei. Niedliche Landhäuschen in zierlichen, mit blühenden Blumen erfüllten Gärten gelegen und von reizenden Gebüschen und Baumpartieen eingefaßt, glänzen auf beiden Seiten des Thales. Bald steigt auch der Dom in nächster Nähe des Flusses empor.

Wir sind in der Stadt. Drontheim liegt schön; der breite Strom der Nid-Elv umfließt es in weitem Bogen, ehe er auf der östlichen Seite beim Einmünden in den Fjord den engen innern Hafen bildet, an welchem die meisten Warenhäuser aufgerichtet sind. Der Raum, den die Stadt einnimmt, bildet eine ziemlich lange erhabene Halbinsel, auf welcher die Hauptstraßen dem Seeufer parallel laufen. Die Straßen sind von ungewöhnlicher Breite und einige derselben in der Mitte mit Brunnen besetzt, die viereckig in Holz gefaßt sind. Auch die meisten Häuser sind von Holz gebaut. Unser erster Gang gilt dem Dome, einem gewaltigen steinernen Gebäude, das aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts datiert.

Unser Blick ist durch die ewigen farblosen Sandsteinbauten in Deutschland stumpf geworden. Hier leuchtet es förmlich vor uns auf: dieser herrliche Chloritschiefer mit den zart angehauchten weißen Marmorsäulen, eine Spitzenarbeit von Stein im größten Stile, von einer bewundernswerten Harmonie, eine der kühnsten vergeistigenden Schöpfungen des gotischen Baustils.

Die ganze Ebene des Nid-Elv umgiebt ein mächtiges Gebirge, welches in die breiten Straßen der Stadt gleichsam gespenstisch hineinblickt. Aber unzählige Villen steigen überall die grünen Vorhöhen hinan. Nach Norden breitet sich der Fjord aus, oft tiefblau, und seine hohen Gebirgsufer verlieren sich in ungemessener Weite: ein unvergeßliches Bild!

6.

In Jotunheim.

— L. Passarge —

Ich kam von Osten: vor mir lag Jotunheim, das wunderbare Bergland.

Meist stellt man sich Norwegen als ein einziges von Thalfurchen durchsetztes Massengebirge vor, als eine öde Hochfläche, ohne hervor-

ragende Berge und Bergspitzen, gleichsam als ein flaches Walmdach, welches zu den Fjorden im Westen plötzlich abstürzt, nach Osten hin aber langsam niedergeht. Dieses Bild ist in der That das für den größten Teil Norwegens zutreffende. Es giebt indessen Ausnahmen, wo an Stelle der weiten Hochebene eine Alpenregion tritt, welche, im Gegensatze zu der Dachform, den Turmcharakter festhält und sich nicht durch horizontale Entfaltung in die Breite, sondern durch ihre imposanten vertikalen Linien auszeichnet. Eine solche Alpenregion, und wohl die bedeutendste ist im Osten des Sognefjordes Jotunheim, oder „Riesenheim". Hier befinden wir uns in einem etwa fünftausend Quadratkilometer großen Berglande, fern von allen Wohnplätzen der Menschen, zwischen ungeheuren bis 2500 Meter aufsteigenden, mit Eis und Schnee bedeckten Alpenhöhen, von denen überall mächtige, oft stundenbreite Gletscher hinabsteigen, und ebenso große wie graziöse Wasserfälle über oft 1000 Meter hohe Felswände gleiten.

Aber diese seltsame Landschaft, so sehr sie an die Alpen erinnert, hat doch zweierlei Eigentümlichkeiten, welche sie zu einer spezifisch norwegischen machen. Alle diese Höhen steigen nämlich nicht aus der Tiefe des Landes auf, nicht über tief eingeschnittenen Thälern, sondern haben, als Piedestal gleichsam, die norwegische Hochebene, das Fjeld. So stark ist auch hier der Grundzug der norwegischen Gebirgsbildung, daß selbst die Alpen Jotunheims den Charakter der Hochfläche nicht vollkommen verleugnen können. Es sind Bergketten, Bergriesen über dem Fjeld, nichts anderes. Daher kann man in Jotunheim tagelang wandern, ohne das Fjeld zu verlassen, ohne in ein Thal hinabzusteigen, oder auch nur einen Baum oder einen Busch zu erblicken. Denn Jotunheim liegt über der Waldregion in durchschnittlich 1000 Meter Höhe, welche etwa dem Rigi oder der Wengenalp entspricht. Die Welt liegt unter uns; wir atmen ununterbrochen die reine Luft einer dem Qualm der Thäler entrückten Hochgebirgswelt. Freilich ist Jotunheim nicht ohne Thäler, aber ihre Sohle bleibt über der Waldregion. Andere senken sich tief in das Bergmassiv, wie ungeheure, unergründbare Spalten, aber sie sind mit Wasser gefüllt und bilden Wasserthäler, man könnte sagen: auf das Hochgebirge versetzte Fjorde. Diese Seeen, welche bald tiefblau sind, wie der Bygdin, oder grün wie der Genden, eingebettet in dunkle, von Gletschern überragte Felsberge, oder begleitet von grünen Matten, darauf die „Viehkerle" den Sommer über das Vieh weiden; immer waldlos, aber oft von heftigen Stürmen bewegt, so daß die Dünungen



Abb. 17. Partie in Jotunheim.

noch während der folgenden Windstille vorhalten, wie beim Meere; diese Seeen, Hochalpenseeen im größten Maßstab, sind die eigentliche Merkwürdigkeit Jotunheims. Die größten sind der Tyin, welchen man zuerst befährt, wenn man von Lärdalen über das Fillefjeld steigend, Jotunheim betritt, der Bygdin und der Genden. In den Alpen zieht sich ein Thal immer steil zur Höhe hinan, so daß man nur durch einen Paß auf die andere Seite gelangen kann; in Jotunheim giebt es solche Pässe nur selten, meist steigen die Thäler ohne Thalstufen langsam auf; oben befindet man sich auf einer Art Hochebene, oft mit einer Kette kleiner Seeen, aus welcher die Wasser nach beiden Seiten hin abfließen, alles so unmerklich, daß es nicht leicht ist, die Wasserscheide zu erkennen.

Eine solche Verbindung heißt ein Band. Daher haben beide Thäler auch fast immer nur einen und denselben Namen, wie das Melkethal und das Raudal; denn das Ganze ist in Wahrheit nur eine Thalspalte.

Jotunheim ist so gut wie unbewohnt. Nur an den Rändern haben die Menschen ihr Heim gegründet und in einigen der Thalspalten, welche zu diesem Oberlande hinaufführen. Aber über ganz Jotunheim zerstreut findet man die „Viehlager", große von Steinen und Erde erbaute Höhlen über der Erde, in welchen die nomadisierenden Hirten schlafen, sicher vor Sturm und Lawinen. Auch der Fremde findet hier immer freundliche Aufnahme, vortreffliches Fladbrot, Milch und Butter, und auf der breiten Lagerstatt dieser „Driftekarle" auch die erwünschte Ruhe. Abends steigt freilich oft von den Wachholder- und Birkenzweigen ein böser Rauch auf, der unsere Augen beizt, aber durch die Öffnung im Dach erscheinen dafür die Sterne.

Viel besser sind die aus Steinen aufgemauerten Säterhütten, in welchen immer Mädchen oder Frauen hausen, um Butter und Käse zu bereiten.

Sturm herrschte, als wir am Bygdin-See anlangten. Indes trotz des Sturmes bestiegen wir das Bitihorn, den „Rigi" Jotunheims und überschauten die ungeheure Valders-Fly im Osten, eine wüste braungelbe Hochebene mit unzähligen Teichen und Seeen, ein werdendes Land gleichsam, zur Zeit noch ein Chaos.

Am folgenden Morgen ruderten wir längs dem noch immer heftig wogenden Bygdin, an mehreren „Viehlagern" ansprechend. Ein gar seltsames Bild! In der klaren Luft, beim Fehlen jedes Maßstabes, schrumpften die Berge, die Steilabhänge gleichsam zu-

sammen. Zuweilen glaubte man über dem tiefblauen See phantastische Bildungen zu sehen, ein Schloß oder eine italienische Villa. Weiter unter ungeheuern Felshängen, vor deren Spalten und Rinnen die Spinnen große Netze gebreitet hatten; denn wo in der Natur hörte jemals das Morden auf!

Zuletzt nach vielstündiger Ruderfahrt öffnete sich der große Cirkus von Eidsbugarden, in welchen von Westen her die großen Schneefelder und Gletscher des Langskavl und das Uranåstind blicken, ein Bild im Charakter Spitzbergens. Hier ist der See milchicht gefärbt von den Wassern der Melkedöla, des „Milchflusses". Denn die Melkedöla kommt von den großen Gletschern am Uranåstind.

Eidsbugarden war ursprünglich nichts als ein Viehlager, jetzt steht hier eine hübsche Hütte. Es ist der Ausgangspunkt für die großartigsten Alpenpartieen. Bescheidene Bergbesteiger verzichten auf den spitzen Uranåstind, den schnabelförmigen Falketind oder die Sletmarkhö und wandern die Melkedöla hinan zu dem merkwürdigen Eissee, in welchen die Gletscher und Schneefelder des Langskavl und Uranåstind unmittelbar niedersteigen. Die Alpen haben kein Bild mit diesem ausgeprägt arktischen Charakter: eine wilde zerrissene Felsscenerie, überdeckt wie mit einem einzigen Bahrtuch, durch welches die schwarzen Gneisspitzen sich gleichsam durchgebohrt haben; unten der tiefblaue See, in welchem Gletscherblöcke schwimmen. Sein Abfluß ist die Melkedöla. Zuweilen verstopfen ihn Eismassen, dann schwillt der See an, solange bis er aus eigener Kraft das Hindernis beseitigt, und nun die Wasser in einem einzigen Sturz zum Bygdin hinabfließen. Darum sind die beiden Felsufer der Melkedöla auch bis auf zehn Meter Höhe wie rasiert und von jeder Erdkrume und Vegetation entblößt.

Es ist ein ermüdender Gang durch dieses Melkedal, das, wie in Norwegen so oft, keine Thalsohle hat, sondern aus einem wüsten Durcheinander von Felsgürteln, Hügeln, Löchern und Teichen besteht. Auf beiden Seiten hat man die gewaltigsten Berge mit tief herabsteigenden Gletschern. Oft führt der Weg über Schneefelder mit einer wellengeformten Oberfläche, durch welche das im Frühling hinaufgetriebene Vieh tiefe Wege getreten hat. Andere Spuren gehören dem Renntier an.

Weiter scheint uns der Boden ganz mit einer Art Insektenlarven bedeckt. Unser Führer lächelt und erklärt sie als die Exkremente der Lemminge, welche oft zu Tausenden durch diese Thäler ziehen und selbst die Seeen überschwimmen. Sonderbarer Weise lauert diesen

Tierchen das Renntier auf; es tötet sie mit dem Hufe und verspeist den mit Pflanzen gefüllten Magen.

Oben auf dem „Bande“ folgen noch ein paar große Eisseeen. Nun fließen die Wasser westwärts zur Utla und zum atlantischen Ocean. Nicht lange, so ist der Fluß so mächtig geworden, daß er nicht mehr durchwatet werden kann. Aber der Führer entdeckt an einer Stelle eine alte Schneebrücke, welche in einem Bogen den schäumenden Fluß überspannt. Freilich ist sie in der Mitte kaum 15 cm dick, und die Sonne scheint durch mehrere Löcher in die Tiefe. Aber wir wagen den Übergang und er gelingt. In den Alpen würde man daran wie an eine Heldenthat denken, in Norwegen war es eine einfache Sache.

Nun gelangen wir an einen neuen Felsgürtel, über welchen der Fluß in die Tiefe des Waldthals stürzt. Freilich besteht der Wald nur aus verkrüppelten Birken, aber an seinem Ende wohnen doch wieder Menschen. Eine erstickende Hitze schlägt uns ins Gesicht, aber in unvergleichlicher Pracht steigen die Gabbronadeln der Horunges auf, isoliert und gewaltig, wie die Berge des Berner-Oberlandes. Beim nächsten Säter-Semen blieb ich zur Nacht. Wer je in einer norwegischen Säterhütte geschlafen hat, wird sich des Augenblicks erinnern, da die Licht- und Rauchöffnung im Rasendache geschlossen wird und er allein ist mit seinen Gedanken. Draußen rauscht der Elv; die Glocken der wiederkäuenden, rings um die Hütte gelagerten Kühe klingen dazwischen wie einzelne elementare Töne. Nicht selten umschleicht nachts der Bär einen solchen Säterbau, aber der Hund ist immer wachsam.

Keine Feder vermag die Klarheit der Luft, die Frische und das Licht zu schildern, welche uns umgiebt, wenn wir am frühen Morgen aus einem solchen Säterbau treten; es ist immer wie der Anfang eines neu beginnenden Lebens.

Mich führte mein Weg hinab in das große Utladal und weiter über den plötzlich hoch aufsteigenden Raudalsmund in ein einsames Hochthal, welches auf einer Wanderung von acht Stunden immer öde und einsam bleibt, ohne die Spur eines weidenden Tieres, ohne die kleinste Hütte, ohne ein einziges Menschenantlitz. Dieses Raudal, eines der großartigsten Thäler, welches ich auf meinen Wanderungen durch Jotunheim gesehen habe, ist einsam wie kein zweites. Immer wechselt mit einander ab: wüstes Felsgewirr, Seeen, Schneefelder, Sumpf. In Jotunheim giebt es selten Wege, nur Richtungen. Das seeenreiche Band des Raudal besteht aus einem einst von Gletschern

bedeckten Boden, vollkommen eben wie ein großer Exerzierplatz; als die Mannschaft mag man sich die überall stehen gebliebenen Moränenblöcke vorstellen.

Von dem Raudal steigt man über eine wüste, mit Moos und Gestrüpp bedeckte Hochebene zuletzt zum Gendesee hinab, wo man in der unter einer etwa 500 m hohen senkrechten Felswand erbauten „Gendebude" Quartier findet. Gerade gegenüber im Süden steigen die Swartdalspigge auf, alle mit großen „Boden", in denen meist ein Gletscher eingebettet ist. Aus dem Boden aber stürzen immer mächtige Wasserfälle.

Dieses alles erblickt man am besten von der Memurutunge, einem Gebirgsplateau, welches im Norden über dem Genden aufragt und in den See mit ungeheuern Steilwänden abfällt.

Ich stieg hier hinauf. Oben sieht man sich von einem Kranze von Alpenzinnen umstanden, tief unten hat man das schmale grüne Band des Sees. Die Höhe selbst besteht aus einem wüsten Durcheinander von Hügeln, Teichen, Geröll und Felsbrocken, wie wenn soeben der darüber gelagerte Gletscher geschmolzen wäre.

Ich wartete das Sinken der Sonne ab und stieg dann mehr südlich den steilen Felsabhang hinab, eigentlich auf kolossalen Treppenstufen, wie bei der Lomnitzer Spitze in der Tatra. Indessen ich hatte einen guten Alpenstock, und so ging schließlich alles gut von statten.

„Bist du auch wieder da?" fragte mich unten ein Heuarbeiter, der mich im vergangenen Jahre hier geführt hatte.

Ja, so geht es einem in Norwegen; wer einmal da war, kommt leicht ein zweites Mal wieder.

7.

Nach Christiania.

— L. Passarge —

Wenn im Juli das Dampfboot, abends spät von Gotenburg abfahrend, die Schärenflur erreicht, ist es Nacht, und als wir morgens früh auf das Deck kamen, waren wir schon wieder heraus aus den Schären und bogen in den Fjord von C h r i s t i a n i a ein.

Noch sind die Felsufer wie abgeschliffen, baumlos. Allmählich indes taucht die Birke auf, der die Kiefer folgt; schon haben sich Leute

an dem kahlen Strande angesiedelt; dann blicken einzelne Gärde (Höfe) von der Höhe; zuletzt breitet sich Asgårdstrand am Ufer-Berge stadtartig aus. Unten zeigt ein kahler Streifen an, daß die Ebbe und Flut der Nordsee noch hier ihre Wirkung äußert; in dem inneren Fjorde läßt sich eine regelmäßige Flut nicht mehr erkennen.

Allmählich werden die Ufer belebter. Ein Delphin springt hoch über die krystallene Fläche und fesselt die Aufmerksamkeit. Bei dem Städtchen Dröbak, das mit seiner Kirche und den schattigen Linden gar freundlich dasteht, zieht sich der Fjord eng zusammen. Ein paar Inseln, die Kaholmer, verengen das Fahrwasser noch mehr, so daß nur im Osten eine schmale Fahrbahn bleibt.

Wer an einem hellen Vormittage von Dröbak nach Christiania fährt, wird seine Erinnerung um ein großes Bild bereichern. Rechts hat man die ziemlich uninteressante Felswand von Näsodden. Links aber tritt das Ufer zurück, und es steigen merkwürdige Gneiskuppen und Porphyrrücken auf. Christiania selbst und noch früher Oskarshall, erblickt man erst, wenn man um Näsodtangen biegt, und es beginnt nun ein Panorama, welches an Mannigfaltigkeit, an Farbenglanz und landschaftlicher Harmonie wohl alles übertrifft, was der Norden Europas darzubieten vermag.

Was die Landschaft von Christiania so eigentümlich macht, ist die innige Verbindung von Gebirge, Meer und Inseln. Keines dieser drei Elemente dominiert. Die Berghöhen im Norden, alle vollkommen bewaldet, steigen nicht über fünfhundert Meter auf. Der Fjord trägt mehr den Charakter eines Gebirgssees als eines Meeresarmes; doch breitet er sich auch hier noch immer weit aus, und man atmet den frischen Salzgeruch der See. Nach Osten hin wird er enger; es springen nicht bloß von allen Seiten mächtige Felszungen herein, es tauchen überall auch große Inseln auf. Der Fjord giebt gleichsam seine Hoheit auf und wird lieblicher und milder. Auf dem Nordufer dieses Ostendes des Fjordes steigt nun die Stadt auf, teils sich um die Buchten und Viken dehnend, teils sich über die wellenförmigen Höhenzüge legend, und in großen Terrassen zu dem Gebirgsrücken im Norden sich erhebend. Es giebt keine Grenzen dieses großen stundenweiten Stadtbildes. Dasselbe verliert sich wohl im Osten und Norden, es hört aber eigentlich nirgends auf. Nach Westen giebt es aber gar kein Ende. Wie in Neapel oder Lissabon ist auch hier endlos die Bucht von aneinander hängenden Vorstädten und Dörfern besetzt. Erst an dem mächtigen Vardekalle im Westen verschwindet das Menschentum, und es starrt uns die ernste norwegische

Natur entgegen. Im Südosten legt sich wie ein großer Wall der Ekeberg vor und hemmt den Blick. Doch auch hier liegt ein Villenkranz an seinem Ufer. Zugleich tritt hier jene Inselwelt auf, welche diesem Landschaftsbild erst den rechten Charakter verleiht. Alle diese Inseln sind mit reizenden Landhäusern besetzt, meist freien luftigen Holzbauten, die einen am Strande, die anderen auf den Felsenhöhen stehend; alle mit Badestellen an der See und mit Flaggenmasten. Wo sich die Inseln auseinander geben, blickt man nach Süden hin-

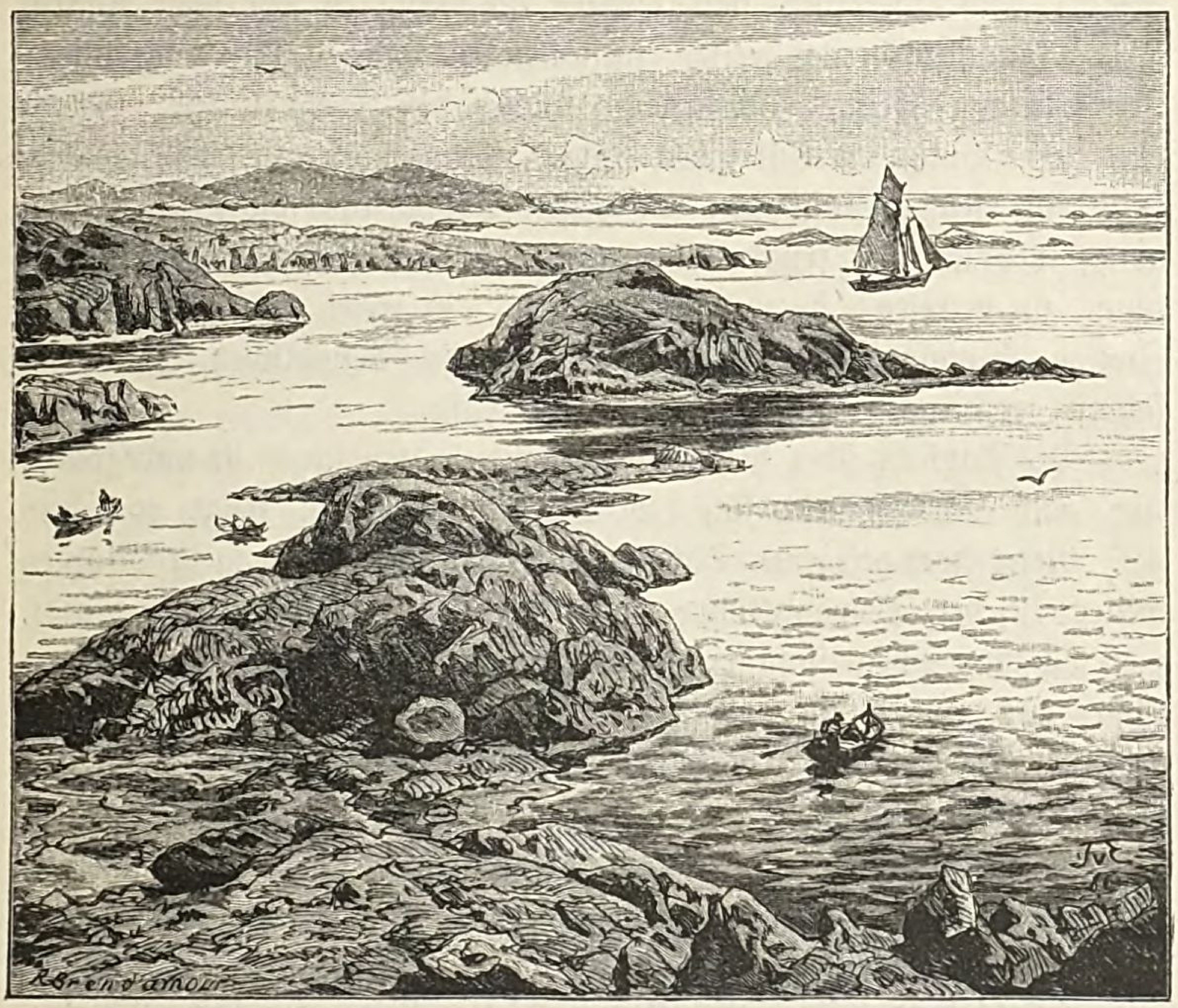


Abb. 18. Die Schären.

durch in den tiefblauen Bundefjord. Es ist, als ob die Herrlichkeit gar kein Ende nehmen könnte.

Durch diese Inseln hindurch geht unser oft enger Wasserweg. Dann biegt das Boot nach Norden in die Björvik, und führt am Hovedtangen mit dem Akershußlot zu der Toldbodbrygge. Wir sind in Christiania.

Man pflegt den Fremden, welche nach Christiania kommen, den Rat zu geben, sobald als möglich den Frognersäter auf Vokfenås im Westen der Stadt zu besuchen. Man erblickt ihn fast überall als einen kleinen lichten Punkt auf dem dunklen Waldrücken, welcher

die Stadt in einem Bogen umgiebt. Am besten wählt man dazu ein Karriol. In dem Karriol findet nur eine Person Platz, in einer Stellung, welche die Mitte hält zwischen Sitzen und Reiten. Der Postjunge sitzt hinten auf einem Brett und öffnet gelegentlich die den Weg sperrenden Thore.

Man fährt an der St. Olafskirche vorbei, durch den Ulevoldsvei weiter und gelangt bald zum Bassin der städtischen Wasserleitung. Die Aussicht von hier übertrifft alle innerhalb des Weichbildes der Stadt, doch überblickt man dieselbe ein wenig zu sehr vom Rücken.

Man überschreitet weiter einen kleinen Bach, welcher die städtische Wasserleitung speist, und erreicht endlich den Frognersäter. Es ist eine kleine Villa, im Stil eines Säters, wenn man will, und daneben steht ein kleines Gasthaus, an dessen Thüre uns sofort der fächerartige Teppich aus frischen Tannenzweigen auffällt. Wir wagen ihn kaum zu betreten, so reizend hat man, in freien Abstufungen, die Zweige übereinander gelegt, bis wir von der freundlichen Wirtin erfahren: er diene — zum Reinigen der Füße.

Die Aussicht über die ganze Christiania-Landschaft ist unbegrenzt, nur nach Norden legt sich der Wald vor. Man steigt von dem 427 Meter hoch gelegenen Säter indessen noch fünfundzwanzig Minuten weiter zu der Tryvandshöide, welche sich 115 Meter höher erhebt, von wo man einen umfassenden Rundblick hat. Hier hat der Eigentümer des Säters ein Holzgerüst errichten lassen, welches zum Schutze gegen die Stürme mit vier Ketten an den Boden geschlossen ist. Man befindet sich auf demselben etwa 550 Meter hoch. Außer der Fjord-Landschaft erblickt man hier noch das Maridalsvand (Vand bedeutet See) im Osten, das Bogstadvand hinter dem Voksenås im Westen, und im Norden die ungeheuere Nordmark, ein endloses Waldmeer und weites Jagdrevier. Bei klarem Wetter steigen im fernen Westen die Vorberge des norwegischen Hochgebirges auf, namentlich das Norefjeld und der Schneekamm des fast 1900 Meter hohen Gausta in Telemarken, neben welchem sich der Rjukanfos seinen Weg gebahnt hat. Ein endloser auf- und abwogender Wald, die schneebedeckte Bergkette des Fjelds, ein reiches Hügelland und eine große Stadt, eingefaßt von der blauen Flut eines Meerbusens: — Das alles läßt uns von unserm hohen Standorte ein Blick überschauen!

8.

Stockholm und der Mälarsee.

— Paul du Chaillu —

Durch eine imposante portalartige Felsenpassage lenkt unser Schiff in die Stockholmer Schären ein. Die Scenen wechseln mit überraschender Schnelligkeit. Bald fährt man in einem stillen Landsee mit frisch umbuschten Ufern dahin, bald wird der Weg zur Felsengasse und steile Steinwände versperren die Aussicht. Mühsam klammert sich hie und da ein verkrüppelter Tannenbaum oder ein kümmerliches Birkengebüsch in die Spalten. Oft scheint das Schiff geradezu auf eine drohende Klippe los zu steuern. Da macht es wie ein lebendiges Wesen eine plötzliche Wendung, biegt um einen Felsenvorsprung und eine freundliche Inselgruppe umringt uns. Dort ein wogendes Saatfeld, ein freundliches Haus mit hellen Fenstern und grün umrankter Thür, ein reinlicher Kiesweg führt ans Ufer. Wohlgekleidete Kinder laufen umher und schauen neugierig nach uns auf. Hübsche Böte schaukeln sich am Strande auf den Wellen, die unsere Ruder erregen. Höher hinauf über dem urbaren Lande giebts noch Nadelwald, aus dem scharfe Klippen hervorgucken; Ziegen klettern daran empor. — Auf mancher Insel steht ein stattliches Schloß, auf anderen ragt halb verwittertes Gemäuer; manche sind ganz von dichtem schönem Walde bedeckt, manche sind rohe Steine; die eine erhebt sich hoch wie ein Berg aus dem Meer, über der andern bricht sich die brandende Woge. Die näheren schieben sich im Vorbeifahren vor die entfernteren wie die Coulissen eines Theaters, verdecken und enthüllen die wechselnden Bilder des Hintergrundes.

Je näher der Stadt, desto bebauter und bewohnter sind die Inseln. Sie verdecken die Stadt bis man sich ihr fast ganz genähert hat, dann entfaltet sich das Bild schnell, Stockholm liegt vor uns.

Zum Teil auf acht, durch Brücken miteinander verbundenen Inseln erbaut, erhebt es sich mitten in dem Fluß, welcher den Ausgang des Mälarsees bildet, eine Lage, wie sie romantischer keine Hauptstadt aufzuweisen hat.

Der See ist mit vielen Inseln, mehr denn vierzehnhundert an der Zahl, bedeckt, und seine tief eingeschnittenen Ufer umsäumen Städte, Dörfer, Flecken, Kirchen, Ruinen, Schlösser, alte Burgen, moderne Villen, Bauernhöfe und Wiesen in bunter Reihenfolge, dazwischen türmen sich ungeheuere Felsmassen, dehnen sich düstere, ein-

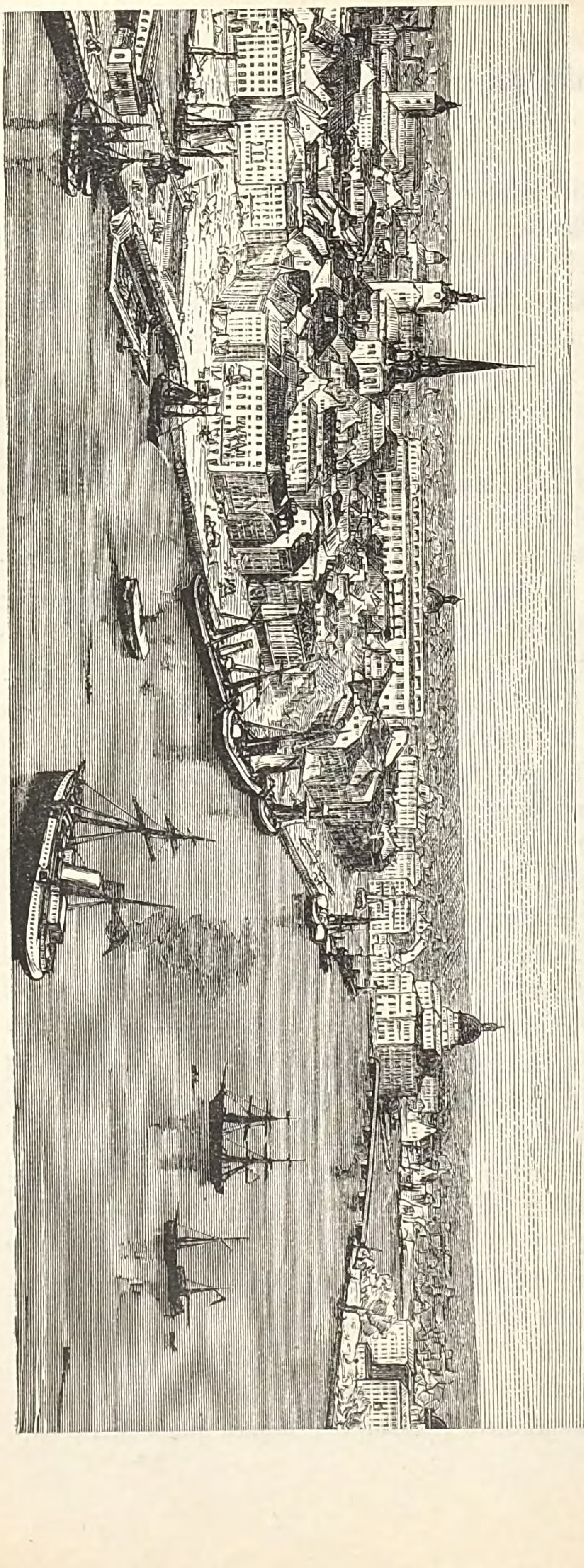


Abb. 19. Stockholm.

same Wälder und eilen spiegelklare Flüsse dahin. Seine Oberfläche selbst wimmelt von Dampfern und Segelschiffen, auf ihrem Wege von und nach der Ostsee, deren Wogen, eine dichtgedrängte Inselgruppe umspielend, einen mit allen Reizen schwedischer Landschaften ausgestatteten Fjord bilden. Stockholm mit seinen freien Plätzen, Parks und breiten Quais besitzt eine gewaltige Ausdehnung; in raschem Lauf strömt das Wasser zwischen den Inseln dahin. Viele der Straßen sind eng, ohne Bürgersteig, mit Kieselsteinen gepflastert und an Stelle guter Abzugskanäle nur mit offenen Rinnsteinen an den Seiten oder in der Mitte versehen, trotzdem ist die ganze Stadt überaus sauber. In anderen Straßen sind die Fußwege

so schmal, daß man an einer Seite aufwärts, an der anderen abwärts zu gehen pflegt. Die meisten Häuser sind hoch und mit Stuckarbeit verziert, nicht unähnlich denjenigen des alten Paris, einzelne Stadtteile aber besitzen wirklich schöne Gebäude. Der älteste Stadtteil liegt auf der Insel Stadsholmen (die acht Inseln, auf welchen Stockholm erbaut ist, heißen Kungsholmen, Riddarholmen, Helgeandsholmen, Stadsholmen, Skeppsholmen, Kästellholmen, Strömsborg und Djurgården); mächtig ragt über seine Häusermenge der königliche Palast empor. Das umfangreiche, in edlem Stil gehaltene Gebäude birgt viele Kunstwerke und eine schöne Gemäldegalerie; in unmittelbarer Nähe desselben aber befinden sich einige der häßlichsten, engsten Gassen Stockholms.

Den größten Reiz erhält Stockholm durch seine herrlichen Vorstädte; tagelang möchte man zu Wasser und zu Land die idyllische, ein so eigenartiges Gepräge tragende Gegend durchstreifen. An den Ufern der Fjorde und Buchten, wie auf den Inseln, wechseln Felsen mit Gruppen von Eichen, Linden, Ulmen, Eschen, Pappeln, Birken, Föhren, Tannen und anderen Bäumen, und jedes noch so kleine Fleckchen offenes Land ist wohl angebaut. Kleine, aber schnell fahrende Dampfer eilen unablässig in allen Richtungen hin und her, um die Stadtbewohner nach ihren Landsitzen zu bringen, oder vergnügungslustige Naturfreunde nach irgend einem der vielen schönen Punkte zu befördern.

Der schönste Park und derjenige, welcher in Europa nicht seines gleichen hat, ist der Djurgården (Tiergarten). Derselbe erstreckt sich über eine Insel von etwa 28 km im Umfang und enthält schöne Landhäuser, Gehölze, von romantischen Fahrstraßen und Spazierwegen durchschnitten, Seeen, ungeheuere Felsmassen und prachtvolle Wälder, in denen besonders die wundervollen alten Eichen einen herrlichen Anblick gewähren. Überall sind Vergnügungsorte aller Art, Cafés und Restaurants; der beliebteste unter allen diesen Plätzen aber ist Hasselbacken, woselbst große Mengen von Gästen sich täglich zum Mittagsmahle einfinden. In dem Tiergarten befindet sich auch das kleine, aber reizende Schloß Rosendal. Eine wundervolle Porphyrvase, zu Elfdal in Dalekarlien gearbeitet, erhebt sich vor diesem entzückenden Heim, welches dichte Baumgruppen fast vollständig den Blicken der Vorüberwandelnden verbergen.

Wer es aber sich gönnt, auf dem Mälarsee, an dessen Eingange Stockholm liegt, hinauszufahren, wie er verklärt ist von der wundersamen Beleuchtung der nordischen Sommernächte, dem

wird der märchenhafte Reiz des berückend schönen Landschaftsgemäldes sich unvergeßlich ins Gedächtnis prägen. Dabei liegt ein Hauch der Romantik über diesem schönen Fleckchen Erde, wenig Landstriche sind so überreich an historischen Erinnerungen, wie die Umgebung des Mälar, welcher alle Jahrhunderte, von der Steinzeit bis zur Regierung der Wasa ihre unvergänglichen Spuren aufgeprägt haben: neben der Stätte heidnischer Gottesverehrung erhebt sich der Stammsitz eines edlen Geschlechtes und dicht bei dem Grabmal irgend eines gewaltigen Häuptlings dehnt sich eine blühende Stadt, deren stolzer Dom die Zeit zurückruft, da auch hier der Krummstab die unumschränkte Herrschaft führte und die schönsten Ländereien sich im Besitze der Kirchen und Klöster befanden.

Unter den Schlössern an den Ufern dieses schönen, interessanten Sees ist es die auf der lieblichen Insel Löfö, etwa 10 km von Stockholm entfernt gelegene königliche Residenz Drottningholm, welche vor allen anderen Anspruch auf unsere Beachtung erhebt. Die Gärten, welche Alleen herrlicher Linden durchschneiden, zeigen in ihrer Anlage eine Mischung des altfranzösischen, wie des niederländischen und englischen Geschmackes; Vasen, sowie Gruppen in Marmor und Bronze sind überall verteilt und an Springbrunnen und Teichen mit schönen Schwänen ist kein Mangel.

Über eine prächtige Treppenflucht gelangt man in den Palast. Stunden und Tage könnte man in demselben verweilen, um die herrlichen Gemälde, die kostbaren Tapeten, die Sammlungen alten Porzellans und was dergleichen mehr ist, zu bewundern.

Westwärts von Drottningholm, an dem nördlichen Ende der Insel Björkö, bemerkt man zahlreiche Überreste des alten Birka, eines in den letzten Jahrhunderten der Heidenzeit sehr bedeutenden Hafenplatzes. Die Erde ist dort vielfach mit Kohlenresten und Asche untermischt und häufig werden hier häusliche Geräte, Schmucksachen und Waffen, vor allen Dingen aber Tierknochen in großen Mengen gefunden. Den häufigen Angriffen der Wikinger gegenüber war die Stadt nicht stark genug, den gehörigen Widerstand zu leisten, und so hatten die Bewohner versucht, durch Anlage von Wehren den Zugang zu ihrem Hafen zu erschweren. An der Ostseite war die Stadt durch einen Wall geschützt, von welchem noch Spuren vorhanden sind, während der Wall an der Südseite längst hinweggeräumt und das Terrain in Ackerland umgewandelt wurde. Auch der Hügel an der Westseite war mit Befestigungswerken versehen, mit Ausnahme einer Stelle, wo der Abhang so steil ist, daß jede Vorsichtsmaßregel über-

flüssig erscheinen mochte, aber obschon man somit alles gethan hatte, um den Ort möglichst widerstandsfähig zu machen, wurde er schließlich doch eingenommen und zerstört.

An dieser Stätte soll es auch gewesen sein, wo den Schweden 829 durch Ansgar — Bischof von Hamburg — zuerst das Evangelium gepredigt wurde.

Am Ufer des Gripsholm-Fjordes erhebt sich das stattliche Schloß Gripsholm. Die Mauern des alten Schlosses haben viel Trauer und Elend gesehen; eine gewölbte Zelle, in welche man von der Halle aus auf einer schmalen Treppe gelangt, diente den Opfern des Blutbades zu Linköping als Kerker und in einem Turmgemach, dessen drei Fenster nach dem See zu liegen, wurde nach der allgemeinen Angabe Johann, einer von Gustavs Söhnen, lange Zeit von seinem Bruder Erik gefangen gehalten.

An dem nördlichen Ufer, etwa 30 km von Stockholm entfernt, zweigt sich der Sigtuna-Fjord ab, von welchem aus man den Weg nach Upsala auf dem Wasserwege zurücklegen kann. Nahe dem Fjord erhebt sich das königliche Schloß Rosersberg mit seinen schönen Gärten; hier liegt auch das alte Sigtuna, dessen die Sagen als einer volkreichen, mächtigen Stadt so häufig Erwähnung thun. Unter den heidnischen Völkerschaften, welche von Osten herkommend in der Mitte und gegen das Ende des 12. Jahrhunderts die Ufer der Ostsee heimsuchten, befanden sich auch die Esthen, im Jahre 1187 drangen sie bis an den Mälarsee vor und verwüsteten Sigtuna, damals nach der Zerstörung Birkas der bedeutendste Handelsplatz. Zwei prächtige Kirchenthüren aus massivem Silber, welche sie bei dieser Gelegenheit von hier mit fortschleppten, sind noch heute in der Kirche von Nowgorod zu sehen, von den Kirchen selbst sind nur noch wenige Ruinen übrig geblieben, deren Steinblöcke aber so mächtig sind, daß man sich unwillkürlich fragt, wie es möglich gewesen, diese ungeheuren Massen zu heben und zusammenzufügen.

Wenn man den Fjord weiter aufwärts fährt, kommt man in die von dunklen Wäldern umschlossene Bucht Sko. An ihrem Ufer erhob sich früher das Skokloster, welches zu Ende des 13. Jahrhunderts erbaut, späterhin ein Raub der Flammen wurde.

Aber nicht der Mälar allein, auch die anderen Seeen besitzen ihre Reize in landschaftlicher wie in historischer Beziehung. Wer sie gründlich kennen lernen will, der nehme seinen Weg quer durch Schweden, nicht dahinfliegend mit schnaubendem Dampfroß auf eisernen Schienen,

sondern gemächlich dahingleitend auf den klaren Fluten der Seeen und Kanäle.

Schwedens schöne Seeen und der Götakanal! — Natur und Kunst im Verein haben hier einen entzückenden Wasserweg geschaffen, auf welchem man, das mittlere Schweden quer durchschneidend, von der Ostsee nach der Nordsee zu gelangen vermag.

9.

Durch den Sund.

— P. G. Heims —

Ganz allmählich kam gegen Abend bei linder Brise das ehrwürdige Felsenhaupt des Kullen in Sicht auf schwedischer Seite, und endlich am andern Morgen leuchtete in prangendem Grün, wie zum Feste geschmückt, der gesegnete Strand von Seeland zu uns herüber, ein freundliches Frühlingsbild, über das die Türme und Zinnen des stattlichen Schlosses von Kronborg bei Helsingör wie herrschend aufragten gegen den blauen, lichten Himmel. Drüben lag Helsingborg mit dem hohen, dicken Turm und weiterhin dichter, grüner Wald, aus dem heiter und lebenslustig hellfarbige Landhäuser und stolze Schlösser über das blaue Wasser des Sund herschauten.

Jetzt weht, mit bloßem Auge deutlich erkennbar, über der Schanze von Kronborg, deren Geschütze einst den Sundzoll drohend einforderten, der blutrote Danebrog mit dem weißen Kreuz. Und stolz, unter vollen Segeln daherziehend, feuert unsere Korvette ihren Salut von neun Schuß, jetzt blitzt es auch drüben auf, und krachend giebt die alte Dänenfeste den Gruß zurück. Dann aber legt sich das Schiff aus: es geht auf Kopenhagen zu.

Der Strand ist reizend: üppig, lächelnd, wohlhabend. Das Ganze ist eine einzige Reihe von Häusern, Villen und Schlößchen, die kokett in der Frühlingspracht Versteck spielen, und lustig flattert überall im reizenden Farbenspiel wieder und wieder der Danebrog von Türmen und Landungsbrücken und Flaggenstangen auf grünem Rasen. Es fährt sich gut so, dritthalb Stunden lang. Aber bei weitem nicht so lange Zeit hats gebraucht, ehe dort, wohin der Kurs des Dampfers geht, hohe Kuppeln und Türme auftauchten und immer deutlicher hervortraten — jetzt gehen wir vorbei an Trekroner, Lünetten und rechts Fredrikshaven, die wohlbefestigten Forts; die beiden ersten auf

Inseln gebaut; die Mastenmenge des Hafens umfängt uns, links „Flaadens Leie“, der Kriegshafen, in dem es jedoch mehr ehrwürdig als gefährlich aussieht.

Wir gehen an Land, unser Wagen rasselt hin durch die Östergade mit ihren prächtigen Blumenläden und Statuettenfenstern, über „Kongens Nytorv“, den schönen, weiten, eleganten Platz mit lustigen, grünen Baumanlagen.

Kräftig weht der Seewind zu uns her, wie wir im Morgensonnenlichte die lange Linie beschreiten, den schönen laubreichen Strandweg längs des Sundes. Wir suchen die Marmorkirche auf, jene schöne Ruine, deren neue großartige Kuppel ganz Kopenhagen überragt, und an deren Vollendung selbst das Riesengerüst zu verzweifeln scheint, das menschenleer den großen Bau umgiebt. Jetzt entsprießt grünes Gebüsch den Fugen des verwitterten Prachtbaues. Weiter zieht es uns zu dem runden Turm, zu dem der Aufgang statt mittels einer Treppe, durch eine breite, glatte, sanft geneigte Wandelbahn seiner Zeit erstrebt und auch bewirkt worden, so daß die Kaiserin Katharina einst im Wagen hinauffahren konnte. Es lohnt den Aufstieg, wenn man von oben über die große Stadt hinschaut.

Schön war der Abend, wunderschön im grünen Waldesdom von „Dyrehaven“, dem Tiergarten bei Klampenborg, unter den prächtigen Pyramiden der Riesenbuchen, auf den stillen Wiesen, auf denen harmlos vertraulich die Rehe gingen und das Dammwild mit großen braunen Augen dem Wanderer nachblickte, wie das Abendlicht schräg mit goldigem Strahl durch die Tannenzweige ins smaragdhelle Moos fiel, und drüben am Gartensaum eine Nachtigall mit süßem Ton zu singen anhub; schön wars bis zum Ende, als wir mit dem Dampfspurwagen zurückfuhren nach Kopenhagen, durch eine reizende Gartenstraße. In schweren Dolden neigten sich die blauen und weißen Syringen über den Weg; üppig mischte sich der Reichtum des Goldregens hinein, der Weißdorn stand in langzeiliger Pracht und die Purpurblüte des Rotdorns leuchtete im letzten Abendglanz, der die Gipfel der Blutbuchen in Gold tauchte und schimmernden Schein über die Lindenkronen breitete, unter denen reizende, oft strohgedeckte Häuschen und weißleuchtende Schlösser sich bergen, umringt von duftiger Blumenpracht mit tiefen Durchblicken ins Land und auf die See.

Der nächste Tag war ernstem Werk geweiht. Wir standen in der „Frue Kirke“ vor dem Altar, von dem her die ewige Liebe und die ewige Schönheit die Hände über uns ausbreitet im Abbilde, über dem ein lichter Schein der Verklärung von oben liegt: — das ist

der Marmor-Christus von Thorwaldsen. — Und zu den Füßen des Erlösers jene knieende weiße Engelsgestalt mit dem zarten, weißen Rosenkranz auf dem Haupte, die in der Muschel das Wasser des Lebens darreicht: der Taufengel.

In Thorwaldsens Museum erdrückte uns die überschwengliche Fülle von Genie, Poesie und Schönheit, die da von allen Wänden auf uns blickt; man staunt die Riesenarbeit an, welche dies eine gottbegnadete Menschenleben schaffen durfte und schaffen konnte, aber es ist zu viel. Man sehnt sich aus all den reizenden Reliefs, aus den schimmernden Statuen, den unzähligen Gypsmodellen, den holdseligen Göttinnen und machtvollen Heroen unwillkürlich zurück nach der stillen „Frauenkirche". Oder man muß viel Zeit haben und jeden Tag ein wenig nehmen von der Fülle der Werke, in deren Mitte unter epheubewachsenem Hügel der Meister selbst ruht.

Andern Tages gings wieder an Bord. Und wie unser Schiff mit geschwellten Segeln den Sund hinunterfuhr, entwickelte sich im Sonnenschein noch einmal das ganze Bild hüben und drüben mit seinem frischen Leben und seiner seltenen Schönheit. Noch einmal leuchteten die prächtig vergoldeten Zwiebelkuppeln der griechischen Kirche über Wasser, ragte der spitze Eidechsenturm der Börse — drei Eidechsen ringeln die aufrechtstehenden Schwänze korkzieherartig umeinander — der Turm der Frauenkirche und der runde Turm hoch in die klare Luft über dem Häusermeer. Entlang an der reizenden Küste von Schonen gehts, die im lieblichen Wechsel von Feldern und Wäldern daliegt, friedliche Dörfer und weiße Kirchen wie hinein gebettet in die stille Pracht; alles schön und friedvoll im rötlichen Abendschein: so nehme ich von dem Norden, der so freundlich herüberwinkt, Abschied.

III.

Ost-Europa.

Rußland.

1.

In der „Samojedenstadt“ Chabarowa.

— Adolf Erik von Nordenskiöld —

Am 30. Juli ging unser Schiff vor Chabarowa vor Anker.

Chabarowa ist ein kleines Dorf, welches auf dem Festlande südlich von Jugor Schar gelegen ist. Im Sommer wird der Ort von einer Menge Samojeden, welche ihre Renntierherden auf der Waigatschinsel und auf den umliegenden Tundren weiden lassen, sowie von einigen Russen oder russificierten Finnen bewohnt, welche hierher kommen, um Tauschhandel mit den Samojeden zu treiben und mit Hülfe derselben zu jagen und in dem umliegenden Meere zu fischen. Im Winter treiben die Samojeden ihre Herden nach südlicheren Gegenden und die Handelsleute führen ihre Waren nach Mesen, Archangel und andern Orten. So ist es wahrscheinlich schon seit Jahrhunderten zugegangen, doch sind die festen Wohnstätten erst in der neueren Zeit aufgeführt worden.

Jetzt besteht das Dorf oder die „Samojedenstadt“, wie es die Fangmänner stattlich benennen, gleich andern großen Städten aus zwei Stadtteilen, dem Stadtteil der Vornehmen — einigen aus Holz erbauten und mit flachem Torfdach versehenen Hütten — und dem Volksquartier, einem Haufen schmutziger Samojedenzelte. Außerdem giebt es auch noch eine kleine Kirche im Orte, bei welcher Votivkreuze aufgestellt sind. Die Kirche ist ein Holzhaus, welches durch eine Zwischenwand in zwei Abteilungen geteilt ist, von denen die innere, die eigentliche Kirche, nur wenig über $2^1/_2$ Meter hoch ist und ungefähr 5 Meter im Quadrat mißt.

Als ich den Ort besuchte, feierte man eben einen russischen

Feiertag, und wir konnten schon von fern zahlreiche Gruppen von Russen und Samojeden am Strande stehen sehen. Als wir näher kamen, fanden wir sie mit verschiedenen Arten von Spielen beschäftigt, und obgleich es für sie wohl seit Menschengedenken das erste Mal war, daß europäische Herren ihre Stadt besuchten, ließen sie sich kaum mehr in ihrem Vorhaben stören, als wenn einige fremde Samojeden sich plötzlich in ihre Reihen gemischt hätten. Einige standen in einem Kreise und warfen abwechselnd ein ungefähr wie eine kurze Raaenstange geformtes Stück Eisen auf die Erde, wobei die Kunst darin besteht, das Eisen so zu werfen, daß das scharfe Ende so innerhalb eines auf den Boden gelegten Ringes fällt, daß es in der Erde stecken bleibt. Andere waren mit einem, unserm Kegelspiel ähnlichen Spiel beschäftigt, und wieder andere mit Ringen. Russen und Samojeden spielten ohne Unterschied miteinander: die Samojeden, klein, häßlich, mit verwirrtem, ungeordnetem Haar, in schmutzige Sommertrachten aus Fellen gekleidet, die bei manchen mit einem grellgefärbten Baumwollenzeug überzogen waren; die Russen, groß, wohlgewachsen, mit langem, von Öl glänzendem Haar, zierlich gescheitelt, gekämmt und gekräuselt, und in lange, mit einem Gürtel um den Leib befestigte, bunte Blusen gekleidet. Ungeachtet der anfangs gezeigten erkünstelten Gleichgültigkeit, welche ersichtlich zum guten Tone zu gehören schien, wurden wir freundlich empfangen. Zunächst wurden wir eingeladen, in Gesellschaft mit den andern unser Glück und unsere Geschicklichkeit im Spiel zu versuchen, wobei es sich bald zur nicht geringen Freude unserer Wirte zeigte, daß wir uns auf diesem Felde durchaus in keinen Wettstreit, weder mit den Russen noch mit den Samojeden, einlassen konnten. Hierauf lud uns einer der Russen in seine Behausung ein, wo wir mit Thee, russischen Weizenbrezeln von ungesäuertem Teig und Branntwein bewirtet wurden. Einige kleinere Präsente wurden uns überreicht mit einer artigen Andeutung der Sachen, welche an Stelle derselben willkommen sein würden, eine Andeutung, welcher ich, soweit meine Mittel es gestatteten, mit Vergnügen nachkam.

Anfangs herrschte vollständige Eintracht zwischen unsern russischen und samojedischen Wirten, am nächsten Tage aber war ein ernster Streit im Anzuge, weil die ersteren uns einluden, in einem in der Nähe einer russischen Hütte stehenden Renntiergespann zu fahren. Die Samojeden wurden hierdurch sehr beleidigt, gaben aber, soweit sich dies mit Zeichen thun ließ, zu erkennen, daß sie selbst uns auch gerne fahren würden, wenn wir es wünschten; und daß es ihnen mit ihrer Erklärung Ernst war, zeigten sie dadurch, daß sie dann und wann

den Streit abbrachen und mit ihren Renntiergespannen eine sausende Fahrt zwischen den Zelten unternahmen.

Der Schlitten der Samojeden ist sowohl für die Winterfahrt auf dem Schnee wie für die Sommerfahrt auf dem Moosbette der Tundra und den wassergetränkten Mooren berechnet. Er gleicht einem hohen Handschlitten, dessen Sitz einen kurzen, niedrigen Kasten bildet.

Bei den Zelten wimmelte es von kleinen schwarzen und weißen, langhaarigen Hunden mit spitzer Schnauze und spitzen Ohren. Sie werden ausschließlich zum Hüten der Renntierherden gebraucht und scheinen von gleicher Rasse mit den Renntier-Wachthunden zu sein.

Da ich wußte, daß die Samojeden auf ihren Wanderungen immer Götzenbilder mit sich schleppen, so fragte ich, ob sie mir nicht einige derselben verkaufen könnten. Anfangs antworteten alle ausweichend. Es lag zu Tage, daß teils ihr Aberglaube sie abhielt, auf mein Verlangen einzugehen, und teils auch, daß sie sich vor den Westeuropäern der Beschaffenheit ihrer Götzenbilder ein wenig schämten. Der Metallglanz einiger Rubelstücke vermochte jedoch schließlich eine alte Frau, alle Bedenklichkeiten beiseite zu setzen. Sie ging nach einem der beladenen Schlitten hin, welche sie als Magazine zu benutzen scheinen, und suchte lange, bis sie endlich einen alten unbrauchbaren Lederstiefel in die Hände bekam; aus diesem zog sie einen hübschen Lederstrumpf hervor, aus welchem schließlich mehrere Götzenbilder zum Vorschein kamen. Nach weiteren Unterhandlungen erstand ich dieselben für einen ganz ansehnlichen Preis. Sie bestanden aus einer 13 cm langen Lederpuppe mit einem Gesicht von Messing, einer andern Puppe mit einer Nase aus einer gebogenen Kupferplatte; sowie aus einem in Lappen eingewickelten, mit Messingplatten behängten Stein, dessen eine Kante das Gesicht der Menschengestalt bildete, welche das Ganze vorstellen sollte.

Auch hübscher geformte Götzenbilder, ziemlich gut gemachte Puppen, mit Bogen aus Schmiedeeisen, habe ich gesehen; jedoch ist es mir nicht geglückt, einige derselben zu erwerben. In dem hier vorliegenden Falle wurde der Handel durch den Umstand erleichtert, daß die alte Hexe Anna Petrowna, welche ihre Götzen verkaufte, als Christin getauft war, welcher Umstand natürlich von mir benutzt wurde, die Eigentümerin an das Unrecht zu erinnern, das sie beginge, wenn sie als Christin noch fortfahre, solche Teufeleien wie ihre „Bolwane“ zu verehren, und indem ich ihr die Notwendigkeit vorstellte, dieselben schleunigst los zu werden. Aber meine Behauptungen wurden von den Umstehenden, sowohl Russen wie Samojeden, gemißbilligt, indem

sie erklärten, daß im ganzen genommen kein besonderer Unterschied zwischen den Bolwanen der Samojeden und den Heiligenbildern der Christen existiere.

Nachdem der Götzenhandel zum Abschluß gebracht worden war, wurden wir von einem der Russen eingeladen, in seiner Hütte Thee zu trinken. Diese bestand aus einer Hausflur und einem ungefähr 4 m im Quadrat messenden, kaum $2^1/_2$ m hohen Zimmer. Die eine Ecke nahm ein großer Feuerherd ein; zur Seite desselben befand sich die sehr niedrige Thür und dieser gegenüber eine Fensterluke, unter welcher einige Kisten aufgestellt waren, welche bei dieser Gelegenheit als Theetisch benutzt wurden.

Sobald wir in die Hütte eingetreten waren, nahmen die Vorbereitungen zu der Theegesellschaft ihren Anfang. Zucker, Brezeln, Theetassen mit Untertassen und eine Branntweinflasche wurden aus einem gewöhnlichen russischen Reisekoffer hervorgenommen. Feuer wurde angemacht, Wasser gekocht und Thee in der gewöhnlichen Weise bereitet, wobei sich eine dicke schwarze Rauchwolke in dem oberen Teil des niedrigen Zimmers ausbreitete, welches während dieser Zeit sich dicht mit einer Menge Neugieriger gefüllt hatte. Bis auf diese kleinern Unannehmlichkeiten verlief das Fest sehr angenehm unter fortwährendem Gespräch, das mit großer Lebhaftigkeit geführt wurde, obgleich der Wirt und die meisten seiner Gäste sich nur mit Schwierigkeit einander verständlich machen konnten.

Von hier begaben wir uns nach den Lederzelten der Samojeden, welche abseits der von den Russen bewohnten Holzhütten lagen. Auch hier wurden wir freundlich empfangen. Verschiedene der Zeltbewohner waren jetzt mit etwas größerer Sorgfalt in eine Tracht aus Renntierfellen, etwa wie die Lappländer, gekleidet. Die Feiertagstracht der Frauen war besonders zierlich. Dieselbe besteht aus einem ziemlich langen, am Leibe eng anschließenden Kleide aus Renntierhaut, welche so dünn ist, daß sie von der Mitte an in hübschen regelmäßigen Falten herabfällt. Der Rock ist mit zwei oder drei ungleichfarbigen Fransen von Hundefell versehen, zwischen welchen Borten von grellfarbigen Zeugstücken aufgenäht sind. Die Fußbekleidung besteht aus hohen, hübsch und geschmackvoll bordierten Renntierfellstiefeln. Im Sommer geht man im bloßen Kopf. Die Frauen haben dann das schwarze, struppige Haar nach hinten in zwei mit Riemen, bunten Bändern und Perlen zusammengeflochtene Haarbüschel geteilt, welche auch da noch, wo das Haar aufhört, sich in einer künstlichen Verlängerung der Flechten fortsetzen, so daß diese beinahe bis an den Erd-

boden reichen. Eine Masse anderer mit Knöpfen verzierter Perlenbänder waren außerdem häufig in ganz geschmackvoller Weise in das Haar eingeflochten oder in den durchbohrten Ohren befestigt.

Die Frauen schmücken sich also hier ebenso wie überall nach bestem Vermögen; aber hübsch sind sie deshalb dennoch nicht in unsern Augen. Sie wetteifern mit den Männern in Schmutz. Gleich den Männern sind sie klein von Wuchs und haben schwarzes, grobes, dem Pferdehaar ähnliches Haar, eine gelbe, oft durch Schmutz verborgene Gesichtsfarbe, kleine schielende, gewöhnlich triefende und entzündete Augen, eine platte Nase, breite hervorstehende Kinnbacken, dünne spindelartige Beine und kleine Füße und Hände.

Die Tracht der Männer, welche derjenigen der Lappländer gleicht, besteht aus einem weiten und langen Lederrock, welcher um den Leib herum durch einen mit Knöpfen und Messingbeschlägen reich verzierten Gürtel zusammengehalten wird, an welchem das Messer hängt. Die Stiefeln aus Renntierfell reichen gewöhnlich bis über die Knie hinauf, und die Kopfbedeckung besteht aus einer enganſitzenden, ebenfalls aus Renntierfell angefertigten Mütze.

Die Sommerzelte, die einzigen, die wir gesehen haben, sind kegelförmig und mit einem Loch im Dache zur Ableitung des Rauches von dem in der Mitte auf dem Boden befindlichen Feuerplatz. Die Schlafplätze sind in vielen Zelten hinter einem Vorhang von buntem Baumwollzeug verborgen. Diese Art Zeug wird auch, wenn es zu haben ist, zu den innern Teilen der Kleidertracht gebraucht. Leder muß nämlich nicht gerade ein bequemes Kleiderzeug sein; denn das erste, was sich der in Felle gekleidete Samojede, nächst dem Feuerwasser und Eisen, von dem Europäer eintauscht, ist Zeug von Baumwolle, Leinen oder Wolle.

Von den Polarvölkern, mit denen ich Bekanntschaft gemacht habe, stehen die skandinavischen Lappländer ohne Zweifel am höchsten, und nach diesen kommen die Eskimos im dänischen Grönland. Demnächst kommen die Tschuktschen, welche bisher nur noch wenig mit Leuten der europäischen Rassen in Berührung gekommen sind. Zuletzt kommen die Samojeden.

Als ich einst einen Eskimo im nordwestlichen Grönland fragte, ob er zugeben wollte, daß der dänische Gouverneur mehr gelte als er, erhielt ich von ihm die Antwort: „Das ist nicht so sicher; der Gouverneur hat zwar ein größeres Besitztum und scheint mehr Macht zu haben, aber es giebt doch Leute in Kopenhagen, denen er gehorchen muß — über mich hat aber niemand zu befehlen." Dasselbe stolze

Selbstgefühl trifft man bei den Lappen wie bei den Tschuktschen in Asien. Bei den Samojeden dagegen scheint dasselbe durch ein Gefühl der Untergebenheit und Furcht verdrängt zu sein, das bei diesem Volke gerade die Seite der Sinnesart des Wilden unterdrückt hat, welche die meiste Anziehungskraft für uns Europäer hat.

2.

Finnische Landschaften.

— J. L. Runeberg —

Nichts wirkt in Finnland mächtiger, als die Tiefe der unermeßlichen Urwälder. Man wandert in ihnen wie auf dem Grunde des Meeres, in ununterbrochenem, einförmigem Schweigen, man hört nur über seinem Haupt den Wind in den Wipfeln der Kiefern oder in den Kronen himmelhoher Fichten. Hier und da trifft man, wie auf einem Eingang zur Unterwelt, auf einen Waldsee, zu dessen abschüssigem, baumbestandenem Bett kein Windhauch irrt, und dessen Spiegel nie gekräuselt wird, als vom Spiel der Barsche oder von der Schwimmfurche des einsam jagenden Tauchers. Ein Himmel wölbt sich tief unter unseren Füßen, stiller als der dort oben erscheint, und wie wenn man an der Schwelle zur Ewigkeit stände, glaubt man von Göttern und Geistern umgeben zu sein, deren Gestalten man mit dem Auge sucht und deren Flüstern man jeden Augenblick mit dem Ohre zu vernehmen denkt. Von einer Seite her hört man das Rauschen eines Waldbaches. Man geht dorthin, man glaubt ganz nahe zu sein und sieht doch nichts anderes als den mit Heidekraut bestandenen Sandboden und Stamm an Stamm die Fichten, die er trägt, bis in Steinwurfsweite der entgegensetzte Strand des Baches die Wipfel seiner Birken erkennen läßt. Erst dann, wenn man den Rand des Fichtenwaldes erreicht hat, sieht man einen Strahl der glitzernden Wogen zwischen dem Laube durchschimmern; und faßt man nun, um sicher niederzusteigen, mit der rechten Hand die Wurzel einer Birke, so kann man sich mit der linken auf die höchsten Zweige einer anderen stützen. Hat man den Bach erreicht, so sieht man über sich einen nur wenige Meter breiten Streifen Himmel, und zu beiden Seiten hat man ein dem Auge undurchdringliches Gewebe von Laub und Stämmen. — Gelangt man nach langer Wanderung zwischen den einförmigen Bäumen der Heide endlich an deren Rand, so zeigt

sich unsern Augen wie durch Zauber ein Bild voll größter Abwechselung und von weitester Ausdehnung: See an See, mit laubreichen Inseln und Landzungen, Bäche, Felder und Hügel. Staunenerregend sind die wechselnden Massen von Licht und Schatten, die man mit einem einzigen Blick umfassen kann, von den fast schwarzen Fichten in der sumpfigen Senkung, zum Kiefernwald, der über jenem beginnt, und zu den Birken, die in einem Kranz den Fuß und die Seiten des höchstaufsteigenden Berges umgeben. Noch schöner wird alles dieses, wenn an einem Sommertag das Sonnenlicht, von Wolken durchbrochen, in stets wechselnden Nüancen darüber hinspielt.

Zuweilen kann man auch den eigentümlich braunroten Schein der eben untergegangenen Sonne sich im Westen mit wunderbarer Farbenpracht in den Seeen spiegeln sehen, und sehen, wie vom Lager der Sonne eine Krone ausstrahlender matter Lichtradien aufsteigt, die wie Nordscheinflammen spielen; auf dem Wasserspiegel liegen azur- und dunkelblaue klare Streifen, hier und da den vom Himmel reflektierten braunroten Schimmer unterbrechend; Landzungen und Inseln mit ihrer dunklen, grünschwarzen Farbe kontrastieren prächtig gegen Himmel und Wasser; die Luft ist still und mild; die Drosseln senden dem fliehenden Tage ihren Abschiedsgruß nach. Die Nacht weicht und der Schein erblaßt mehr und mehr, aber der Gürtel im Nordwest färbt sich rot, um bald in den lebendigen Rosenschimmer des Morgens überzugehen.

3.

Wie das Landvolk in Finnland lebt.

— Gustav Retzius —

Es ist ein hartes Dasein, das der Bauer in Finnland dem Boden seiner meist so schönen Heimat abringt. Seine Nahrung besteht hauptsächlich in dem Roggen, den er mit Schweiß und Arbeit aus der Erde lockt. Daraus bereitet er seine geliebte Grütze und sein Brot. Letzteres besteht in runden Laiben, die getrocknet werden, bis sie so hart sind, daß wenigstens der ungewohnte Fremdling oft nicht imstande ist, sie zu zerkauen. Demnächst sind Gerste und Kartoffeln und vor allem Milch wichtige Bestandteile der bäuerischen Nahrung. Milch genießt das Landvolk selten oder nie in frischem Zustande; es geschah uns oft, daß die Bauern, die uns begleiteten, die süße Milch,

die wir ihnen anboten, ausschlugen, aber mit größter Lust die nach unserm Geschmack unangenehme saure Milch tranken, die eins ihrer Nationalgerichte ausmacht. Sie soll eigentlich so essigsauer sein „daß sie im Halse brennt". In Finnland wie im nördlichen Schweden sammelt man die Milch in großen Holzgefäßen auf, läßt sie richtig durchsäuern oder besser gesagt faulen, und setzt immer neue hinzu, ohne jemals den vorhergehenden Satz auszuleeren; aus der auf diese Weise nie versiegenden Quelle schöpft der Finne das ganze Jahr hindurch ein Getränk, das dem Gaumen des Uneingeweihten ungenießbar erscheint. Butter hat man nur in sehr unbedeutenden Quantitäten, oft nur ein wenig am Sonntag; und die Butter, die man hat, ist bis zur Ungenießbarkeit gesalzen. Käse sieht man fast nie. Als Zukost ißt der finnische Bauer nur sehr selten Fleisch, und dann ist es meist so stark gesalzen und so hart und trocken, daß es ein Kunststück ist, es klein zu bekommen; gewöhnlicher ist gesalzener Fisch, der durch seinen rohen Geschmack oft der Schrecken des reisenden Fremdlings ist; denn auch der Fremde muß auf dem Lande mit der wenig wechselnden Kost, die eben aufgezählt ist, vorlieb nehmen. Indessen darf man nicht vergessen, daß auch ein paar Luxusartikel in der finnischen Haushaltung vorkommen, nämlich Branntwein und Kaffee, und zwar Kaffee — oder besser gesagt, Cichorie — in unerhörter Menge. Wenn ein Reisender in das Haus eines auch nur annähernd wohlhabenden Bauern eintritt, so wird er zu jeder Tageszeit so schnell wie möglich mit sogenanntem Kaffee bewirtet, und das wird gewöhnlich dreimal wiederholt, und so unangenehm auch der wiederholte Genuß sein mag, so kann man doch nicht abschlagen zu nehmen, was die Gastfreundschaft bietet.

Dabei hat auf dem Lande ein jeder hart zu arbeiten, man steht mit der Sonne auf, oft um 2 Uhr, ißt gleich ein Frühstück von Roggenbrot, oft mit gesalzenem Fisch, und trinkt saure Milch dazu. Darauf geht man an die Arbeit. Zwischen acht und neun Uhr kehrt man nach Hause zurück und hat dann eine warme Mahlzeit, bestehend aus Pellkartoffeln oder Roggenmehl- oder Gerstengrütze oder Fischsuppe mit Kartoffeln oder endlich einen Brei von saurer Milch, Gerstenmehl, Roggenmehl und Wasser. Dann schläft man eine Stunde, darauf geht man wieder an die Arbeit. Ungefähr um 2 Uhr wird Mittag gegessen, dabei giebt es keine warmen Speisen, ebensowenig Butter — ausgenommen an Sonntagen — sondern nur Roggenbrot und gesalzenen Fisch und essigsaure Milch. Am Sonntag leistet man sich oft auch etwas Butter, saure Sahne, bisweilen Beeren,

hin und wieder ein wenig gesalzenes Fleisch. Dann schläft man wieder eine Stunde, wonach man bis 9 oder 10 Uhr arbeitet. Das Abendbrot besteht aus Roggenbrot und gesalzenem Fisch, Kartoffeln, Brei, Grütze. Darauf geht man zu Bett. So ungefähr ist die einfache Hausordnung des finnischen Landvolkes im Sommer; im Winter ist der Unterschied nur der, daß man um 6 Uhr aufsteht und um 6 oder 7 Uhr abends schlafen geht, die Essenszeiten und die Gerichte, sogar inklusive der sauren Milch, sind im übrigen dieselben. Für die ärmste Bevölkerung indessen, die in den sogenannten „Einöden" in Nord-Finnland und in gewissen Teilen von Karelen wohnt, ist dieser Speisezettel noch ein unerreichbarer Luxus. Hier muß man froh sein, wenn man seinen Hunger mit der dicken Grütze von Roggenmehl und der essigsauren Milch stillen kann. Vielleicht ist man geneigt eine solche Schilderung für übertrieben zu halten. Ich konnte mich aber auf meiner Reise bei mehreren Gelegenheiten von der Wahrheit derselben überzeugen. So geschah es, daß ich in einem Hause in einem der abgelegenen Teile des Landes von der ganzen Familie nur drei Kinder zu Hause fand, von denen das älteste etwas über 6 Jahre alt war; ihm war der Schutz der andern übertragen, denn die Eltern waren für die ganze Woche fort auf Arbeit und wurden erst nach mehreren Tagen zurück erwartet. Auf dem Tisch bei den Kindern lag die Kost, die für dieselben reichen sollte, bis die Eltern nach Hause kommen würden; sie bestand nur aus einem groben Teig von Roggengrütze, und wehe den Kindern, wenn sie zu schnell verzehrt wurde.

Ich wanderte daher weiter bis zum nächsten Bauernhause, um mich auszuruhen. Der Raum war voll von Kindern und erwachsenen Personen. Nahe beim Ofen waren auf Stangen eine Menge gelbbrauner Stücke von der innern Borke der Kiefer aufgereiht; sie sahen aus wie steifes Leder. Ohne näher hinzusehen, fragte ich was das wäre, und wozu das dienen sollte, und der Wirt antwortete: „Lieber Herr, das wird Brot." Mehr Worte sprach er nicht, aber der Ton, der in ihnen lag: „du kennst das nicht!" war tief ergreifend. Ein anderes Mal kam ich zufällig auf eine Wiese, wo man gerade mit der Heuernte beschäftigt war. Rings an den Wänden hingen die Vorratstaschen der Schnitter, und aus Neugierde öffnete ich mehrere von ihnen. In allen fand ich aus Borke zusammengeklebte Kuchen, innen pechschwarz, auf der Außenseite mit einem kalkweißen dünnen Überzug von Mehl, mehr um das Auge, als um den Geschmack zu betrügen. Außerdem enthielten einige der Taschen steifgesalzene schlechte Fische, andere bloß ein paar Körner Salz. Man braucht sich nur die Schwere

der Arbeit, die in der größten Hitze bei solcher Nahrung besorgt wird, vorzustellen, und man erhält einen Begriff von wirklicher Not und von der Stärke der Menschennatur, die sie ertragen kann!

4.

Auf den Newa-Inseln.

— Theodor Graf Leublfing —

Bei Kronstadt verengt sich der finnische Meerbusen, und das schmale Fahrwasser drängt unsern Dampfer dicht unter die Kanonen der Festung. Dann gleitet er an der hügeligen Küste Ingermannlands hin, wo aus dunklem Grün die Schlösser Peterhof und Oranienbaum herüberleuchten. Da — noch sind wir 20 Kilometer von der Newa-Mündung und von St. Petersburg entfernt — taucht als erstes sichtbares Merkmal der nordischen Metropole die Riesenkuppel der Isaakskirche auf, welche als eine goldene Kugel über den Wassern schwimmt, wenn die Küste selbst noch lange nicht in unsern Gesichtskreis getreten ist. Schon dieses erste Wahrzeichen läßt uns ahnen, wie in einzelnen Anklängen die Zauber des Orients, in den Norden herübergetragen, uns überraschen werden.

Allmählich steigen die westlichen Stadtteile, links Wassili-Ostrow, rechts die Admiralitätsseite aus der blauen Flut, welche sich nun bald zum mächtigen Strome verengt, an dessen prächtigen Granit-Quais, soweit das Auge reicht, Dampfschiffe und Kauffahrer im bunten Gemische sich aneinander reihen. In der Nähe der steinernen Nikolai-Brücke mehren sich die Paläste und Prachtbauten, so daß die angestrengteste Aufmerksamkeit nötig wird, auf beiden Seiten dem stets neu Erscheinenden sich zuzuwenden.

Unter den öffentlichen Gebäuden tritt nun zuerst links die Akademie der Künste auf, vor ihr an der Quai-Mauer die zwei kolossalen, aus Ägypten gebrachten Sphinxe, dann folgt der Rumjanzow-Square mit seinem hohen Obelisk aus grünem Marmor mit goldener Kugel.

Rechts die schönen Bauten längs des englischen Quais, der Petersplatz mit dem Gebäude der Synode, der Isaakskirche und dem Monumente Peters des Großen im Vordergrunde, daneben die alte Admiralität mit dem weit sichtbaren, vergoldeten Spitzdache des Turmes, dann der Winterpalast und die Eremitage, ein zur Gemälde-Galerie umgewandelter Palast.

Bei der Dreifaltigkeits-Brücke sind wir an der Stelle, wo die Newa sich entschließt, ihre mächtige Wassermasse zu teilen, rechts die Newka und die kleine Newa, links die Fontanka abzuzweigen. Hier beträgt ihre größte Breite etwa einen Kilometer, mehr als doppelt so breit, wie der Rhein bei Köln sich zeigt.

Zur Linken schwimmt nun die Festungsinsel, mit ihren aus dem Wasser aufsteigenden Bastionen, während vor uns, in mindestens stundenweiter Entfernung, am Ostende Petersburgs die prächtige Kirche des Smolnoi-Klosters, mit ihren fünf indigoblauen Kuppeln himmelanstrebend, das Rundbild abschließt.

Die hervorragende Schönheit St. Petersburgs gipfelt in den richtigen Verhältnissen zwischen Strom, Straßen und Plätzen, zusammengefaßt in der großartig durchgeführten Raumverschwendung, welche alle diese Riesenbauten erst ganz ins Licht treten und würdigen läßt.

Den Vorzug, im großen Ganzen wie aus einem Gusse hervorgegangen zu sein, kann ihm keine andere Großstadt streitig machen. Der Unterschied springt schon in der ersten Stunde dem Ankommenden in die Augen, daß in St. Petersburg nicht, wie in Paris und Wien, um einen alten winklichten Kern die Vorstädte sich ankrystallisiert haben, sondern daß sich in der Übereinstimmung aller seiner Teile ein großartiger Gedanke ausspricht.

Bei dem Quai vor dem Sommergarten, der Hauptstation der kleinen, nach den Newa-Inseln fahrenden Dampfer, steigen wir aus, um diese beliebte Promenade zu betreten. Der kaiserliche Sommergarten ist ein langes Rechteck, mit schattigen Alleen, einer großen Menge mythologischer Bildwerke, und dem Denkmale des Fabeldichters Krylow, des russischen Gellert. Die in das Piedestal eingelassenen vier Relieftafeln in Erzguß bieten im bunten Gemische charakteristische Figuren aus seinen Tiergeschichten, so vorzüglich gezeichnet, als ob Kaulbachs Meisterhand in des Humors glücklichster Stunde den Entwurf dazu geliefert hätte.

Von hier kehren wir zum Winterpalaste, der Residenz des Kaisers, zurück. Der Palast ist ein Rechteck, mit der nördlichen Langseite gegen die Newa, mit der südlichen gegen den großartigen Admiralitätsplatz gerichtet, in dessen Mitte die Alexandersäule, 26 Meter hoch, aus einem Stücke gehauen, steht. Mit dem kubischen Blocke, welcher als Piedestal dient, und dem Engel mit dem Kreuze, welcher die Spitze trägt, erreicht ihre Gesamthöhe 48 Meter; Kapitäl und Reliefschmuck des Piedestals sind aus eroberten Kanonen gegossen.

Der Winterpalast ist bekanntlich eines der prächtigsten Schlösser

der Erde. Unter den Hunderten von Sälen und Prunkzimmern ist uns eine Reihenfolge innezuhalten unmöglich; wir heben aus ihnen heraus den Sankt-Georg-Rittersaal, wo die Gesandten empfangen werden, und den Saal Peters des Großen, dessen rote Damastwände mit hundert und hundert goldgestickten Adlern übersäet sind. Wir können den Winterpalast nicht verlassen, ohne aus den Fenstern der gegen die Newa gewendeten Nordfronte einen Blick zu werfen!

Wenige, innerhalb der Residenzstadt gelegene Schlösser europäischer Souveräne erfreuen sich einer solchen freien Umsicht.

Unter den Fenstern der belebte Quai, an welchem sich die mächtigen Fluten der breiten, großen Newa vorüberwälzen; vom jenseitigen Ufer glänzen die stattlichen Bauten von Wassili-Ostrow, eine lange Reihe von Palästen, herüber. Dampfer jeden Ranges, Segelschiffe ansehnlicher Größe, eilen vorüber, während unzählige Barken und Gondeln stromauf- und stromabwärts schaukeln, oder die Verbindung zwischen den einzelnen Stadtteilen unterhalten. Von der Festungskirche funkelt das goldene Spitzdach in den blauen Lüften und wirft seinen langen Schatten in den klaren Strom.

Die Eremitage, von Katharina II. erbaut, ist mit dem Winterpalaste durch einen Bogengang verbunden und vereinigt in sich Kunstsammlungen aller Art. Alle Säle sind mit den elegantesten Möbel-Garnituren in Rot und vergoldetem Holzwerk versehen, wodurch die, den vorzugsweise für Gemälde bestimmten Räumen sonst stets eigentümliche Leere in für das Auge wohlthuender Weise beseitigt wird.

Die Isaakskirche weiterhin ist zweifelsohne der schönste Bau Petersburgs.

Man denke sich einen massigen Tempel in Form eines griechischen Kreuzes, ganz von Marmor und Bronze, — ringsum auf den vier gleichen Fronten getragen von je zwölf dorischen Säulen aus rotem Granit. Über der Mitte erhebt sich ein Dom bis zur Höhe von 110 Metern mit vergoldeter Kuppel, auf derselben eine von vierundzwanzig Granitsäulen getragene Laterne mit gleichfalls vergoldetem Dache und Kreuze.

Wie im Winter das Leben und Treiben der Großstadt sich hauptsächlich auf die Prospekte, die Quais und die gefrorne Newa selbst konzentriert, so strömt mit Beginn des Sommers alles, was einigermaßen Herr seiner selbst ist, nach der Peripherie, nämlich nach jenen ländlichen Ansiedlungen, welche, meist nördlich und südwestlich die Stadt umgebend, ausschließlich für die Petersburger Sommergäste geschaffen worden sind. Wem die Berufsgeschäfte nicht gestatten, sich mit dem

Beziehen eines Landsitzes auch von jeder Thätigkeit in der Stadt frei zu machen, der trachtet für die wenigen Sommermonate eines von jenen vielen hölzernen Landhäusern zu mieten, welche in reizender Unregelmäßigkeit über die Newa-Inseln ausgeschüttet sind.

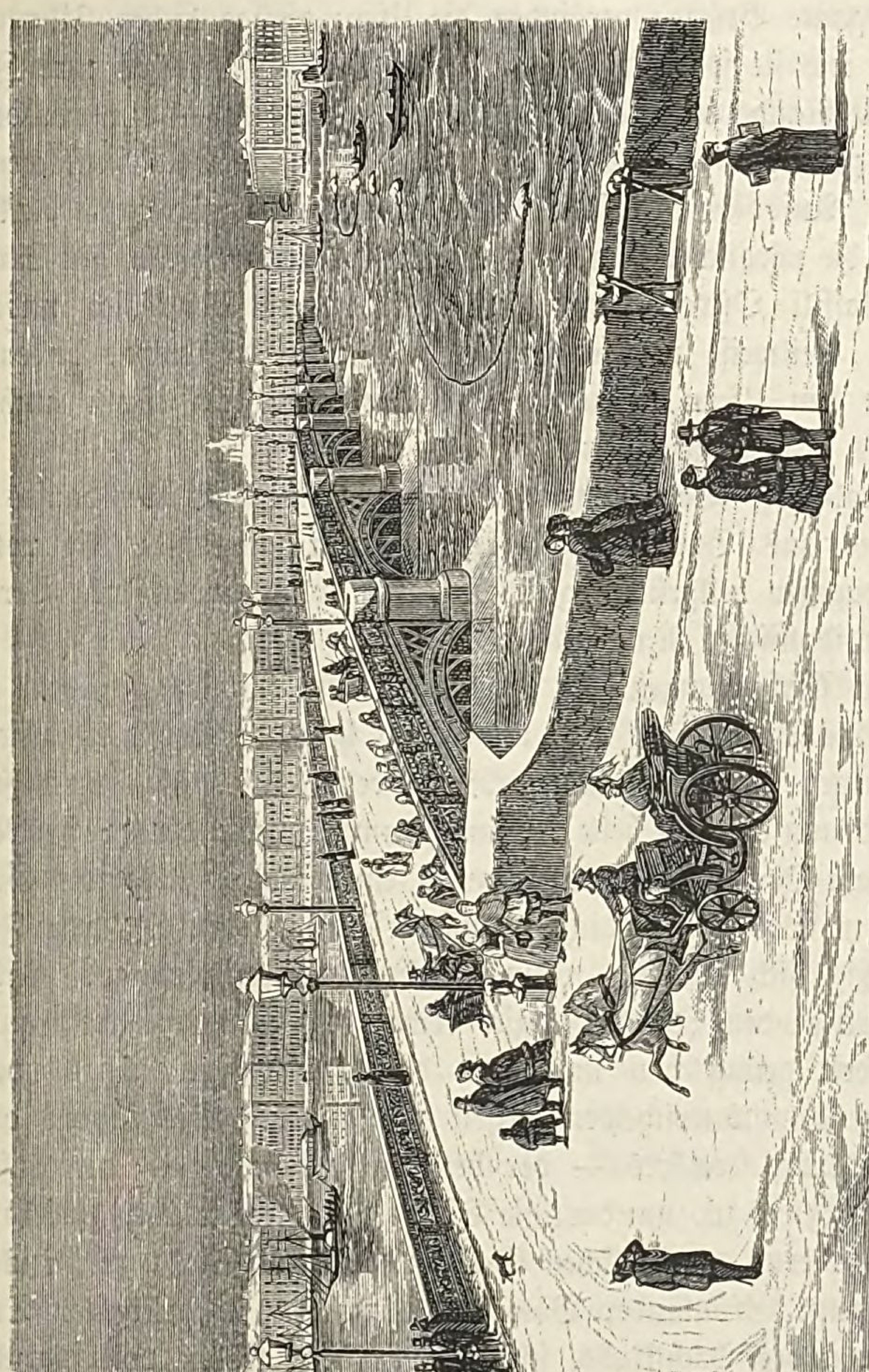


Abb. 20. St. Petersburg: An der Newa.

Diese Newa-Inseln, im Winter finnisches Schneefeld, im Sommer ein Paradies, sind so eigentümlich, daß die gewöhnlichen Parks in Gegenden, wo die Natur das meiste selbst geschaffen, dahinter zurückstehen müssen.

Allerdings verzichten wir auf Anhöhen, von welchen künstliche Ruinen herabschauen, auf Kaskaden, welche in glücklicher Benützung, anscheinend ungezwungen herniederrauschen, dagegen finden wir hier,

wie nirgends mehr, drei mächtige Ströme, Arme der Newa, welche unter dem Namen der kleinen Newa, der kleinen und großen Newka, in stiller Majestät ihre reichen, klaren Wassermassen zwischen diesen weitausgedehnten Waldgruppen und Wiesenplanen vorüberrollen. Zahlreiche elegante Brücken verbinden die Ufer; riesige Eichen, Ulmen und Buchen, wie sie sonst im Norden nicht gedeihen, wiegen ihre Zweige über dem Rande träumerisch versteckter Waldseeen — Blumenbosketts, sorgsam gepflegt, — sind allerwärts in die grünen Wiesenflächen eingestreut. Auf diesen großen Inseln nun, welche mit ihren Parks sich direkt an die nördlichen Stadtteile anschließen, so daß die langen Straßenzeilen Wassili-Ostrows und der Petersburger Seite sich unbemerkt in ihren, teilweise unabsehbaren Durchsichten verlieren, haben sich, meist an den Ufern, reizende kleine Kolonieen ein wenn auch vergängliches Dasein geschaffen.

Idealisierte Variierungen des schwedischen Bauernhauses, der Blockhütte aus Balken und Brettern, auf schwedische Art rot, die Dächer dagegen hellgrün angestrichen, mit epheuumwachsenen Veranden laden zu idyllischer Ruhe ein.

Für Verbindungen mit der Stadt ist reichlich gesorgt. Zahlreiche kleine Dampfböte, Tag und Nacht haltende Droschken lassen den Petersburger in seinem komfortablen Bretterhause nichts vermissen.

Und nun erst eine helle Juninacht am Strande der großen Newka, zu Staraja-Derewnia! Wir sitzen in einem kleinen Kiosk des Gartens hinter dem Wohnhause; dicht zu unsern Füßen ziehen die klaren Fluten, nur mäßig sich beeilend, dem finnischen Meerbusen zu. Auf der gegenüberliegenden Insel Helagin reihet sich Equipage an Equipage, gerade weit genug von uns, um das unbewaffnete Auge noch die Innensitzenden unterscheiden lassen zu können. Sie fahren alle in einer Richtung seewärts — der beliebten „Pointe“ — der äußersten Spitze der Insel zu, um dort die Sonne ins Meer tauchen zu sehen, um auf der andern, der südlichen Seite, wieder zur Stadt zurückzukehren.

Einzelne Grönländer Böte mit Ruderern in gestreiften Tricots, Mitgliedern des Yachtklubs, schießen vorüber; Kähne voll jugendlicher Sängerinnen, welche im hohen Diskant eigentümlich klingende russische Weisen vortragen, unserm Ohr ganz ungewohnt, schaukeln vorbei und lassen uns vergessen, daß wir uns unter dem sechzigsten Breitengrade, mithin in gleicher Entfernung mit der Südspitze Grönlands vom Nordpole, befinden.

Unbemerkt fliegen die Stunden vorbei. Die Sonne ist hinab ins Meer gesunken; im Nordwesten steigen in bleifarbigem Grau die

Höhen Finnlands daraus empor; kein Lüftchen kräuselt die blaue Flut; eine wundervolle Temperatur verscheucht jeden Gedanken an Schlaf und trägt uns wachend von einem Junitage in den folgenden hinüber. So wird es ein und zwei Uhr; noch sitzen zahlreiche Familien vor den Häusern; die Equipagen rollen wie am Tage draußen vorbei; es ist etwas dämmerig geworden, — aber wir brauchen kein Licht, denn schon ist im Osten die Sonne wieder tagverkündend zu schauen! Dazu schlagen die Nachtigallen von den Ufern und versetzen uns in Gedanken unter die Aloës und Cypressen des Rauba-Capeo, um dessen Fuß sich das goldene Nizza lagert!

5.

Moskau, das „heilige Mütterchen".

— Edmund Heyking —

Unser Zug nähert sich Moskau. Aus der Ferne gewahrt man am Horizonte einzelne Kuppeln, in Gold, Silber und allerlei Farben glänzend, bald jedoch ragen hohe Spitzen ohne Zahl aus dem stets weiter sich entfaltenden Häusermeere hervor, welches, in seiner Lage vergleichbar mit Paris, auf beiden Seiten das breite Thalgebiet der Moskwa ausfüllt, und an den anschließenden Höhenzügen sanft hinansteigt.

Was ist doch Moskau für eine eigentümliche Stadt! Es ist ohne Zweifel eine Weltstadt, als Centrum eines großen Reiches, aber es mangelt ihm durchaus zum großstädtischen Charakter an der ausgebildeten Konzentration, der zusammengedrängten Energie des modernen Lebens. Die Entfernungen sind nur bei Nichtachtung aller Zeit zu überwinden, und kilometerlang fährt die urwüchsige Jswoschikdroschke auf holprigstem Pflaster an eintönigen Gartenzäunen hin. Die große Stadt Europas ist zur intensivsten Ausnutzung des teuren Bodens gezwungen und türmt die Menschenwohnungen in vielfachen Stockwerken übereinander; von den Türmen Moskaus blickt man außer in den wenigen eleganteren Straßen auf eine unabsehbare Fläche ein- bis zweistöckiger Holzhäuschen. Es ist eine Stadt seiner politischen und wirtschaftlichen Bedeutung nach, aber in Wirklichkeit ein riesenhaftes Dorf, in dem jeder nach seinem Belieben sich angebaut und eingerichtet hat. Denn der zweite Charakterzug Moskaus ist die Ungleichheit, die widerspruchsvolle Physiognomie der Stadt. Von der

kurzen Paradestraße, auf deren hölzerner Dielung der Wagen wie auf Parkett dahinrollt, und aus ihrer Reihe glänzender Magazine mit Spiegelscheiben gelangt man schon hundert Schritt weiter auf ein Pflaster von Steinblöcken, über welches die Sündflut gerauscht zu sein scheint, und in eine Umgebung naturwüchsiger Branntweinschenken und Trödelbuden.

Natürlich galt unser erster Gang dem Kreml, der festungsartig dasteht, eine große Vereinigung von Kirchen und Palästen. Nirgends in der Welt wird die Einheit von Staat und Kirche dem gläubigen Unterthanen so handgreiflich vor Augen geführt als hier im Kreml von Moskau, wo der Kaiserpalast, umgeben von einer Leibgarde unzähliger Kirchen, auf die innige Vereinigung des Cäsarismus mit der herrschenden Kirche hinzudeuten scheint. Der Kaiserpalast ist ein stattliches, ausgedehntes Gebäude, dessen Baustil von dem der Residenzschlösser in Berlin oder Wien sich wenig unterscheidet. Das moderne Palais steht hier inmitten der nationalen Heiligtümer als Repräsentant der europäischen, das Land nach den Lehren einer fremden Zivilisation regierenden Staatsmacht.

Wohl das interessanteste Gebäude des Kreml ist der alte Czarenpalast, der von dem neuen Schlosse wie eine kostbare Perle eingefaßt wird. Hier befindet sich der historisch merkwürdige, von einem breiten Mittelpfeiler gestützte Bankettsaal, wo der Kaiser nach der Krönung mit den Großen des Reiches tafelt. Ferner giebt es da eine Reihe ganz reizender Gemächer, in denen die alten Czaren bis auf Peter den Großen wohnten. Das Merkwürdigste an der reichen und üppigen Ornamentik dieser altrussischen Gemächer ist die Ausschmückung der leeren Flächen. Hier wie in den alten Kirchen des Kremls sieht man nirgends das öde, langweilige Weiß moderner Zimmerwände. Alle Mauern sind mit Goldgrund oder einem gesättigten Farbenton bedeckt, auf dem sich in üppigster Fülle Blumenranken, Trauben und Arabesken abheben. Der Geschmack und die Ausführung der Figuren läßt zwar meist viel zu wünschen übrig, und namentlich die Heiligenbilder in den Kirchen sind einem starren Traditionalismus anheimgefallen; aber nie macht eine dieser barocken alten russischen Wandmalereien einen unbefriedigenden, leeren Eindruck. Sie üben vielmehr eine ungewöhnliche Anziehungskraft durch die Sättigung des Auges an dem Farbenreichtum. Die zahllosen Kathedralen des Kreml sind neben ihrem historischen Altertum hauptsächlich durch diese Wanddekoration interessant; bei ihnen sind Wände, Pfeiler und Decke mit Goldgrund überzogen und der Fußboden mit buntem Mosaik ausgelegt. Jeder grelle un-

angenehme Farbeneindruck wird durch die stets in den Kirchen herrschende Dunkelheit ausgeschlossen.

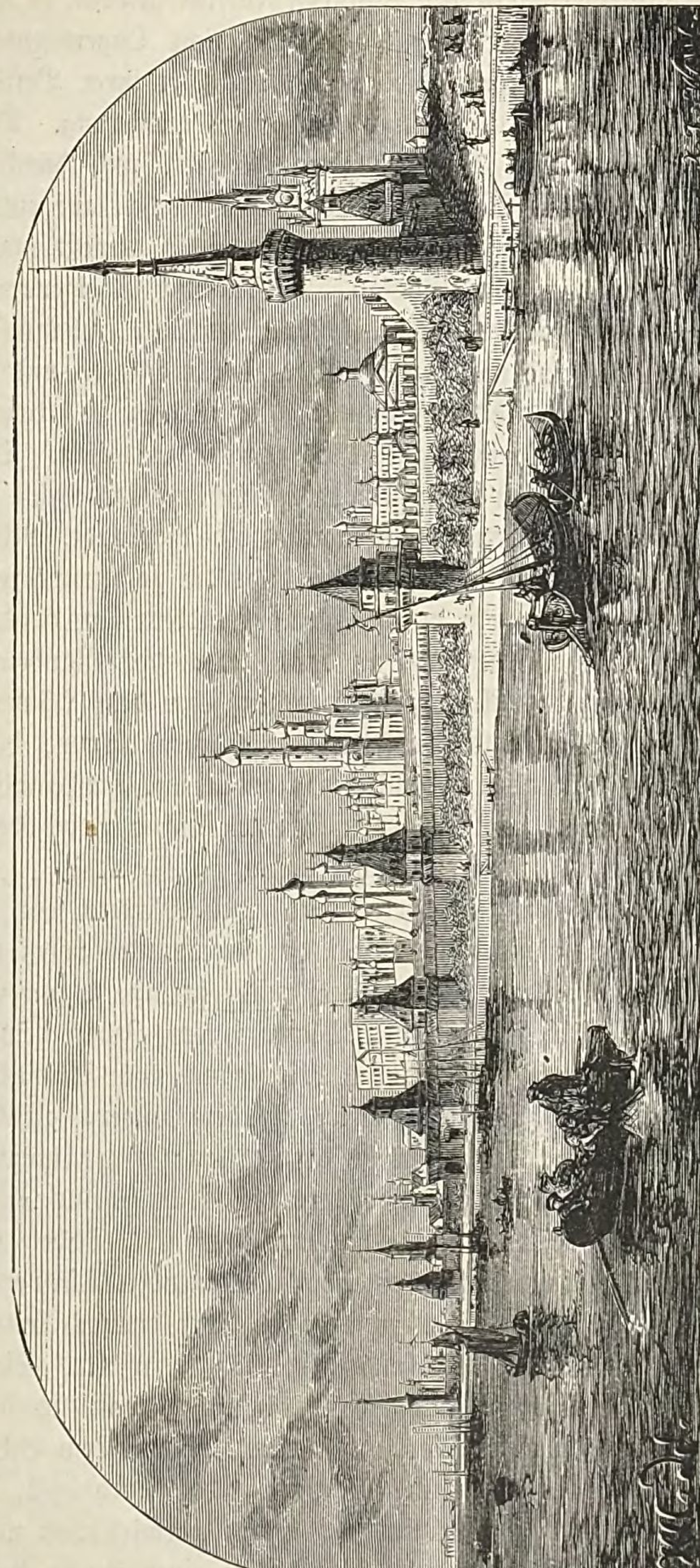


Abb. 21. Der Kreml in Moskau.

Der höchste Turm im Kreml ist der Iwan Weliki, der große Johann, von Boris Godunow, dem Usurpator, erbaut. Es ist ein weißgetünchter schmuckloser Turm von einem riesigen goldenen Kreuze überragt. Der Iwan Weliki ist ein Krösus durch seinen Glockenreichtum; bei feierlichen Gelegenheiten spricht er aus 25 Glocken in allen Formaten mit. Die älteste, historisch merkwürdigste ist die ehemalige Glocke der Republik Nowgorod, die einst die Bürger der Stadt zur Volksversammlung berief, bis Iwan der Schreckliche mit der Freiheit der Stadt die Glocke wegnahm

und nach Moskau brachte. Das Glockengießen scheint früher eine wahre Leidenschaft der russischen Fürsten gewesen zu sein. Die Kaiserin Anna wollte aber etwas noch gar nicht Dagewesenes leisten und ließ eine Glocke gießen, die nie an den Ort ihrer Bestimmung gelangte, da gleich beim Guß ein großes Stück aussprang. Dieser Glockenkoloß steht jetzt am Fuße des Jwan Weliki, und durch die Bresche der 60 cm dicken Mauern können 30 Menschen auf einmal in die Ruine eintreten. Vom Turme des Jwan Weliki genießt man eine umfassende Aussicht über ganz Moskau. Der Anblick ist eigenartig und barock wie wohl kein zweiter. Es ist eine traumhafte, phantastische Wirklichkeit, als habe eine mächtige Hand alle Kuriositäten und bizarren Einfälle orientalischer Völker gesammelt und sie hier in großem Stile zu einer riesenhaften Raritätenaufstellung vereinigen lassen. Da drüben auf der großartigen eben fertig gewordenen Heilandskathedrale spiegelt sich in der Kugel-Kuppel von schimmerndem Golde die Stadt. Rings um den Turm des Jwan Weliki drängen sich dicht die goldenen Kreuze und sind mit den Kirchenkuppeln durch schwere Goldketten verbunden, als sollte die schwerfällige Erdenform an das Zeichen des Glaubens gefesselt werden. So weit das Auge reicht, ragen über dem Häusermeere der Stadt ganze Alleen und Boskettѕ von Kirchen hervor, deren zwiebelartige Kuppeln in allen erdenklichen Farben und Farbenmischungen, in Gold und Silber, mit goldenen Sternen auf blauem oder rotem Grunde, gestreift und karriert bemalt sind.

Aus den zinnengekrönten hohen Mauern des Kreml tritt man durch große Turmthore auf den sogenannten roten Platz. Hier steht das wunderbarste, wenn auch nicht schönste Bauwerk der Welt. Es ist die Kirche des Wassili Blajenni, von Jwan dem Schrecklichen erbaut. Es ist ein wahres Monstrum von Baustil. Kein Teil der 14 Türme zählenden Kirche ist dem andern gleich; sie hat keinen Mittelpunkt, keinen erkennbaren Plan; nicht einmal der Platz, auf dem sie steht, ist eben, sondern die Kirche scheint wie ein schwerfälliges Ungetüm einen Berg hinanzuklimmen. Dabei sind die Wände und die pilzartigen, einander verdeckenden Türme mit den grellsten widersprechendsten Farben bedeckt. Aber dennoch kann man nicht sagen, daß die Kirche abstoßend oder häßlich wirkt. Sie erregt vielmehr immer größeres Interesse, je häufiger man sie sieht. Ihre Entstehungsgeschichte erklärt ihre Gestalt. Jwan dem Schrecklichen träumte einst, er befände sich im Garten des Paradieses. Beim Erwachen wollte er diesen Traum auf Erden verwirklichen und die geträumten Blumen des Paradieses in Gestalt einer Kirche darstellen. In der

That tragen die vierzehn Kuppeln und Türme der Kirche alle möglichen Pflanzenformen. Da sieht man riesige Kaktusse, Ananasse, Artischocken, Melonen; freilich auch türkische Turbans. Auch auf den Mauern der Kirche entdeckt man überall gemaltes Baumgeäst, Blätter



Abb. 22. Der rote Platz mit der Kirche Wassili-Blajenni in Moskau.

und Blumengewinde, und namentlich das Innere ist mit solchen Malereien verschwenderisch dekoriert. An einem der Eingangsthore des Kreml hängt ein berühmtes Heiligenbild: die iberische Mutter Gottes. Man kann sie aber daselbst höchst selten sehen, denn sie ist fast nie

zu Hause. Sie fährt den ganzen Tag bis in die späte Nacht in Moskau spazieren, mit sechs Pferden und Livreebedienten hinten auf ihrer Kutsche. Da nämlich die iberische Mutter Gottes besonders wirksam in Wundern ist, so besucht sie auf Wunsch die Familien Moskaus, erscheint bei Familienfesten, bei Kranken oder auch sonst einmal im Jahr. Sie wird dann durch sämtliche Zimmer des Hauses getragen und fährt nach Empfang einer unbedeutenden Geldvergütigung darauf in eine andere Familie, die ihren Besuch erbeten hat. Noch spät am Abend kann man ihre laternenerleuchtete Kutsche durch die Straßen Moskaus fahren sehen.

Auf dem roten Platze steht das bronzene Standbild des Fleischers Minin und des Fürsten Pojarski, der Befreier des Vaterlandes von der Polenherrschaft, ein schönes Beispiel für jene feste Einigkeit der Stände und der Nation, durch welche Rußland groß geworden ist. Den Kreml umgiebt in weitem Umkreise ein zweiter Mauernring, der den Kitaigorod (Chinesenstadt) d. h. die Kaufhallen einschließt. Hinter diese zweite Mauer flüchtete einst der Kaufmann seine Schätze, wenn tatarische oder polnische Feinde die Stadt bedrohten. Diese in allen russischen Städten anzutreffenden Kaufhallen sind von dicken Säulen getragene Gänge; sie führen an einer Reihe dumpfer, finsterer Läden vorüber, an deren Thüren die feilgebotenen Waren als Aushängeschilder hängen. Die hier verkauften Artikel sind meist Manufakturen der Moskauer Fabriken und für den Gebrauch der mittleren Gesellschaftsklassen bestimmt; um dünne persische Seide, grellfarbige Zitze und Kattune, recht gute Lederwaren wird hier mit viel verschmitzter Schlauheit und wirklicher Gutmütigkeit, die fünf gerade sein läßt, gefeilscht und gehandelt. Und über Kitaigorod hinaus fällt das Auge auf das Meer der Holzhäuser und der dorfartigen Vorstädte, die sich weiter in die Ebenen hinausziehen, als selbst von der Höhe des Iwan Weliki unser Blick reicht.

6.

Durch das südliche Rußland.

— Edmund Heyking —

Um 5 Uhr morgens ging unser Zug nach Witebsk ab. Nichts Traurigeres als dieser durch Littauen über Polotzk führende Weg. Niedriges Gestrüpp findet hier und da in gänzlich vernachlässigten

Waldstücken eine Abwechslung. Durch den morastigen Boden verkrüppelte Ellern und Birken sind vorherrschend. Fast nirgends findet man Felder und nur in großen Zwischenräumen die elendesten Hütten. Verwahrlost sieht das ganze Land aus.

Nach Polotzk, und je mehr man sich Witebsk nähert, nimmt das Land einen kultivierteren Charakter an: das Terrain wird coupierter und bietet mehr Abwechslung; Felder und menschliche Behausungen werden immer häufiger, auch erscheint der dichte Wald hier noch in gutem Bestande. Von der Bahn aus gesehen, erhebt sich die Stadt Witebsk recht malerisch auf einer kleinen Anhöhe. Die weißen Kirchen mit goldenen und perlmutterartig schimmernden Kuppeln blitzen so rein und stattlich den von der langen Einförmigkeit ermüdeten Augen entgegen. Aber das Bild ändert sich, sobald man in die Stadt selbst eintritt. So elende, niedrige und schmutzige Menschenwohnungen wie in Witebsk habe ich nirgends gesehen. Das Ganze scheint aus morschen, verfaulten Holzstücken, die man lose übereinander geworfen, errichtet zu sein. In dem dem Bahnhofe zunächst gelegenen Stadtteile kann ich ruhig versichern, nicht eine gerade Linie gesehen zu haben: alle Fundamente, Dächer, Friese, Stützbalken und Häuser waren krumm, verbogen und windschief, als hätte ein böser Windstoß ihre erbärmliche Fadenscheinigkeit durcheinander geschüttelt. Der Schmutz auf den Straßen ist unergründlich. Man sieht ganz ausschließlich nur Juden, und zwar aus den ärmsten Klassen, und doch wohnen hier noch andere Menschen, wie die Kirchen es beweisen. Zwei erfreulichere Erscheinungen hoben sich auf diesem trüben Schattenbilde als Lichteffekte ab: Die erste war ein Friseur, der lange blonde Zöpfe hinter beschlagenen Fensterscheiben ausgestellt hatte, und die zweite war der herrliche stolze Strom mit seinen hohen malerischen Ufern, von einer schönen steinernen Brücke überwölbt. Nur einige winzige Barken belebten hier die Düna, auf deren breiter Wasserstraße von altersher Holz und Hanf aus Witebsk nach Riga geführt wird.

Bald nach dem Eintritt ins Orelsche Gouvernement hört der von Witebsk ab den Weg begleitende Wald völlig auf und endlose wellenförmige Flächen zeigen sich zu beiden Seiten der Bahn. Wir sind in eine der Kornkammern Rußlands gelangt. Unabsehbare Kornfelder wogen in mächtigen goldgelben Flächen, soweit das Auge reicht. Nächst den Roggenfeldern sieht man namentlich Buchweizen auf großen Strecken angebaut, auch Flachs kommt vereinzelt vor. Es ist kein größerer Kontrast gegen die eben passierte waldreiche Gegend denkbar;

auf diesen kornreichen Ebenen scheint nur noch an feuchten Stellen Baumwuchs, niedrig und verkrüppelt, sich erhalten zu haben. Hier folgen die Bauerndörfer schon viel dichter aufeinander; auch scheinen die Häuser mehr Wohlhabenheit zu beweisen, sie sehen reinlicher und größer aus, und an ihren Holzfronten hat die Schnitzkunst des Volkes ihre originellen, oft recht zierlichen Muster angebracht; dazwischen sieht man kleine, weiße, grüngekuppelte Kirchen. Einen besonderen Charakterzug empfängt die Landschaft durch die oft langen Reihen der Windmühlen in den ungeschicktesten primitivsten Formen. Sie besitzen meist nicht mehr als drei Flügel, die wie aus unbehauenen, krummen Baumästen zusammengesetzt aussehen. Auffallend war die eigentümliche Tracht der Bauernweiber. Sie trugen ein langes, bis zu den Füßen reichendes Hemd, das mit roten Einkantungen gewirkt war, darüber eine rote Filzjacke; um den Kopf waren turbanartig zwei verschiedenfarbige Tücher geschlungen, an der Stirne aber war aufrechtstehend ein Stück Goldborte angebracht.

So fremdländisch Petersburg dem übrigen Rußland erscheinen mag, in einem Stück ist es echt national, in seinen breiten unausfüllbaren Straßen. Jedes Dorf in Rußland, die jämmerlichsten Nester in den Kreisen, wie die größeren Gouvernementstädte zeigen diese Raumverschwendung, die man sonst nur in den treibhausartigen Städtegründungen West-Amerikas wiederfindet. Überhaupt würde es wohl in keinem Lande so leicht sein wie in Rußland, einen allgemeinen stets wiederkehrenden Typus der Städte aufzufinden; man erkennt in Moskau wie in Pskow, in Orel, in Rostow, ja auch in den abgelegenen Straßen Petersburgs dieselbe unwandelbare Stadtphysiognomie. Bekanntlich findet sich in jeder russischen Stadt ein Kaufhof, ursprünglich eine Karawanserei für nicht einheimische Kaufleute. Man könnte nun glauben, dieser Karawansereicharakter habe sich auf die ganze Stadt übertragen. Die Wohnhäuser sehen nicht wie die gepflegte und angestammte Heimatsstätte seßhafter Familien aus, sondern wie Herbergen, deren Einwohner als vorübergehende Gäste auf eine möglichst baldige Versetzung an einen andern Ort harren. Die breiten menschenleeren Straßen mit ihrem schauerlichen Pflaster, die hölzernen oder ziegelsteinernen Häuser mit ihrem stets abbröckelnden Kalkbewurfe, die öden großen Plätze und Märkte reden von dem Mangel jedes Lokalpatriotismus und dem nomadisierenden Charakterzuge der Bewohner. Alles macht einen ruinenhaften, übertünchten Eindruck.

Orel trägt trotz seiner günstigen Lage als Mittelpunkt des Getreidehandels dieselben Züge eines welken, nur künstlich gefristeten Lebens.

Mehrere begonnene, aber mitten im Bau wieder verlassene Häuser, eine große, ebenfalls unvollendete Kirche mit bereits eingestürzter Kuppel geben ihm ein gespensterhaftes Aussehen.

Bei Woronesch verläßt die Bahn das eigentliche Getreideland; die bis dahin einer Tischplatte gleichende Ebene wird waldiger und coupierter; schöne Eichenwaldungen wechseln mit niedrigem Gestrüppe, aber auch mit häufigen nackten Sandflächen, und die Bauerndörfer, die bisher so zahlreich die Bahn begleiteten, hören fast ganz auf, denn das malerisch an einem Nebenflusse des Don gelegene Woronesch ist die letzte Stadt in den nächsten 24 Stunden bis zum Asowschen Meere.

Etwa 200 Kilometer hinter Woronesch beginnt die eigentliche Steppe. Nicht ein Baum, kein Strauch, soweit das Auge reicht. Fläche, unendliche Fläche; aber es ist nicht wie bisher eine wellenförmig ansteigende und abfallende Ebene, die sich da bis zum Horizont erstreckt; wie große Platten, die man nebeneinander gelegt und die sich zu unmerklichen stumpfen Winkeln verschoben haben, dehnt sich dieser Erdocean in imposanter Langweiligkeit vor den schwindelnden Augen aus. Man sagt, daß im Frühjahr eine Fahrt durch die Steppe zu den köstlichsten Naturgenüssen gehören soll; das hohe Gras bedeckt dann die Räder des Zuges und ein berauschender Blumenduft erfüllt die warme Luft. Jetzt im Spätherbst war von dem allen nichts mehr fühlbar. Das Gras war abgemäht worden, und schwarz von der Sonne versengt starrte der nackte Erdboden sehr passend zur tödlichen Öde der Aussicht. Wir fahren in die schrankenlosen Weide- und Jagdgründe der Donschen Kosaken hinein.

Die russische Presse hat bereits seit langem auf den großen Kohlenreichtum Süd-Rußlands, namentlich des Donezbeckens aufmerksam gemacht, auch haben die Herren Engländer mit gewohntem Spürsinn nicht versäumt, mehrere ihnen sehr ertragreiche Kapitalanlagen in diesen jungfräulichen Kohlenlagern zu machen. Besonders wichtig für die zukünftige Entwicklung der russischen Industrie wird aber die Entdeckung dieser mächtigen Steinkohlenlager dadurch, daß in ihrer unmittelbaren Nähe große Ablagerungen von Eisenerzen und Magnetstein gefunden worden sind. Demnach findet sich hier Brenn- und Produktionsmaterial in der seltensten glücklichen Vereinigung an einem Orte, und die Natur scheint den Menschen einzuladen, ihre Schätze zu heben und das Gold von der Straße aufzunehmen.

Kurz vor Station Sulin trifft man die ersten Fabrikanlagen und Eisenöfen. Zwischen der Station Sulin und der nächstfolgenden

sah man denn die im Bau begriffenen Erdarbeiten für die neue Steinkohlenbahn, die, das Donezbecken durchschneidend, die Wolga mit dem hauptsächlichsten im Betriebe befindlichen Kohlenbergwerke verbinden wird. Zur Zeit machten die Erdarbeiten einen trostlosen Eindruck. Die Bewohner lebten wie wahre Trappers in unterirdischen Hütten.

Auf der Station Schachtü erwartet den Reisenden eine große Überraschung: nachdem seit 24 Stunden die gesamte für ihn sichtbare Menschheit aus Bahnbeamten und Kellnern bestanden hat, wird er in Schachtü plötzlich von einer lärmenden, gedrängten Menschenmenge umgeben. Man erschrak ordentlich vor den vielen fremden Leuten. Hunderte von geschwärzten, rußigen Kohlenarbeitern aus den nahen Anthracitgruben scharen sich um das einzige Ereignis des Tages — den ankommenden Bahnzug. Die ganze Umgebung der Station ist mit hohen Fabrikschornsteinen, mächtigen Schuppen und Werkstätten ausgefüllt; der Arbeiterverband hat seine Wohnhäuser zu einem Dorfe vereinigt. Daneben giebt es recht geschmackvolle Landhäuser der Bergwerksbesitzer, die freilich etwas verirrt in der nackten, absolut baumlosen Fläche sich ausnehmen.

Bald nach dem Kohlendistrikte passiert die Bahn Nowotscherkask, die Hauptstadt des Donschen Kosakenlandes, welche auf einem schroffen Felsen nach Art der Raubburgen am Rhein erbaut ist. Es führt durch ein großes Thor barockesten Baustiles eine Straße fast senkrecht in die Stadt hinein. Das Thor, sowie die in gerader Perspektive dahinter stehende Kirche, ist durchbrochen, und mit unregelmäßigen Schnörkeln geschmückt, so daß der Ort einen phantastischen Eindruck macht, wie eine frischgemalte Theatercoulisse. Übrigens verdient er, trotz dieser Dekorationen und seiner 33000 Einwohner kaum den Namen einer Stadt; er besteht aus einer Menge auf dem Berge festgeklammerter Häuschen kleinsten Umfanges.

In den bisher passierten Städten war überall die Abhängigkeit des Lebens von St. Petersburg bemerkbar gewesen; von dort aus kommt die ganze Richtung des geselligen und politischen Lebens, dorthin strebt fast jeder gebildete Russe. Rostow ist jetzt der erste Ort, in dem man größere Selbständigkeit wahrnimmt. Die weite Entfernung vom Mittelpunkt des Reiches, der Handel auf dem Asowschen Meere sind wohl die Ursachen dieser Erscheinung. Der ankommende Fremde wird in Rostow gefragt: „Kommen Sie aus Rußland"? —

Rostow ist noch 40 Kilometer vom Asowschen Meere entfernt; der Quai und der eigentliche Mittelpunkt des Handels liegt tief unter der Stadt, die sich auf steiler Anhöhe erhebt. Holz, Tabak und

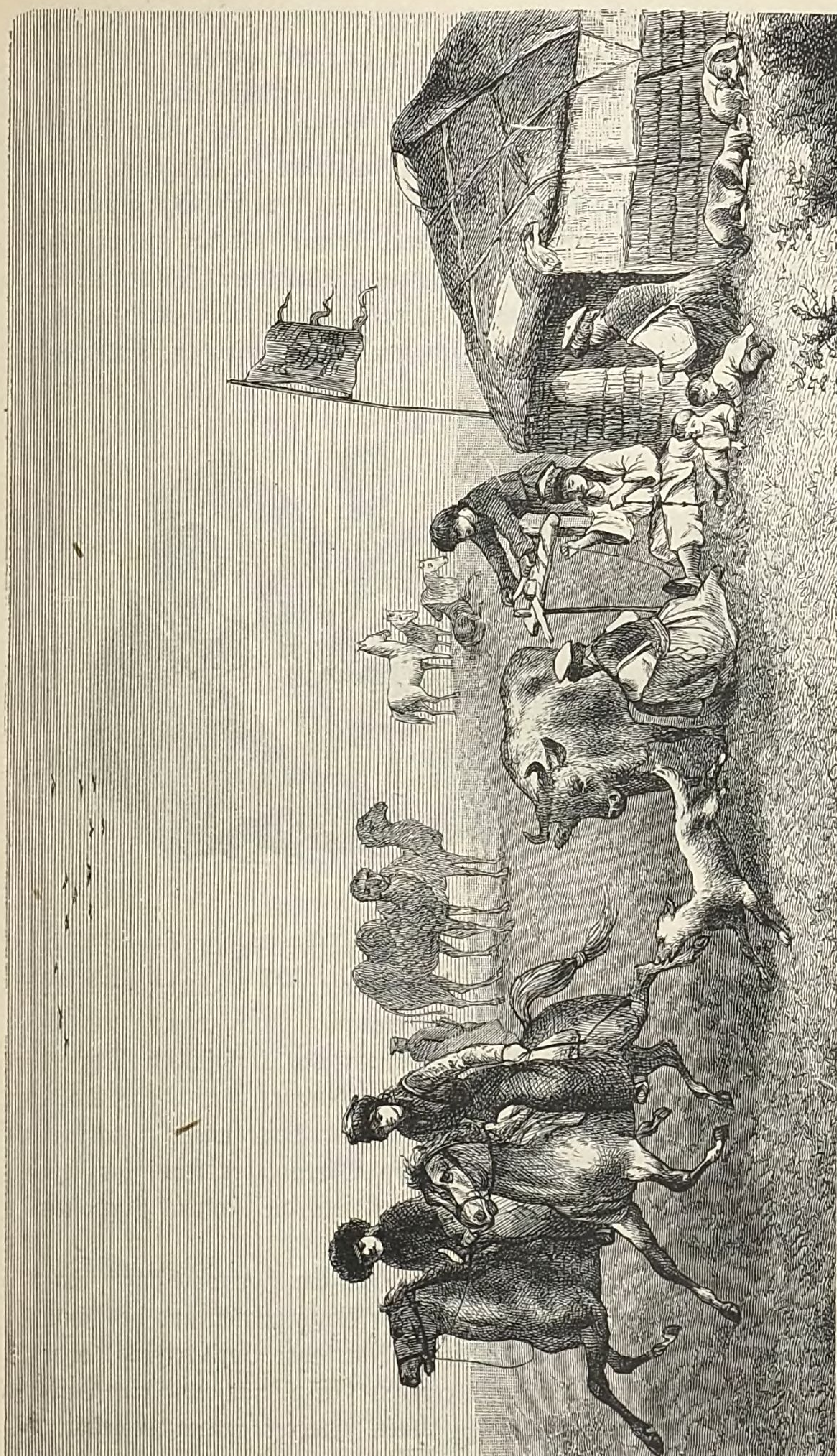


Abb. 23. Kalmückenlager.

Fische sind die hauptsächlichsten Handelsartikel des Platzes. In dem letzten Jahrzehnt ist der Wohlstand hier so rapid gestiegen, daß man Rostow den Namen des „russischen Chicago" verliehen hat.

Die Bahn führt weiter über ein Flüßchen aus einer Steppe in eine andere, aus dem Donschen ins Kubansche Kosakengebiet, ohne daß dabei die Landschaft das Geringste an Abwechselung gewönne. Nur die heiße, gedrückte Luft des Südens beginnt fühlbar zu werden.

Die Bahn berührt auf vierundzwanzigstündiger Fahrt keinen größeren Ort. Schon die Namen der Stationen beweisen das; sie sind fast sämtlich Phantasiebenennungen, wie: Steppenstation, Soldatenstation, Suworowstation 2c.



Abb. 24. Kaukasier.

Auf den letzten Stationen vor Wladikawkas begegnet man nicht selten schon den Vorboten Asiens, Kalmücken, deren Wanderlager hier und da in die Nähe der Bahn sich vorwagen. Aber zugleich werden immer häufiger jene echten Repräsentanten des kaukasischen Typus, nach welchem man alle europäischen Rassen benannt hat. Hohe, stolze Gestalten mit unnachahmlicher Würde in den Bewegungen, markiert und fein geschnittene Gesichter mit spitzen Bärten, der Kopf kurz geschoren, sehen diese ersten Kaukasier aus wie die stolzen Vorposten ihres romantisch-wilden Landes.

Bald tauchen jetzt die ersten Bergspitzen am Horizonte auf. Das Auge erklimmt sie entzückt nach tagelanger Einförmigkeit und hat kaum Zeit, sich an den Anblick zu gewöhnen, denn ohne Vorbereitung, ohne einleitende Anhöhen und Vorberge erheben sich plötzlich wie eine Luftspiegelung vor uns die kaukasischen Alpen in ihrer ganzen Majestät.

7.

An der Südküste der Krim.

— Amand von Schweizer-Lerchenfeld —

Es ist ein Bild von hohem romantischem Reize, das die Südküste der Krim uns bietet. Wir sind auf den Höhen südlich von Sewastopol. Der Blick fällt hinab in die enge, felsumschlossene Bucht von Balaklava. Weiße Häuserterrassen hängen an den steilen Abdachungen, und dazwischen ragen Pappeln bis zu einem verfallenen Kastell hinauf. Herrlich schimmert das Meer herüber, und an der steilen Küstenstufe zieht der Silberrand der Brandung. Jenseits der Bucht, genau in östlicher Richtung, öffnet sich ein liebliches Thal mit waldigen Hängen und Felsklippen darüber, und dies alles ist in einen farbigen Duft gehüllt, der diskret die vielartigen Details der Landschaft den Blicken entzieht und so den Genuß des Gesamtbildes noch wesentlich erhöht. Wenn wir den Straßenwindungen folgen, liegt das helle Balaklava mit seinen Pappeln und den weißen Segeln im Hafen bald hinter uns. Das erwähnte Waldthal nimmt uns auf, und alsbald ist die wildromantische Höhe des Küstengebirges erreicht. Welche Großartigkeit der Scenerie! Durch einen natürlichen Thorweg von Granit schlängelt sich die Fahrstraße hindurch. Das ist der Baidar-Paß. Nicht weit davon sieht man die „Teufelstreppe", wie der ältere Reitweg heißt, dessen vierzig Serpentinen aus Holz- und Baumklötzen unter großartigen, meist überhängenden Gebirgsmauern dahinziehen. Je mehr man aber in die Bewunderung dieser urwüchsigen Landschaft versunken ist, desto lebhafter drängen sich die hierbei zur Geltung kommenden Gegensätze dem Auge auf. Oben alles wild und gewaltig, nordisch ernst, die Windsbraut in den Tannen und das melodische Brausen derselben an den bleichen Klippen; zu Füßen südlich warmes Land, Farben und munteres Wellenspiel, gaukelnde Sonnenlichter auf der Azurfläche des Meeres, immergrüne Oasen zwischen den Felsmassen. Wir lenken bergab und betreten das vielgefeierte Gestade, wo die herrlichsten Platanen ihren Schatten breiten, die Myrte blüht und die Stechpalme im Seewinde lispelt.

Noch aber ist die Perle des Gebietes — Jalta mit Livadia — dem Blicke entrückt. Unter stundenlanger nackter Felswand, an welcher grüne Gebüschflecke wie dunkle Wolken haften, eilen wir dahin. Immer romantischer gestaltet sich das Landschaftsbild. Die Kammlinie des Gebirges streicht fast horizontal, während die abstürzenden Wände den

reichsten Formenwechsel aufweisen. Wir fahren ziemlich hoch über dem Gestade, an den ersten prunklosen Landhäusern vorbei, unter Laubdächern und hart an jähen Abgründen. Alsdann senkt sich die Straße, und wir kommen nach Alupka. Inmitten eines imposanten Felsenchaos liegt das Fürstenschloß, welches seine Bewunderer „die Alhambra der Krim" nennen. Über schmale, steil ansteigende Treppen geht es auf die erste, von üppiger Vegetation eingerahmte Terrasse. Einen Felsenabsatz höher liegt das Schloß, dessen hoher maurischer Thorbogen die Täuschung fördert, als stünde man vor dem Asyle eines morgenländischen Herrschers. Luftige Veranden mit Spitztürmen grüßen von der Höhe. Alles ist prächtig, märchenhaft.

Von der Dachterrasse des Schlosses überblickt man den Küstenstrich der Krim weit nach Osten bis zu einem steil aufragenden Vorgebirge. Dort steht ein Leuchtturm, der unentbehrliche Wegweiser aller Schiffer, die sich diesen, ihrer heftigen Stürme wegen berüchtigten Gestaden nahen. Von Alupka bis zu diesem Vorgebirge St. Theodoros verläuft die Küste in schnurgerader Richtung nach Osten; jenseits desselben aber wendet sie scharf nach Norden, um im weiteren Verlaufe nordöstlich abzuschwenken und dieser Art eine sanft gerundete Bucht zu bilden. In dieser sonnigen und windstillen Bucht liegt Jalta, der Hafenort des Küstenstrichs von Livadia. Das Küstengebirge tritt weit zurück und läßt zwischen sich und dem Gestade ein üppiges Gartenland frei. In diesem Gartenland liegen die kaiserlichen Lustschlösser Livadia und Orianda.

Trotz des einheitlichen Charakters der Landschaft zeigen sich im Detail gleichwohl wesentliche Unterschiede. Livadia ist ganz Hain, ein großartiger englischer Park, mit Wiesenflächen und Dickichten. In Orianda ist der Fels vorherrschend, in Livadia das Wasser. Im Hintergrunde, wo der großartige Park abschließt, steigt der pittoreske, felshäuptige und von wilden Schluchten durchrissene Jaila-Dagh empor, der Urheber des milden Klimas und der üppigen Vegetation an der Südküste der Krim. Denn hielte er nicht die rauhen Nordstürme ab, so würde im Winter jenes Gartenland, in welchem Lorbeer, Ölbäume, Steineichen und Cypressen gedeihen, unter meterhohem Schnee begraben werden.

Knapp neben Livadia liegt das zweite Lustschloß, Orianda. Das Gebäude macht einen kasernenartigen Eindruck. Aber das Gesamtbild ist noch reizender als Livadia. Den ganzen Küstenraum nimmt ein dichter Park ein. Nur das im Viereck aufgeführte Schloß ragt über die grüne Oase und das helle Meer gleich einer weißen Insel auf.

Dahinter ragen Klippen mit Irrwegen und Treppen, die unter Eichendächern die Felsschroffen hinanklettern. Das Herrlichste aber ist auch hier wieder das unvergleichlich farbige Meer mit seinen Fischerbarken, deren helle Segel gleich riesigen Schwanenfittigen über die spiegelglatte See gleiten.

Wer in Orianda oder Livadia irgend einen Aussichtspunkt erwählt, um den Horizont des Bildes zu erweitern, erblickt zunächst im Norden der beiden kaiserlichen Landsitze das ungemein malerische Jalta. Gartengrün und weiße Baulichkeiten wechseln harmonisch ab. Dabei fehlt es nicht an roten Ziegeldächern und Blößen auf den Uferhöhen, welche dem Bilde noch mehr Farbe verleihen. Die „Marina“ (das Gestade) verläuft in einem großen Bogen, so daß die Bucht fast eine ovale Gestalt erhält, mit flachem Uferrande und dahinter aufsteigenden Terrassen, deren schönste Punkte mit den Landsitzen vornehmer Russen geziert sind. Gegenüber der Abgeschlossenheit in den kaiserlichen Schlössern steht das lebensfreudige und kurortmäßige Treiben in Jalta, dem Anlaufplatze der Dampfer, im auffallenden Gegensatz. Allerorts sieht man Villen und Schlößchen dicht gesäet, gewahrt man schattige Parks, Schweizerhäuschen, Badebuden und wohlgepflegte Wege, auf denen elegante Equipagen, gewandte Reiter und Reiterinnen sich tummeln.

Die Umgebung von Jalta ist das Schlußstück jenes Küstengebietes, das man im weiteren Sinne „Livadia“ nennt, nämlich die Strecke von Balaklava ostwärts. Es wäre ein Irrtum, wollte man annehmen, daß damit zugleich die Romantik der ganzen Südküste der Krim ein Ende hätte. Der Jaila-Dagh reicht ostwärts bis zur Bucht von Feodosia, und wenn er auch allmählich zu geringerer Höhe herabsinkt, ist die Küste, wohin er seine Abdachungen und Abstürze sendet, gleichwohl voll romantischer Punkte, reizender Buchten und einsamer Waldwinkel. Die Ortschaften aber sind spärlich gesäet. Der Verkehr beschränkt sich auf etliche schlechte Saumwege, die über den Kamm des Gebirges nach den Städten des Krimschen Tieflandes und am Nordabhange des Küstengebirges führen.

Von Jalta, das von Jahr zu Jahr sichtbarer aufblüht, zieht die Ufer-Chaussee noch bis Aluschta. Dann folgt eine Strecke weit ein wenig praktikabler Küstensteig. Die Wegstrecke ist aber eine der schönsten der Krim und übertrifft in Bezug auf die malerische Lage einzelner Punkte sogar das engere Gebiet von Livadia. Da ist gleich die Aussichtshöhe Marsanda, dicht bei Jalta, mit dem unvergleichlichen Panorama der Jalta-Bucht, der kaiserlichen Schlösser, der Waldhänge und Steilstürze des Jaila-Dagh.

Von Marsanda geht es hoch an der Küste nach dem kaiserlichen Garten Nikita, wo das gleichnamige Vorgebirge steil und mächtig aufragt. Es schließt im Osten die herrliche Bucht von Jurzuff (oder Urzuff) ab, ein Bild von bestrickender Schönheit. Die Ortschaft liegt in einem Thälchen, dessen Gehänge von Weingärten und Hainen geschmückt sind. Viele Sommersitze liegen im Grünen versteckt. Ein kleines Felseiland im Hafen, hinter welchem die Kegelspitze des Aju-Dagh emporsteigt, erhöht die malerische Wirkung des Gesamtbildes ungemein.

Hat man den Sattel nördlich des Aju-Vorgebirges hinter sich, so gelangt man in das Waldgebiet von Aluschta. Einige unansehnliche Tatarendörfer liegen am Wege. Die Straße windet sich hoch an der Küste weiter und läßt allenthalben malerische Durchblicke nach dem nahen Meere frei. Nichts Reizenderes als diese Fahrt unter den Laubdächern des schattigen Uferwaldes. Das geht so eine Weile fort, bis die Straße sich zu senken beginnt. In der Tiefe, zwischen Wasserrissen und Baumkronen, erscheint Aluschta, am flachen Gestade mit etlichen Häusern, wichtig als Ausgangspunkt der wichtigsten Verbindungsstraße zwischen Küste und Binnenland. Sie führt über den Demirdschi-Paß direkt nach Simferopol, der Hauptstadt der Krim. In Bezug auf die Romantik der Berggegenden, durch welche dieser Weg führt, der Aus- und Weitblicke, möchte im Bereiche der taurischen Halbinsel jenem Bergpfade schwerlich etwas Ähnliches an die Seite zu stellen sein. Auf der Paßhöhe steht eine steinerne Säule, zur Erinnerung an die Anwesenheit des Kaisers Alexander I., der auf seiner Reise von Taganrog nach Livadia auf diesem prachtvollen Aussichtspunkte gerastet hat. Den Rahmen zu dieser Aussichtshöhe geben die beiden höchsten Gipfel des Küstengebirges ab: westlich der Tschatir-Dagh (Zeltberg), östlich der Samar-Kaja. Es sind keine Gipfel nach herkömmlichem Begriffe, sondern Plateaumassen mit scharfen Absturzrändern. Von der Denksäule senkt sich der Weg in das Thal des Salghir. Zahlreiche Tatarendörfer mit Gärten und Hainen bezeichnen den weiteren Verlauf der Route. Prachtvolle Walnußbäume schatten am murmelnden Wasser. Alles ist waldfrisch und tauig — eine wahre Idylle, wesentlich anders ihrem Gepräge nach, als der heiße, sonnige Küstenstrich der Südküste mit dem weißen Wellenanschlag des Meeres. Am Nordsaum des Gebirges liegt Simferopol, der Endpunkt dieses Bergweges.

Rumänien.

8.

Im Delta der Donau.

— E. H. Bitter —

Wir lagen vor der Donau-Mündung, nahe genug, um das unabsehbare Röhricht mit den spärlichen Dörfern und vereinzelten Fischerhütten dazwischen, um die Mündungsarme und die sumpfigen Inseln des Stromes unterscheiden zu können. Der Anblick lockte fürwahr nur wenig; aber die Langeweile auf dem Schiffe schreckte doch noch mehr. So wurde wirklich ein Ausflug an Land in Scene gesetzt.

Wir fanden am Lande unser schon wartend, als wir landeten, zwei kleine hölzerne, mit fast noch kleineren Pferden bespannte Wagen vor, in deren jedem notdürftig zwei Personen Platz finden konnten und in die wir uns wohl oder übel verteilen mußten. Ein Sitz oder etwas dem ähnliches würde vergeblich in diesen karrenartigen Fortbewegungs-Maschinen gesucht werden. Von Heubündeln und Mänteln wurde eine Art von Polster zurechtgemacht, in welches der unglückliche Reisende natürlich sehr bald tief einsank. Wenn man aber erst einmal eingepferchet war, dann war es mit jeder willkürlichen Bewegung zu Ende. Dabei peitschte der Rosselenker nach der Art der dortigen Kutscher mit einer wahren Wut auf die Pferde ein, indem er fortwährend laut schrie, ohne auch nur einen einzigen Blick des Erbarmens auf uns zurückzuwerfen, und die Pferde beeiferten sich natürlich gerade da, wo der Weg am holprigsten und schlechtesten war, sich stets am lebhaftesten in Galopp zu setzen.

An dem ganzen Verbande des lose zusammenhängenden Wagens war auch nicht ein einziger Nagel, nicht die geringste Spur von Eisen, alles bloß Holz. Die Räder konnten in jedem Augenblick nicht zerbrechen, sondern auseinander fallen. Der Wagen konnte sich unter uns ohne weiteres in seine einzelnen Bestandteile auflösen.

Wer wollte denn bei dem fortwährenden Galopp unserer Kosakenpferdchen für Arme und Beine einstehen?

Wenn es Reitpferde gegeben hätte, so würden wir die Reise freilich besser zu Pferde gemacht haben. Dieselbe zu Fuß zu unternehmen, wäre unmöglich gewesen, denn der einzige Weg nach dem im Innern der Delta-Insel belegenen Dorfe Kara Orman, welches wir nächst dem dabei befindlichen Walde besuchen wollten, führte zunächst etwa 20 km lang hart am Meeresstrande hin, welcher aus unebenen, un-

befahrbaren Dünen besteht, die teils bewachsen, teils mit Schiffstrümmern bedeckt sind und ab und zu von dem, bis dicht an die Meeresflut herantretenden Rohrsumpf unterbrochen werden. Die Kommunikation ist daher nur auf dem, unter der letzten Meereswelle befindlichen festen Sande möglich. Das Meer aber rollt seine Wellen bis dicht an die Dünen und das Rohr hin, so daß der weiße Schaum fortwährend unter den Achsen unserer Wagen hin- und herspielte und die Pferde mitunter bis zum Bauch in Meereswasser gingen.

Indes der prachtvolle Sonnenschein des schönen Tages, die Großartigkeit des mächtigen Elements, das vor uns ausgebreitet seine Wogen an den Sandbänken brach und fortwährend eine Flut von weißem Schaum gegen uns heranrollte, während weiterhin sich die schwarzen Wogen aufbäumten, die Einsamkeit und fast unerforschte Öde der Gegend, die Schiffswracks und Trümmer, die rings an der ganzen Küste entlang gespenstig aus den Wogen hervorstarrend die ganze Gefährlichkeit dieses gefürchteten Strandes uns in das Gedächtnis zurückriefen, alles das trug dazu bei, uns die tausendfachen Martern unserer Reise in milderem Lichte erscheinen zu lassen.

Endlich nach fast dreistündiger Fahrt an dem Meeresrande bog eine Art von Weg, den die Russen, die das Innere bewohnen, zum Transport der Fische benutzen, in das Land hinein. Er schlängelt sich auf einer Art von trocknem Sandrücken durch das Rohr dahin, und wir konnten uns der köstlichen Erholung erfreuen, unsre zermarterten Glieder durch Gehen wieder in ihre natürlichen Funktionen zurückzuversetzen.

Wir wanderten nun zwischen dicken, oft 4—5 m hohen Rohrwänden weiter, die mitunter so dicht waren, daß man kaum ein bis zwei Schritt hindurchsehen konnte. So wurde es 4 Uhr, und der Abend fing an, uns seine Vorboten zu schicken. Da war es uns denn sehr angenehm, als uns unerwarteter Weise ein Reiter entgegen kam.

Es war der, am Abend vorher durch unsern Boten von unserer bevorstehenden Ankunft benachrichtigte Starost des Dorfes Kara Orman, der uns ankündigte, daß wir ohne seine weise Führung den Ort nimmermehr würden erreichen können. Er war übrigens sehr betrunken. Auch belehrte uns sein, bis über den Bauch mit Schlamm bedecktes Pferd, daß selbst der Ortskundige nicht ganz ohne Anfechtung die zweifelhafte Straße passieren könne.

Bald sahen wir denn auch das Rohr sich verlieren, und breite Flächen eines braunen, dunkelfarbigen Wassers vor uns liegen, das uns vielmehr den Anblick großer Seeen als den einer fahrbaren

Landstraße darzustellen schien. Wir mußten uns wieder in den Wagen zurückziehen. Dieser stieg denn auch tiefer und tiefer in das Wasser herab.

Als wir bemerkten, daß der vor uns herreitende Starost anfing, seine Füße auf den Rücken seines Pferdes zu ziehen, wurde uns in Anbetracht unserer Eierschale von Wagen nicht ganz wohl zu Mut. In der That begann auch das schwarze Moorwasser sehr bald sich mit unseren unteren Körperteilen in eine unangenehme kühlende Verbindung zu setzen und das leise Rieseln, das wir dort verspürten, nötigte uns zu gewaltsamen Anstrengungen, welche uns endlich auf die hintere Lehne des Wagens brachten, auf der wir, nicht ohne das lebhafte Gefühl, eine Lattenstrafe zu erleiden, aber doch wenigstens für den Augenblick trocken zu balancieren begannen. So hatten wir bereits zwei endlose Sumpfflächen passiert und befanden uns seit einer Viertelstunde in einer dritten, welche uns in der zunehmenden Dunkelheit fast die Ausdehnung des schwarzen Meeres zu haben schien, als unsere armen Pferde plötzlich stehen blieben und weder durch Schreien noch durch Schläge zu einem weiteren Schritte zu bewegen waren. Der zweite Wagen mußte gleichfalls halten; der Starost aber ritt ruhig, ohne sich weiter um uns zu bekümmern, seines Weges weiter.

Noch hatten wir zwei Sümpfe zu passieren; die Nacht war vor der Thür, und unsere Lage daher keineswegs beneidenswert. Indes mochte ein etwa halbstündiges Nachdenken in der unheimlichen Ruhe des Stillstehens auch die Pferde davon überzeugt haben, daß hier mitten im Wasser weder für sie noch für uns ein geeignetes Nachtlager zu finden sei, und sie begannen daher zu unserer großen Beruhigung sich endlich wieder in Bewegung zu setzen.

Nach und nach wurde das Terrain trocken und das vorher so sehr verachtete Rohr trat wahrhaft tröstend wieder an uns heran. Indes war uns eine neue Überraschung vorbehalten.

Schon am Tage hatten wir vielfach von ferne Rauchwolken in die Höhe wirbeln sehen, ohne daß wir uns Rechenschaft hätten geben können, woher diese kamen. Mit der zunehmenden Dunkelheit hatten diese Wolken die rotglühenden Farben eines sich daherwälzenden Feuermeeres angenommen, und wir erkannten, daß die Flamme von Rohrbränden herrühre. Plötzlich hörten wir ganz in unserer Nähe ein lautes Prasseln und Knistern und sahen die lichten Flammen in die Höhe schlagen. Eine unerwartete Wendung des Weges führte uns gerade dem Feuermeer entgegen, das uns wie der Eingang zur Hölle entgegenglühte. Der Wind jagte die Flammen auf der Erde entlang

durch trockne Gräser und Rohrblätter. Von da aus ergriff sie das Rohr selbst.

Während wir jedes Hälmchen, jedes Blatt, alles Büschelwerk auf der Erde in feurig glänzenden vollendeten Glutformen dargestellt sahen, brannten oben die Büschel des Rohrs mit weißen leichthin-flackernden Flammen wie scherzend und spielend hin und her, hier schnell verlöschend, dort ebenso schnell sich entzündend, wie zahllose Irrlichter auf einem weiten Sumpf.

Weniger erfreulich war es, daß der Weg sich gerade gegen das Feuermeer wendete. Indes die sandige Straße war breit genug, und wenngleich es von beiden Seiten derselben wie glühende Wände aufloderte und eine erstickende Glut uns umwehte, so dauerte es doch nur wenige Minuten, und wir befanden uns auf einer bereits abgebrannten, von der Flamme verlassenen Fläche, auf der die erlöschende Glut keine weiteren Beschwerden verursachen konnte.

Vor uns lag nun die dunkle schwarze Nacht. Unsere müden Rosse schleppten uns langsam durch die Dunkelheit dahin; von dem Starosten war seit lange keine Spur mehr zu sehen, und wir wußten weder, wo wir waren, noch wohin wir fuhren. Endlich, nachdem wir einige Stunden auf diese Art fortbewegt worden waren, vernahmen wir, es mochte gegen 9 Uhr sein, fernes Hundegebell und schlossen daraus auf die ersehnte Nähe des Dorfes. Am Eingange desselben erwartete uns denn auch der Starost und führte uns in das zu unserer Aufnahme bestimmte Haus, in welchem uns das Prachtzimmer eingeräumt worden war. Dies war rings mit roh gewirkten Teppichen, bunt gestickten Tüchern, Heiligenbildern und geweihten Blumen behangen; eine ewige Lampe brannte in einer Ecke vor einem Tisch, auf dem Brot und Salz und ein brennendes Talglicht standen; an den weißgetünchten Wänden entlang bildeten schmale hölzerne Bänke das Ameublement.

Unsere sehnsüchtigen Augen vermochten nichts zu erspähen, was einem Bett, Divan oder Sopha ähnlich sah. Wir etablierten uns daher auf den Bänken so gut es eben gehen wollte. Eine Reisetasche und den Plaid unter dem Kopf, den Mantel übergedeckt, das war das Lager, welches unserm durchräderten Körper, in den Kleidern, die wir anbehalten mußten, hart und empfindlich genug erschien.

Am andern Morgen waren wir daher schon sehr früh auf den Beinen.

Das Dorf Kara Orman besteht nur aus einer Straße, die außerordentlich breit ist. Die Häuser sind sämtlich aus Lehm gebaut,

mit Rohr gedeckt, weiß getüncht. Unmittelbar dahinter strecken alte Eichen, eine große Seltenheit für diese Gegenden, ihre knorrigen Arme und Häupter in die Luft, so daß ein gewisser romantischer Anstrich dem Äußern nicht abging. Pferde, Hunde, Schweine, Hühner und Menschen, letztere sämtlich Russen, liefen auf der Straße durcheinander.

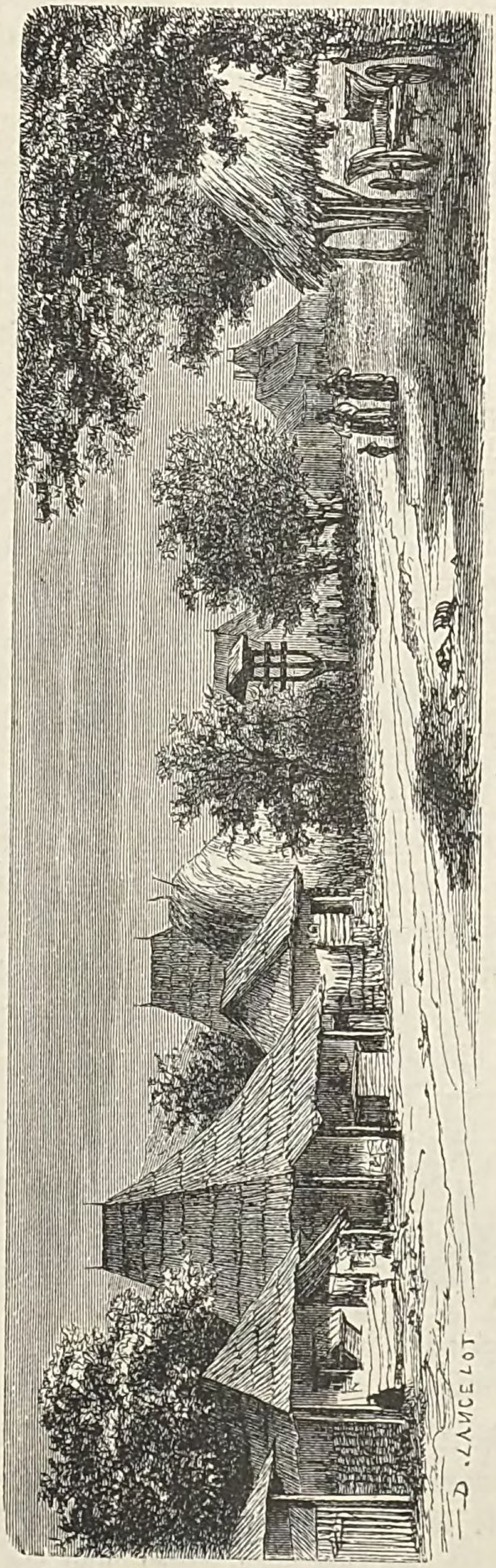


Abb. 25. Dorf in Rumänien.

Wo das Dorf aufhört, da fängt der Wald von Kara Orman an, der aus einer nur mäßig großen Waldparcelle besteht. Er macht, wenn man hineintritt, den Eindruck eines vollkommenen Urwaldes. Alte verwitterte Bäume liegen zwischen Moos, Kräutern, Geflecht und Gestrüpp verwachsen unter hohen Eichen, Linden und Pappeln hin und her. Unter den Bäumen ziehen sich wie ungeheure Lauben die buntgeflochtenen Geschlinge der Schmarotzerpflanzen hinauf und hinab, und ein dichtes Gebüsch versperrt den Weg. Im Frühling ist der Rasen dieser Wälder mit Rosen bedeckt; die Päonien glühen dann in großen Büschen durch das dunkle Laub, und der Jasmin und die blühenden Linden verbreiten einen betäubenden Duft nach allen Seiten hin.

Gegen 11 Uhr bestiegen wir wiederum die Wagen, um auf einem anderen Wege die Rückreise anzutreten, und sehr bald waren wir wieder jämmerlich zusammengestuckert. Auch

der Weg unterschied sich in nichts von dem von gestern. Er zog sich sandig zwischen hohen Rohrwänden ohne jede Abwechselung fort. Die frischen Pferde aber jagten unter fortwährendem Schreien und Peitschen unseres russischen Wagenführers in ununterbrochenem Galopp dahin. Nach etwa $2^1/_2$ Stunden kamen wir an das rechte Ufer des Sulina-Armes (etwa 20 km oberhalb Sulina) an, hatten also einen ziemlich großen Bogen mitten durch den unteren Teil der Delta-Insel St. Georges beschrieben. Nun ging es auf einem ziemlich ebenen, aber außerordentlich schmalen und holperigen Wege so dicht an dem nur einen Meter über dem Wasser liegenden Ufer der Donau fort, daß dem Wagen bis zum steilen Uferrand kaum ein halber Meter Spielraum blieb und jeder kleinste Unfall uns in den reißenden Strom hinabschleudern konnte. Bald zeigten sich auch wieder große dunkle Wolken von Rauch in unsrer nächsten Nähe. Häuserhoch sahen wir das Feuer emporschlagen und hörten das unheimliche Geprassel der im Rohrdickicht fortlaufenden Flammen. So lange der Weg am Ufer der Donau entlang ging, hatte dies wenig zu sagen. Als er sich aber wieder in das Rohr hineinwendete, bemerkten wir mit Befremden, daß uns derselbe durch die Flamme, die hier nicht durch Sand aufgehalten wurde, sondern auf niedergetretenem, trocknem Rohr doppelt schnell fortlief, förmlich versperrt wurde.

Unser russischer Rosselenker fand es denn auch zweckmäßig, zum erstenmal einen Blick auf uns zu werfen, der uns unsern Standpunkt klar machen sollte. Ich war noch im Nachdenken über die Gegensätze des Feuers in der Steppe und des Wassers in der Donau begriffen, als er sich hoch aufrichtete und mit einem eigentümlichen wilden Geheul wütend auf die Pferde einhieb, die eben vor dem Feuer zu stutzen begannen. Sofort setzten sich diese mit dem den Tieren eigenen Instinkt in eine Karriere, die mich unter anderen Umständen mit Grausen erfüllt haben würde. Mitten in die lodernden Flammen, wie in den Schlund der Hölle, ging es hinein; die Funken und Flammen flogen und stoben von allen Seiten unter und um uns her; Glut auf Glut wälzte sich uns entgegen; qualmender Dampf umgab uns, und ich glaubte in der That, daß der Augenblick des Erstickens sehr nahe sei.

Nach einiger Zeit, die mir unendlich schien, war der Brand passiert. Aber so leichten Kaufes sollten wir diesmal nicht davon kommen. Immer neuer Rauch wälzte sich uns entgegen; rechts und links loderten die gewaltigen Flammen daher; Prasseln und Knistern umgab uns von allen Seiten, und wir hatten nicht weniger als neun

solcher Feuer zu passieren. Ich betrachte es noch jetzt als ein seltenes Wunder, daß wir ohne Unfall hindurch gelangt sind.

Mitten in diesem wilden Jagen war der Russe offenbar sehr unruhig. Er deutete nach Sulina, gab zu verstehen, daß der Wind sich drehen werde und peitschte, auch als kein Brand mehr vor uns war, unbarmherzig auf die Pferde los, die, ohne Ermüdung zu zeigen, in wildester Eile über Stock und Stein jagten.

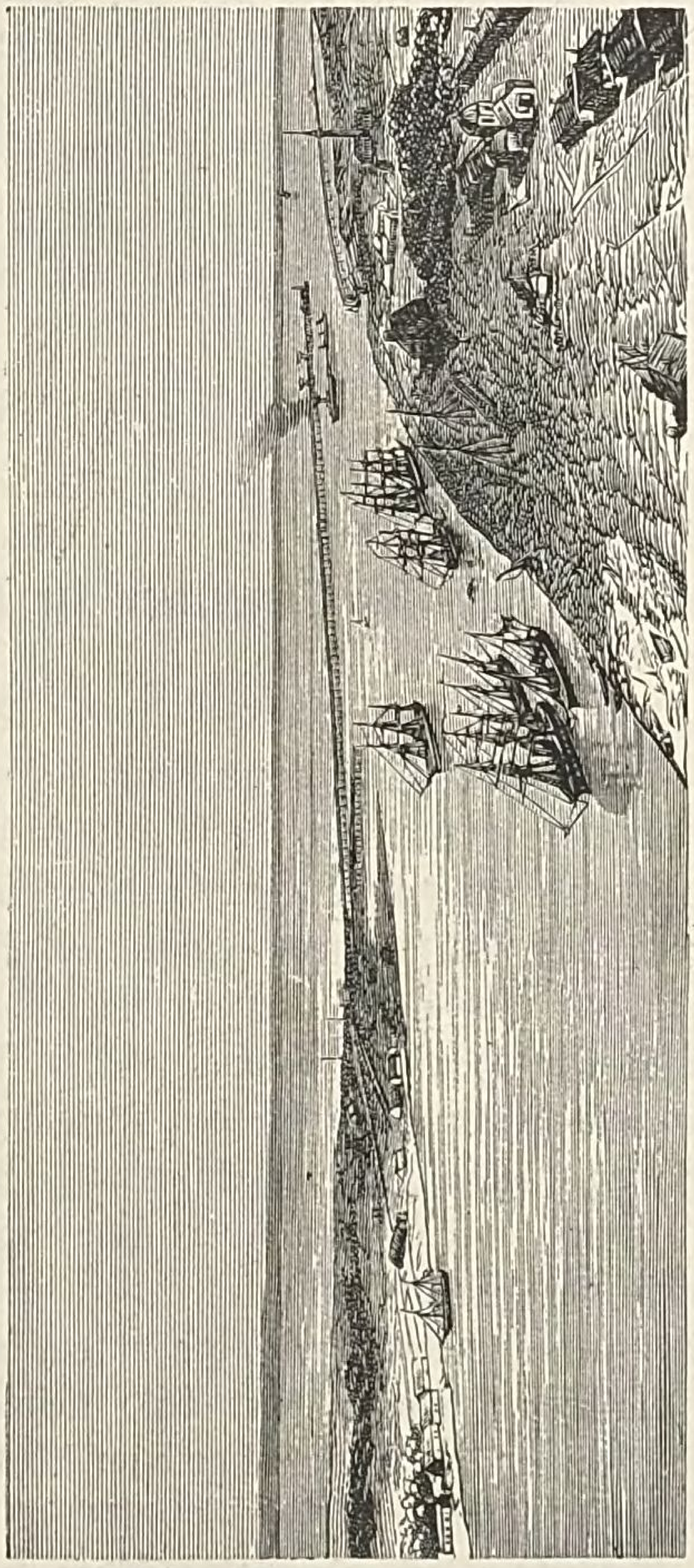


Abb. 26. Die Sulinamündung.

Endlich nach 6 Uhr erblickten wir durch das Dunkel der Nacht das Licht des Leuchtturms von Sulina, und nach einer halben Stunde befanden wir uns wieder an Bord unsers Dampfers, der oberhalb des Ortes vor Anker lag.

Die Ruhe that unsern geräderten und gemarterten Gliedern sehr wohl. Aber wir hatten unsere so schwer verdiente Mahlzeit noch nicht beendet, als gemeldet wurde, daß der Wind sich seewärts gedreht habe und alle Rohrfeuer die Richtung auf Sulina genommen hätten.

Wir gingen auf das Deck und hatten vor uns einen Anblick, wie er gewiß zu den prachtvollsten und seltensten gehört, die überhaupt möglich sind. Von allen Seiten wälzten sich die dicken roten Feuerwolken daher, und die hellen Flammen loderten turmhoch in den dunkeln Nachthimmel hinein. Ein starker Westwind trieb sie vorwärts, und wir sahen sie förmlich über die flache Heide daherbrausen. Unser Russe hatte Recht gehabt. Dieser Windwechsel zwei Stunden früher, und die Gefahr wäre für uns sehr ernst geworden. In Zeit von einer halben Stunde war das Feuer dicht an beiden Ufern,

die ganze Steppe ein einziges Glutmeer. Wir sahen jeden einzelnen Rohrhalm, jedes Blatt, jeden Büschel in seiner reizenden Flammenpracht hell aufglühen und alles zu einem unbeschreiblich großen Feuerstrom zusammenschmelzen. Die Donau und das Schiff waren tageshell beleuchtet, und die Masten, Segel, Raaen, Taue malten sich auf dem dunkeln Nachthimmel, der über der Mündung des Stromes und dem schwarzen Meere lag, mit kecken hellglänzenden Linien ab. Glücklicherweise sprang in dem kritischen Augenblick, der das Feuer dem Ort Sulina näher führte, der Wind wieder um, und wir sahen die Flamme mit derselben Eile, mit der sie gekommen war, sich wieder zurückziehen und zuletzt nach und nach verschwinden.

9.

Die Zigeuner in Bukarest.

— Richard Kunisch —

Der Abend sinkt herab, als sich der Zug Bukarest nähert. Die Stadt entfaltet sich dem entzückten Auge wie ein unermeßliches Panorama; ihre mehr denn zweihundert Metallkuppeln und Zinkdächer, hier und da von dichtem Grün umgeben, glänzen in der Sonne wie Gold; die Unregelmäßigkeit der Straßen und der barocke Baustil der Häuser, so unangenehm für den Freund der geraden Linie und so ermüdend für den Fußgänger, der in diesem Labyrinth umherirrt, bilden, in der Entfernung gesehen, nur einen Reiz mehr und lassen, vereint mit der reichen Vegetation, die man stellenweise antrifft, die Stadt wie einen großen orientalischen Garten erscheinen. Der fesselnde Eindruck wird erhöht durch die wunderbare Farbenpracht des südlichen Himmels, der bald tiefblau, bald in den herrlichsten Farbenvariationen, bald mit goldumsäumten Wolken bedeckt, sich über der Stadt wölbt.

Betrachtet man die Stadt näher, so erscheint es Einem, als ob dieselbe einen Komplex von Dörfern bilde, in welche sich wie durch Zufall stellenweise einige Häuser verirrt haben, die ihrem Äußern nach wert sind, einer großen Stadt anzugehören. Auch sind nur wenige Straßen gerade.

Im Mittelpunkt, wenn man den Theaterplatz als Ausgangspunkt nimmt, findet man mit Ausnahme der unvermeidlichen Unregelmäßigkeit

der Straßen eine ganz europäische Stadt. Dies ist das rote Viertel, um welches rings die übrigen Stadtquartiere herumliegen. Da sind elegante Hotels, reiche Magazine, prunkvolle Wohnhäuser und ein Verkehr von Wagen und Fußgängern, der an Regsamkeit den größten abendländischen Städten nichts nachgiebt. Von 8 Uhr morgens bis 2 Uhr nachts hört die Bewegung nicht auf. Die Hauptverkehrsader ist die Calea Victoriei, welche bis an die Dambóvitza reicht. In ihr findet man wie in einem großen Bazar alle möglichen Handelsartikel vereinigt. Ihre Fortsetzung ist die Chaussee Kisselew, eine Lindenallee, welche inmitten anmutiger Parkanlagen aus der Stadt hinausführt, den Pariser Champs Elysées vergleichbar.

Wenn man sich aus dem an geschäftigem Verkehr so reichen roten Viertel entfernt, gelangt man in die friedlichen äußeren Stadtviertel, in welchen wir noch das bunte, malerische Leben des alten Orients finden. Sie gehen allmählich völlig in Dörfer über. Die meistens sehr kleinen, zuweilen nur aus einem Raum bestehenden Häuser sind fast alle von einem Garten umgeben; doch nur wenige derselben sind schön und geschmackvoll. So geräuschvoll das Leben im Mittelpunkte ist, so ruhig und friedlich sind diese Gegenden; das Gras wächst zwischen dem Pflaster, wenn es überhaupt ein solches giebt.

Unter der Bevölkerung von Bukarest fallen sofort die Zigeuner auf, die ja in Rumänien so zahlreich sind, wie in keinem anderen Lande Europas. Sie lieben mehr als das Land die Städte und mehr als die andern Städte Bukarest.

Am Tage erwerben sie sich als Maurer und Handlanger bei den Bauten oder als Musiker ihren Unterhalt, bisweilen auch, gleich ihren Brüdern in Ungarn, als Kesselflicker und Kleinschmiede. Die Nacht bringen sie auf den wüsten Plätzen zu, an denen in Bukarest kein Mangel ist, und suchen sich in Gräben, durch Erdaufwürfe, durch Bretter gegen die Witterung zu schützen, so gut es geht. Andere wohnen in den Kellern der im Bau begriffenen Häuser oder in alten Ruinen, die in manchen Stadtteilen zahlreich genug sind. Noch andere haben sich in unbebauten Gegenden der Residenz Höhlenwohnungen in die Erde hineingewühlt.

Wer Rumänien schildert, darf dies wunderbare Volk nicht unbeachtet lassen, dieses Volk, dessen Namen in aller Munde ist, und welches doch fast niemandem bekannt ist, selbst denen nicht, in deren Mitte es lebt. Wenn der Zigeuner verstanden sein will, so muß er zur Geige oder zum Dudelsack greifen; jeder Ton wird in der Brust

seiner Zuhörer ein Echo wachrufen. Die Zigeuner haben ihre besondere Welt, zu der kein Uneingeweihter den Eingang findet; sie hoffen auch dereinst ihren besonderen Himmel zu haben.

Ehe sie aber dahin gelangen, lernen sie alle Sorgen und Leiden dieses Lebens hinlänglich kennen, auch in Rumänien, denn durch die Musik allein können sie ihren Unterhalt nicht erwerben. Daher sind auch fast alle bei Bauten beschäftigten Arbeiter Zigeuner.

Wenn ich an Häusern vorbeiging, welche im Bau begriffen waren, verfehlte ich selten stehen zu bleiben. Diese braunen Arbeiter erinnern an die Israeliten unter den Pharaonen. Welch eigentümliches Bild! Alles wimmelt von ihnen, denn alle Mitglieder der Familien sind zugegen, helfen oder schauen zu. Ihre Tracht ist einfach. Die Kinder sind barfuß, ohne Kopfbedeckung und nackt bis auf ein kurzes, vorn offenes Hemdchen. Nicht selten fehlt auch das. Größere Mädchen und die Frauen tragen noch vom Gürtel abwärts einen Rock, Burschen und Männer ein Beinkleid, auch wohl eine Mütze, oft von Pelz. Die Haut ist dunkelbraun, das Haar schwarz, kraus und verworren, die Augen ebenso tiefschwarz und durchgängig schön. Dort werfen junge Männer sich die Ziegel zu, hier tragen Frauen und Mädchen Kalk herbei; daneben, auf einem umgestürzten Eimer, sitzt ein altehrwürdiger Zigeuner mit grauem Haar und Bart, stopft sich die kurze Pfeife, schweigt würdevoll. Neben ihm prügeln sich halbnackte Kinder im Sande herum. Dort hängt sich ein junges Mädchen, des Arbeitens müde, mit den Armen an eine Querstange, schaukelt sich langsam und singt ein monotones Lied. Voll wilder Grazie ist jede Bewegung. Andere Mädchen stehen hier, den kurzen Pfeifenstummel im Munde, lachend und schwatzend beisammen und schauen nach den Vorübergehenden. Bleibt man stehen, blickt man zu ihnen hinüber, dann wird das Schwatzen und Lachen lebhafter, die Eine oder die Andere tritt wohl auch einen Schritt vor, macht, während die Augen in schalkhaftem Spott blitzen, eine demütige Geberde, die auf die Freigebigkeit des Fremden wirken soll, aber doch von eigentlichem Betteln entfernt ist.

Die Zigeuner sind die Lieblingskinder der Natur. Ihre Schönheit ist pikant. Regelmäßig gebauter, schlanker, geschmeidiger Körper, dichtes Haar, weiße Zähne, schöne korallenfarbene Lippen; unheimlich fast wirkt der kalte Glanz ihrer Augen. Der Ausdruck ihrer Züge zeigt in seinem häufigen Wechsel ein sonderbares Gemisch von wilder Scheu und melancholischem Träumen. Wunderbar anziehend und für den Bildhauer eine unerschöpfliche Fundgrube ist aber die unnach-

ahmliche Grazie ihrer Haltung und Bewegung. Aber doch nur, so lange sie jung sind. Eine alte Zigeunerin mit ihren Runzeln ist ein widerwärtiger Anblick. Die Männer dagegen machen auch im Alter einen anziehenden Eindruck. An den kurzen geschwärzten Pfeifenstummel, der weder im Munde der Mädchen und Frauen, noch selbst zwischen den Lippen sechs- oder siebenjähriger Kinder zu fehlen pflegt, muß man sich freilich gewöhnen, und, was schwerer ist, an den Schmutz. Schmutzig sind die wenigen Lumpen, welche sie bedecken, schmutzig und verworren sind die Haare, schmutzig ist Gesicht und Körper, obgleich es wegen der dunklen Farbe nicht so in die Augen fällt. Frohsinnig aber ist das braune Völkchen. Nie habe ich Zigeuner weinen gesehen, weder Männer noch Frauen, weder Kinder noch Erwachsene. Desto mehr lieben sie das Schwatzen und Lachen, Singen und Tanzen, und die Musik. Es sind eben ächte Künstlernaturen, arm, bedrückt und doch mit einem unerschöpflichen Fonds von Frohsinn begabt, der sie über die äußere Misere erhebt. Die angestrengteste Arbeit stört ihre Lustigkeit nicht, obgleich sie es vorziehen, nicht angestrengt zu arbeiten; können sie eine Wassermelone, ein wenig Maisbrei, etwas Tabak, vielleicht gar ein Glas Branntwein erlangen, so sind sie überglücklich. Sie singen bei der Arbeit, so wie sie rauchen, aus Gewohnheit und Bedürfnis; ihre Gesänge gleichen nicht den Volksliedern der Russen und ihrer schwermütigen Monotonie, auch nicht der seelenlosen, kindlichen Einförmigkeit der Negergesänge, aber sie erinnerten mich an beides. Am rührendsten offenbart sich ihr Gefühlsleben in ihrer unaussprechlichen Liebe zu ihren Kindern. Mit welcher tiefen Zärtlichkeit trägt die Zigeunerin oft zwei, drei und vier kleine Kinder auf dem Rücken, auf dem Arm, in den Falten des Rockes hängend, während sie auf dem Kopfe das Gefäß mit Kalk hält, oder die Karre, mit Ziegeln oder Sand beladen, zum Bau fährt! Sind die Kleinen erst ein wenig größer, so überläßt man sie sich selbst. Sie wälzen sich im Sande, schreien, balgen sich, bleiben aber auf dem Bauplatze. Scenen von Brutalität sind bei den Zigeunern außerordentlich selten. Allerdings prügeln die Männer bisweilen ihre Frauen, aber es ist mehr ein Akt patriarchalischer Züchtigung, zu dem das Recht des Mannes ihnen unbestreitbar erscheint.

Eines Abends ging ich die Calea Victoriei hinab und kam seitlich auf einen weiten, wüsten Platz. In der Mitte ragt eine Kirche empor, umgeben von Schutt und Trümmern. Eine helle Straße schimmert vor uns, aber hier ist es finster. Da und dort erglänzt ein Biwakfeuer aber die dunkle Nacht ringsum wird davon nicht verscheucht.

Wer lagert um jene Flammen? — Treten wir näher heran an eine dieser Gruppen, deren Schwatzen und Lachen zu uns herüber dringt. Jene braunen halbnackten Männer, Frauen und Kinder sind Zigeuner; auf dem Kessel über dem Feuer kocht ihre Mahlzeit. Es ist ein gar bescheidenes Mahl; Mehl von Mais in einem Kessel voll Wasser gekocht und mit einem Prügel so lange gerührt, bis es in einem festen Brei zusammenläuft, die tägliche Speise der Zigeuner. Zu etwas Zwiebel und Knoblauch dazu langt es nicht immer. Aber Hunger würzt die Mahlzeit: es wird auch heut von dem brodelnden Inhalt jenes Kessels nichts übrig bleiben.

Vorn, von der Flamme hell beschienen, sitzt ein alter Mann von muskulösem Gliederbau; mehr als ein halbes Jahrhundert mag über sein verwettertes Antlitz gezogen sein, ehe sein Bart so grau wurde, — aber den schwarzen, grellen Augen vermochte die Zeit nicht den funkelnden Glanz zu trüben. Ein altes runzliches Weib, abschreckend häßlich, ein junger Bursche von keckem Blick und schönem Gliederbau, ein paar krauslockige Mädchen, ein paar Kinder, ein paar Hunde, ein Schwein vervollständigen die Gruppe. Das Schwein gehört zur Familie und erhält seinen Anteil am Schmause; die Hunde sind nur Gäste, werden aber auch nicht vergessen. Alle drei liegen faul da und beobachten ein würdiges Schweigen, während die Kinder, Burschen und Frauen um sie herum lärmen und lachen. Jetzt beginnt einer der jungen Leute zu singen, während er den ausgebrannten Pfeifenstummel von neuem stopft. Treten wir näher, vielleicht können wir die Worte seines Liedes erlauschen.

Da knurren die Hunde. Die Männer blicken um sich, ein Bursche erhebt sich, ein paar Kinder schleichen wie Katzen an der Mauer entlang, um vorsichtig zu recognoscieren. Auch das Schwein steht grunzend auf. Der ganze Platz gerät in Aufruhr. Die Feuer verlöschen eins nach dem andern, in der Dunkelheit schleichen die Zigeuner näher heran. Da halte ich es doch für geraten, mich zurückzuziehen; und alsbald tritt die alte Stille wieder ein auf dem Platz, und durch die Nacht flammen wieder, eines nach dem andern, die Biwakfeuer der Zigeuner empor.

Ungarn.

10.

Quer durch die Hohe Tatra.

— F. W. Hildebrandt —

In der ersten Morgenfrühe verlasse ich das am Waldessaume gelegene Hammerwerk Zakopana, südwärts auf das Gebirge zu marschierend. Denn Wala, mein Führer, hat sich verpflichtet, mich in zwei Tagen quer über die Hohe Tatra nach Bad Schmecks an der Südseite des Gebirges zu führen.

Wala ist ein echter Berg-Slowak. Mit devoten Bücklingen, den Hut in der tief herabhängenden Hand, spricht er zu mir, ein Mann von gedrungener Gestalt und kühnem Blicke, in welchem man die Geschichte vieler halsbrechender Abenteuer zu lesen glaubt. Er trägt, gleich allen seinen Landsleuten, eng anschließende weiße Beinkleider, welche die ursprüngliche Farbe kaum noch erkennen lassen; die hier allgemein üblichen, mit Riemen befestigten, sandalenartigen Halbschuhe, ein kurzes Hemd und einen breiten Ledergürtel; die alte grobe Gunia, der Halbmantel, hängt nachlässig über die Schulter, und die linke Hand hält die Valaska, eine Art Streitaxt, die der Slowak überall mit sich führt und zu friedlichen wie feindlichen Zwecken aufs beste zu gebrauchen weiß. Stephan, mein anderer Begleiter, soll mir nur als Dolmetsch dienen.

Mit dem ersten Schritte in den Fichtenwald gehts auch streng bergan auf unsaubern Pfaden, die offenbar mehr von Tierhufen als von menschlichen Sohlen gebahnt sind. Es ist der Berg Botzen, an welchem wir aufsteigen. Nach drei Viertelstunden etwa haben wir seinen Gipfel und mit diesem zugleich das Ende der Waldregion erreicht. Es öffnen sich überraschende Aussichten zur Rechten in die Tiefen des Thales über Zakopana und darüber hinaus auf den mächtigen Gewond, der uns heute seine schmale Flanke und seine ersteigbare Rückwand zeigt; hinter ihm auf dem noch höheren Ratasberg; geradeaus auf mehrere Berghäupter der von dem Hauptkamme nördlich auslaufenden Arme; zur Linken in ein zweites tiefes Thal, und rückwärts über den Wald hin in die galizische Ebene zwischen den Central-Karpaten und Beskiden, als deren bedeutendste Erhebung die Babia Gura breit und mächtig hervortritt. Der Reichtum und die Pracht dieses Bildes wächst mit jedem Schritte, den wir thun;

denn wir steigen allmählich einen schmalen Bergrücken entlang, der dem Blicke nach allen Seiten hin volle Freiheit gestattet.

Wala macht uns aufmerksam darauf, daß wir jetzt noch über Kalkgebirge wandern, aber bald den Granit erreicht haben werden. Er spricht nur zwei slowakische Worte, aber wir verstehen ihn. Er weiß sich überhaupt so vortrefflich zu helfen, daß er den Stephan mit seinen Dolmetscherdiensten in den Ruhestand versetzt.

Durch die Einsattelung zwischen den beiden Gipfeln Kopa und Magura wandten wir uns jetzt östlich, überstiegen den flachen Berg Crullewa und durchschritten dann ein ödes Hochthal, in welchem unmittelbar neben dem Marmor der Granit zutage tritt. Östlich hatten wir hier die wilden, hundertfach geklüfteten Wände des Granot, Kossista und Sulta, südöstlich die 2000 m hohe Koslieneczspitze vor uns; von allen diesen Felskolossen trennte uns noch ein unterhalb tief eingeschnittenes und mit Wald, Gebüsch und Gestrüpp ausgekleidetes, oberhalb nur mit Trümmern bedecktes, bogenförmig nach Westen hin unter bedeutender Steigung sich fortsetzendes Thal. Jenseits der Sohle desselben erkannten wir in dem uns nunmehr ganz nahe gerückten wilden und finstern Gebirgswinkel deutlich die Ufer des Schwarzen Sees, unseres nächsten Reiseziels.

Man sollte ihn billigerweise den schwarz-grünen nennen, denn diese Farbenmischung zeigt er entschieden. Sein Gewässer, ein klarer durchsichtiger Krystall, läßt in bedeutender Tiefe den Grund erkennen. Ein ganz kleines Felseninselchen, mit Alpenkräutern bedeckt, ragt westlich aus dem stillen ovalen Bassin hervor. Uns führt der Weg das nördliche Ufer entlang, an welchem wir, von dem mächtigen Eindrucke gefesselt, zu einer halbstündigen Rast uns niederlassen. Gerade gegenüber haben wir die wilde Koslieneczspitze vor uns. In rauher Jahreszeit mag sie ihr wandelbares Gestein massenweise in die hochaufschäumenden Fluten schütten; heute dient ihr das regungslose Gewässer nur zu einem Spiegel, der haarscharf ihre Formen zurückwirft.

Nach einem Trunke aus dem klaren See stiegen wir über die wilden Granitlager südöstlich weiter steil aufwärts bis an das Becken eines zweiten stehenden Gewässers, des Gefrornen Sees.

Bald hatten wir den klaren und mehr hellgrünen Spiegel zu unsern Füßen, und an einem starken Quell, dessen Silberfluten alsbald, nachdem sie ans Tageslicht getreten sind, als zierlicher Gießbach die geglättete Granitwand hinab an schönen blühenden Gentianenbüschen vorüber in den Trichter rauschen, wurde zum Frühstück Halt gemacht.

Nicht mehr gewöhnliche Felsen, sondern himmelhohe Felsenmauern umschlossen uns fast kreisförmig, und der Mut wollte uns fast sinken, als Wala beim Wiederaufbruch in stoischer Ruhe mit seiner Valaska auf eine schmale Scharte in dem südlichen Grate zwischen den Bergen Granot und Szwinitza deutete. Es ist eine schmale Schutt- und Trümmergasse, eingeklemmt zwischen zwei nach oben hin ein wenig convergierende Wände, zunächst noch teilweise mit schönen Alpenpflanzen bedeckt, weiter hinauf aber völlig vegetationsleer, durch welche wir emporklimmen. Ein jeweiliges Rasten zuerst von hundert zu hundert Schritten, und bald in geringeren Intervallen gebietet sich ganz von selbst. Man steigt und schweigt, man rastet, ohne ein Wort zu reden. Das Ziel liegt droben vollkommen klar vor Augen.

Allmählich wachsen die Tiefen, schwinden die Höhen. Den Gefährten um einige hundert Schritte voraus, war ich, ohne viel nach oben zu blicken, unvermerkt dem Ziele so nahe gekommen, daß mich dasselbe wirklich überraschte, als ich in der Einsattelung anlangte. Mechanisch that ich die letzten Schritte bis auf den kaum einen Meter breiten Grat und prallte fast zurück vor der überwältigenden Erhabenheit des Bildes, welches in seiner ganzen Ausdehnung und zugleich bis auf seine feinsten Züge urplötzlich vor mir auftauchte.

Charakteristischer kann das ganze Tatrasystem sich nirgends dem Blicke darlegen, als hier auf der Höhe des Passes Savret — wie Wala unsern Standpunkt benennt. Tief unter uns hatten wir das Thal der fünf Seeen, von denen jedoch für jetzt nur der oberste sichtbar war. Zur Rechten wird dasselbe durch einen gewundenen, meist bis obenhin mit Matten bedeckten Bergrücken von dem westlich gelegenen, unsern Blicken jedoch durchaus unzugänglichen Tichythale abgesondert, südlich aber durch eine schauerliche Felswand begrenzt, deren zackigen Grat einzelne mächtige Knoten und Gipfel unterbrechen. Jenseits derselben ragt ein zweiter, über diesem wiederum ein dritter, hier und da sogar ein vierter Grat hervor. Das läuft alles so natürlich eins neben dem andern hin, bald schlingt es sich so wunderlich zusammen, bald schießt es wieder so feindselig strahlenförmig auseinander, daß man lange Zeit braucht, um die verworrenen Fäden zu einem Gewebe zu ordnen. Es ist halb Vogelperspektive, die man hat, halb Aufblick zu gewaltigen Höhen. Diese letzteren begann jetzt Wala uns zu nennen, und zu unserer lebhaften Überraschung sprach er zuerst, hindeutend auf einen abgestumpften prachtvollen Kegel, der etwa über dem dritten Grate südlich aufsteigt, den Namen Krivan aus.

Also dort schon, so traulich nahe, daß eine Büchsenkugel sie zu erreichen können scheint, diese altberühmte südwestliche Grenzwarte des Tatragebirges! Da wir den Berg von seiner schroffsten Seite sehen, so erscheint sein Profil ganz anders, als der Name Krivan, der Krumme, es bezeichnet. Eine regelmäßige und oben wiederum durch regelmäßige Kurve abgeschnittene Riesenpyramide. Man erkennt deutlich, wie mit ihm ein ganzes System zu Ende geht, wie in ihm der schlangenartig gewundene Bergrücken, durch welchen er mit der Tatra zusammenhängt, noch einmal zur kühnsten Erhebung sich aufrafft, um dann vermittelst einer tiefen Lücke von der Gemeinschaft mit den benachbarten Liptauer Alpen sich loszusagen. Auf dem Kamme, welcher unsern Blicken das Tichythal verschließt, erheben sich neben und hintereinander der Tichyberg, der Jaworowo und der Wiereicha.

Durch die Stellung der Sonne, uns gerade gegenüber und eben im Zenith, gewinnt das Gebirge auf seiner Schattenseite für uns eine tiefe, fast drohend ernste Färbung. Zwar bleiben auch die kleinsten Details sichtbar; aber sie verschmelzen mit dem Ganzen vermöge des feinen und leichten Mittagsdunstes, der den durchwärmten Massen entsteigt, in ein stark vorherrschendes Gesamtkolorit, ein düsteres Blau. Die hell erleuchteten Alpenmatten an den Hängen des Tichyberges stechen lebhaft gegen dasselbe ab. Desto leichter entdeckt auf diesen Walas Falkenauge einige Gemsen, die wir mit Hülfe unserer Gläser ebenfalls auf Augenblicke wahrnehmen.

Der See zu unsern Füßen erglänzt im schönsten Grün. Aber seine trichterförmige Umgebung trägt nicht Strauch noch Rasen; nichts, was an die schaffende Kraft der Natur erinnerte. Nur Granitlager und Schutthalden schließen ihn ein. —

Nicht ohne das Gefühl schmerzlicher Resignation konnten wir nach etwa halbstündigem Aufenthalte von neuem die Wanderung antreten. Indessen der obere See liegt so hoch, daß wir ihn in nicht langer Zeit glücklich erreichten. Das Öde und Schauerliche seiner Umgebung, in welcher wieder Kalkmassen hervortraten, soll gegen die gleich hoch gelegenen Teile des benachbarten Tichythales sehr abstechen. Wir konnten freilich, von dem letzteren durch eine hohe Scheidewand getrennt, diesen Kontrast nicht wahrnehmen. Im Fünf-Seeenthale selbst hatten wir einen sehr allmählichen Übergang aus der Wüste in den Garten der Natur. Denn erst an den mittleren Seeen zeigt sich etwas Knieholz, und erst unterhalb der Staffeln überhaupt, welche die Gewässer einnehmen, beginnt die Waldregion.

An der etwa 30 m hohen Granitwand rauscht der Abfluß des fünften Sees als starker Gießbach nieder. Der Bergrücken, auf welchem wir stehen, windet und gabelt sich mehrfältig, so daß wir noch einmal östlich in ein Nebenthal hinab, und dann wieder aufwärts steigen müssen, bevor wir in den zu unserer heutigen Ruhestätte bestimmten wilden Felskessel niederblicken. Zuerst tritt das Bassin des Schwarzen Sees hervor; dann nach einigen hundert Schritten sehen wir in der Tiefe das Meerauge liegen, ein regelmäßiges Oval, das kreisrund erscheint und einen Umfang von 3 bis 4 km hat. Es ist schwer, seine Farbe zu beschreiben; denn die wunderbarsten Lichtreflexe kämpfen auf seiner Oberfläche um die Herrschaft. Azur und Smaragd, Krystall- und Silberglanz, mattes Gold und Rosenrot, entliehen von den im Scheine der Abendsonne erglühenden Felstürmen, durchziehen sich gegenseitig in kaleidoskopischen Kreisen, und so regungslos der Zauberspiegel daliegt, die stets matter werdende Abendbeleuchtung giebt doch von Minute zu Minute den Farbentönen der Wasserebene eine andere Mischung. Endlich erlöschen die Kerzen des riesigen Granitkronleuchters, und das tiefblaue Auge blickt dämmernd zum stillen Himmel empor.

Hier hat man unlängst ein Haus gebaut, welches den Besuchern des Meeresauges Dach und Fach bietet. Früher stand hier eine Holzbaracke; aber sie war dem Unwetter nicht gewachsen gewesen. Noch sahen wir ihre Reste und die Bretter des Daches, welche der Sturm weit umhergeschleudert hatte. Jetzt fanden wir eine sichere Rast, sammelten uns Krummholzbüschel zum Nachtlager, zündeten ein mächtiges Biwakfeuer an und überließen uns dem Schlafe. Das wiederkehrende Tageslicht fand uns reisefertig.

Der Abschieds-Rückblick ist so unbeschreiblich schön, und die Wildnis hat durch das Nachtlager einen traulich heimatlichen Zug gewonnen. Es drängt sich uns eine Vergleichung auf, die uns gestern entgangen ist. Die ganze Partie hat in der That eine große Ähnlichkeit mit dem Königssee bei Berchtesgaden. Das Gestein der Felswände giebt den Schroffen des Watzmann nichts nach; das Gewässer, ob auch bei weitem weniger umfangreich, steht an Schönheit nicht hinter seinem Gegenstücke zurück, und da drüben die Fortsetzung des Gebirgskessels am Schwarzen See erinnert lebhaft an den Obersee. Nur daß kein lustiges Jagdschloß seine Türme in den Fluten spiegelt und keine Gondel ihre Furchen durch dieselben zieht.

Als eine glückliche Fügung war es zu betrachten, daß der ödeste und sterilste Abschnitt der uns heute bevorstehenden zwölfstündigen und

äußerst mühseligen Wanderung weder den Anfang noch das Ende der letzteren bildete, sondern sich zwischen zwei überaus lohnende Stadien einfügte. Auf wildem Pfade und beinbruchdrohendem Knüppeldamme, überall umgeben von den Spuren verwüstenden Windbruchs, verfolgten wir eine kurze Strecke weit den aus dem Meerauge abfließenden Quellbach der Bialka, um dann an den Ufern eines östlichen Zuflusses derselben bis zu dem Hauptkamme des Gebirges emporzusteigen. Doch gelangten wir nicht zu dem Zusammenflusse beider Gewässer, sondern überstiegen den zwischen beiden sich hinabziehenden und zuletzt schroff, ja fast senkrecht in das Thal abfallenden Sieben-Granatenberg, an dessen östlichem Hange wir auf schmalen Pürschwegen völlig gefahrlos in das wilde Podieplaskithal gelangten. In zahllosen Kaskaden rauschte uns hier der Bach, dessen nächsten Zufluß wir überschreiten mußten, eine Stunde lang entgegen, und öfters waren wir gezwungen, in dem Rinnsal desselben mühselig über glattgeschliffene Felsblöcke zu klimmen. Das Gewässer ist krystallrein und von einer Farbe, die ins Milchweiße spielt. Seine Ufer sind von verschiedenartigen Gesträuchen eingefaßt und von Fichtenwaldung beschattet, über welche zu beiden Seiten mächtige Granit- und Kalkwände emporragen. Zu unserer Rechten namentlich, also auf dem linken Flußufer, entfaltet der Mlenosch seine majestätischen Formen, mit denen die Martinswand in Tirol und die Kuhfirsten am Wallensee kaum wetteifern dürften.

Nach einer guten Stunde etwa wendet sich das Podieplaskithal mehr südlich, und über den mehrfach gespaltenen und mäandrisch gewundenen Strom und das ihn umkränzende niedrige und vereinzelte Fichtengebüsch hinweg schauen wir in einen Felskessel, welcher dem des Meeresauges sehr ähnlich ist. In gewaltiger Höhe über uns erkennen wir in demselben unter dem Gipfel des Ganeck die Becken des Böhmischen und des Gefrorenen Sees. Von beiden Seen stürzen prächtige Wasserfälle an den schauerlichen Felswänden nieder.

Aber nun gings östlich hinan unter einem Winkel von 60 Graden durch wuchernde Farne, über morsche Stämme, lockere Geschiebe, im Kampfe mit Hindernissen aller Art, deren Ende gar nicht abzusehen war. Der Blick rückwärts in die Tiefen des Podieplaski wird mit jedem Schritt erhabener; die beiden Seeen in ihrem wilden Verstecke, die Wasserfälle nach ihrer ganzen Ausdehnung, die Felshörner in ihrer abenteuerlichen Gestaltung immer übersichtlicher.

Endlich ist die Höhe der Thalwand erreicht, jetzt geht es weiter aufwärts in einem öden, vegetationsleeren, völlig reizlosen Hochthale.

Nichts als Felstrümmer, nichts als kahle Grate und Gipfel um uns her. Wir werfen uns nach jeden 10 Minuten zu Boden, um die erschöpften Kräfte einigermaßen zu sammeln. Die Perspektive wird immer trostloser, hinter jeder überwundenen Staffel eine folgende, die genau der vorigen gleicht. Da kommt wieder ein wunderlicher Knoten, der auf den ersten Blick schlimmer als die anderen erscheint. Wir treten am Fuße des 2500 m hohen Wiszoka in den wildesten aller Thaltrichter, die wir bisher gesehen haben. Die Tiefe desselben nimmt der melancholische Polnische See ein; die Wände werden durch steile Trümmerhalden gebildet, welche von den tiefgrauen zackigen Graten bis an oder vielmehr bis in das düstere Gewässer sich hinabsenken.

Wie wird es Wala anfangen, um uns aus diesem Labyrinthe zu schaffen? Wirklich glaube ich zunächst an einen frivolen Scherz des alten Gemsjägers, als derselbe mit seiner Streitaxt andeutet, daß wir das halsbrechende Seeufer überklettern werden, um am Schlusse dieser einladenden Serpentine die Höhe des jenseitigen Grates zu erreichen. Aber es ist trockener, unerbittlicher Ernst. Schon steigen die Führer schweigend voran, mir bleibt nur die Wahl, geradezu umzukehren, oder ihnen zu folgen.

Nach anderthalb Stunden rasten wir auf einer Felsplatte kaum 200 Schritte unterhalb des ersehnten Zieles. Da erblicken wir unvermutet zwei Gemsen, in direkter Entfernung kaum eine Viertelstunde weit von uns, aber durch den zwischen uns und ihnen aufgähnenden Abgrund vollkommen gesichert. Die eine, auf einem spitzen Felszahn, die vier Füße eng zusammengesetzt, als ob sie gefesselt wären, spähet Wache haltend über die Grate hinaus, während die andere zwanglos und, wie es scheint, auch sorglos sich bewegt. —

Noch eine letzte kurze Anstrengung, und wir stehen 2100 m hoch auf dem Polnischen Grat, einer haarscharfen Grenze zwischen zwei sehr verschiedenen — nicht eben Welten, aber doch Weltanschauungen. Hinter uns die schauerliche Wüste, vor uns das gelobte Land, nach dessen Milch und Honig wir lange geschmachtet haben. Durch das Felsenthor des Völkaerthales schauen wir in die von wellenförmigen Bergen umzogene, lachende blaue Zipser Ebene hinab, aus welcher **Poprad** besonders in der Mitte anderer Ortschaften freundlich heraufleuchtet. — Freilich gilt es noch mindestens vierstündige ernste Mühen, bevor wir Ruhe und Erquickung finden werden. Aber die Wanderung ist doch von jetzt an Schritt vor Schritt lohnend, der Ausblick sogar höchst originell. Das Völkaerthal wird gebildet

durch zwei kolossale Gebirgsrippen, die von dem Hauptkamme südlich fast parallel auslaufen, und von denen die linke in der Königsnase über Schmecks, die rechte in der Gerlsdorfer Kesselspitze über Gerlsdorf endet. Die Thalsohle gliedert sich in mehrere Staffeln, welche sich von oben her zwar noch gar nicht unterscheiden lassen, einander jedoch so bedeutend überragen, daß das Gefälle des Gewässers vom Fuße des Polnischen Grates bis in die kaum drei Stunden entfernte Ebene des Poprad gegen 1300 m beträgt. Nun hat man zwischen den Coulissen der beiden Felswände, welche besonders unter den Zacken des zur Rechten aufgetürmten Girlauhowsky an Wildheit und Grauenhaftigkeit alles bisher Gesehene überbieten zu wollen scheinen, nicht nur fortwährend den landschaftlich freundlichsten Hintergrund vor sich, sondern auch der Pfad selbst, auf welchem man sich diesem nähert, wird von Stufe zu Stufe immer wohlthuender für Auge und Fuß. —

An dem polnischen Grate abwärts steigend gelangen wir über ein zweites und nicht gefahrloses Lager von Granittrümmern zu dem 1900 m hoch gelegenen Langen See. Sein prächtig grüner Spiegel ist eingefaßt von einem fleischroten Rahmen, welcher dadurch entsteht, daß das Wasser dem von ihm bespülten Granit die frische natürliche Farbe erhält, während diese, soweit das Gestein trocken liegt, unter dem Einflusse der Verwitterung und dem Überzuge der Flechten sich verliert.

Jenseits des Felswalles, welcher unterhalb des Langen Sees das Thal quer durchschneidet, betreten wir die gegen 130 m tiefer gelegene, bereits mit Alpenmatten bedeckte zweite Thalstufe. Würdig schließen sich hier dem grausenhaften Girlauhowsky, von diesem kaum zu unterscheiden, die Gerlsdorfer Türme an, während links ihnen gegenüber der 2300 m hohe Kastenberg die Kette fortsetzt. Zwischen diesen Riesen aber — welch ein elastisches Ausschreiten über den Wiesenboden zur Seite des Baches, welcher mit lustigem Rauschen sich dahinschlängelt, bis er über einen zweiten Querwall, die Granatenwand, in den Völkaersee schäumend hinabstürzt.

Auch dieser wiederum ist durch einen Schuttwall gegen die südlichen tieferen Partien des Thales abgedämmt, und enthält ein vollkommen reines grünliches Wasser. Ebenso werden seine nordöstlichen und südwestlichen Ufer durch schroffe Granitwände von 600 m Höhe gebildet, an deren Fuße jedoch, wie auf der Thalsohle überhaupt, bereits große Gruppen von Krummholz wuchern.

Jetzt fällt ein prächtiger Wasserfall zu einer Terrasse hinab, welche

mit den schönsten Pflanzen, besonders blühenden Gentianen, reichlich bedeckt ist. Die Königsnase tritt immer vollständiger hervor; das Thal senkt sich zum Austritte aus dem Hochgebirge, und hört damit eigentlich auf ein Thal zu sein, — für uns wenigstens, die wir nicht das Völkaer Wasser weiter abwärts verfolgen, sondern den Weg zur Linken über die Ausläufer der Königsnase einschlagen.

Bevor wir an die das Tatragebirge fast rings umgürtende Waldregion gelangen, zeigt uns Wala einige inmitten des weit ausgedehnten Forstes in der Entfernung von 5/4 Stunden auftauchende ansehnliche Gebäude. Es ist Schmecks, der auf unserer Pilgerfahrt so oft ersehnte Hafen der Ruhe.

Zwar der Waldgürtel, welcher uns bald aufnimmt, dehnt sich viel weiter und breiter aus, als es von oben den Anschein hatte; eine Viertelstunde nach der andern vergeht, ohne uns ans Ziel zu bringen. — Da endlich ein bellender Hund — und bald ein Haus, durch dessen Fenster wir menschliche Gesichter wahrnehmen — außer unsern eigenen die ersten seit der Abreise von Zakopana.

Wir sind in Schmecks, dem lieblichen unter der Königsnase gelegenen Badeorte, den rings mächtige Tannen umrauschen.

11.

In Budapest.

— Ludwig Pietsch —

Wer sich gleich beim Eintritt der vollen Schönheit der Lage von Budapest bewußt werden will, muß sich von der Flut des mächtigen Stromes dorthin tragen lassen, welcher von Deutschland her die uralte Völkerstraße bildet, muß an der waldigen Margareten-Insel vorüber dem prächtigen Stadtbilde entgegenschwimmen. Dann tritt ihm sofort das Charakteristische der beiden durch den Strom getrennten und durch drei grandiose Brücken wieder miteinander verknüpften Stadthälften ins Auge: das linke, östliche Ufer, auf dem Pest sich ausbreitet, ist weithin flach und eben; das rechte, wo Buda sich erhebt, steigt in seinem südlicheren Teile dicht am Strom zu steilen trotzigen Höhenrücken auf, die in dem schroff gegen die Donau abfallenden Blocksberge gipfeln. Buda wirkt am eindrucksvollsten als Ganzes durch diese natürliche Bodenbildung, Pest allein durch seine architektonische Anlage.

Hier legt unser Dampfer an. Eine stattliche Reihe von Palästen, großen Hotels und öffentlichen Gebäuden zieht sich am Ufer hin. Sie maskiert sehr wirksam die dahinter liegende Stadt Pest mit ihrem Gewirre von Straßen und Gäßchen, die zum großen Teile noch das Ansehen der früheren bescheidenen und schmucklosen ungarisch-deutschen Landstadt bewahrt haben. Aber dazwischen sind Straßen erwachsen, welche durch Großartigkeit der Anlage und Vornehmheit der Ausführung die Hauptstadt zeigen. Ihre schönste ist die breite Andrassy-Straße, welchen ihren großstädtischen Charakter, je mehr sie der Peripherie der Stadt sich nähert, um so deutlicher in den einer anmutigen Villenstraße wandelt. Hier ist nichts Fremdartiges; nur die größere Lebhaftigkeit und die Menge scharf charakteristischer Köpfe, die man in den Straßen und im Stadtwäldchen, dem Erholungsorte aller, sieht, fällt auf.

In einer Nußschale von Dampfer fahren wir am andern Tage nach Ofen oder, wie man jetzt sagt, Buda, hinüber. Steil erhebt sich vor uns der Burgberg; aber weiter stromab, jenseits einer bedeutenden Schlucht, überragt ihn erheblich die gewaltige Masse des Blocksberges, dessen Höhe eine Citadelle krönt. Westwärts geht er in den Höhenzug des Ofener Gebirges über, an dessen Hängen der feurige Ofener wächst.

Weiter nordwärts tritt aus diesem Gebirge der Schwabenberg hervor. Eine Zahnradbahn führt uns hinauf, — und zu unsern Füßen liegt das herrlichste Panorama: die ganze Doppelstadt, die Höhen ringsum und die Donau mit ihren Brücken und Inseln. Dicht daneben liegt der Auwinkel, ein liebliches Thal zwischen waldbedeckten Bergen.

Wir kehren in die Stadt zurück. Nördlich am Fuße des Blocksberges zieht sich die Raitzenstadt hin, deren alte, oft kümmerliche Häuser nichts von moderner Kultur zeigen. Heiße Quellen dringen hier aus den Felsen: aber der Geruch von Schwefel und Schweiß scheucht uns aus dem Raitzenbade wieder zurück.

Ein Tunnel durchbohrt als Verbindung zu der westwärts gelagerten Christinenstadt den Burgfelsen. Aber auf einer Drahtseilbahn ziehen wir es vor, zu der Höhe des Burgberges, der die etwas langweilig dreinschauende Burg trägt, hinaufzufahren und blicken nun in herrlichem Bilde vor uns auf die Donau und auf Pest hinab, während nach der andern Seite die ländliche Christinenstadt unter unsern Füßen liegt.

Nun steigen wir wieder zur Donau hinab. Ein breiter Quai

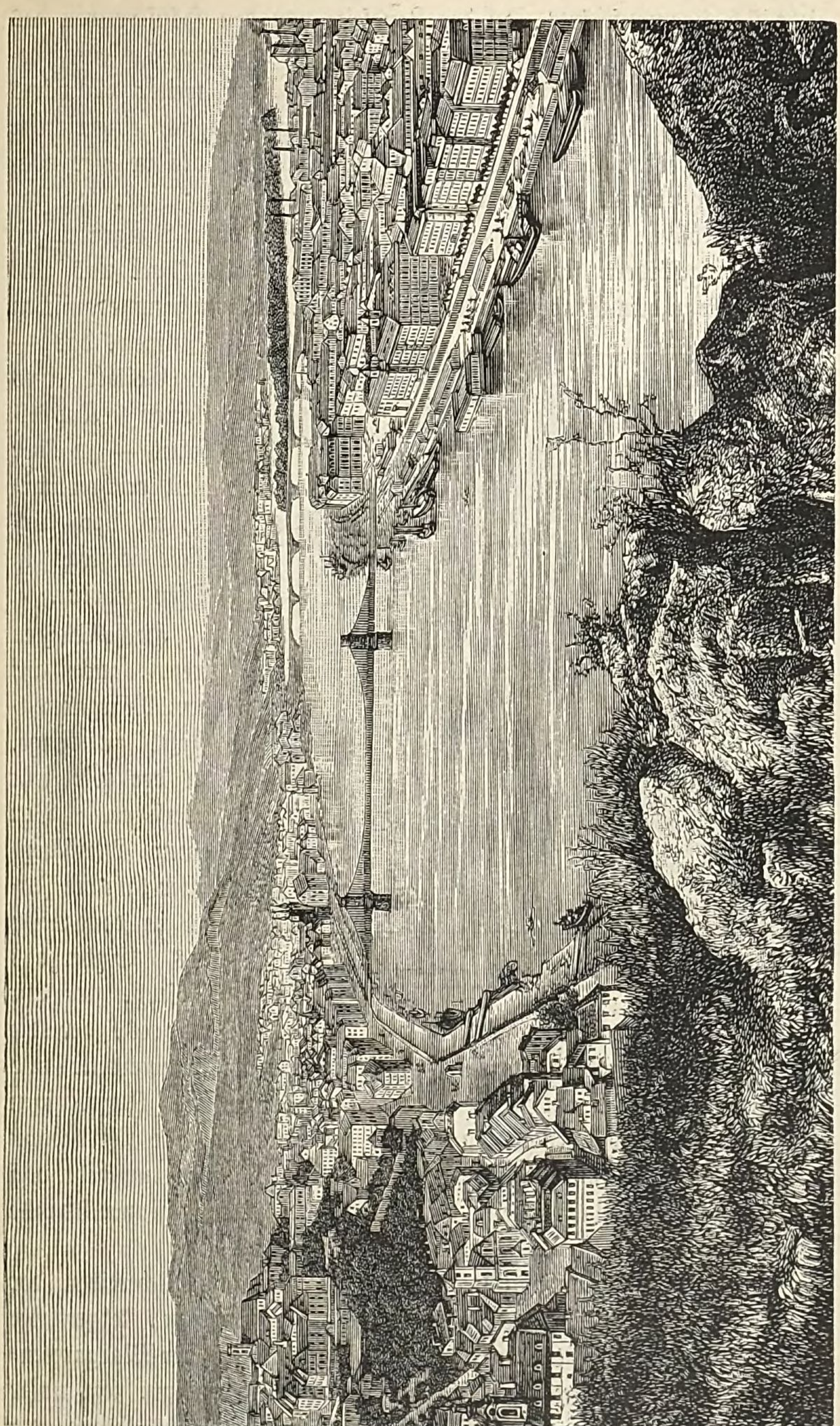


Abb. 27. Budapest. Nach (Taylor.)

zieht sich stromaufwärts, an der Landseite von den Häuserreihen des Bezirks „Landstraße“ eingefaßt. Alle tragen das Gepräge einer bescheidenen Landstadt. Auch hier dringen aus den weiter rückwärts gelegenen Höhen heiße Quellen, die das sehr behaglich eingerichtete Kaiserbad speisen, das schon Römer und Türken, als sie hier noch walteten, benutzten. Hier, auf dem Boden von Alt-Ofen, lag die römische Kolonie Aquineum, deren Reste unlängst durch Ausgrabungen zu Tage gefördert sind. Und ganz in der Nähe führt uns eine Seitengasse zu dem Grabmonument Gül Babas, eines mohammedanischen Heiligen, das — in Gestalt eines kleinen Kuppelbaues — zu einer Zeit errichtet wurde, wo noch türkische Paschas in Ofen geboten.

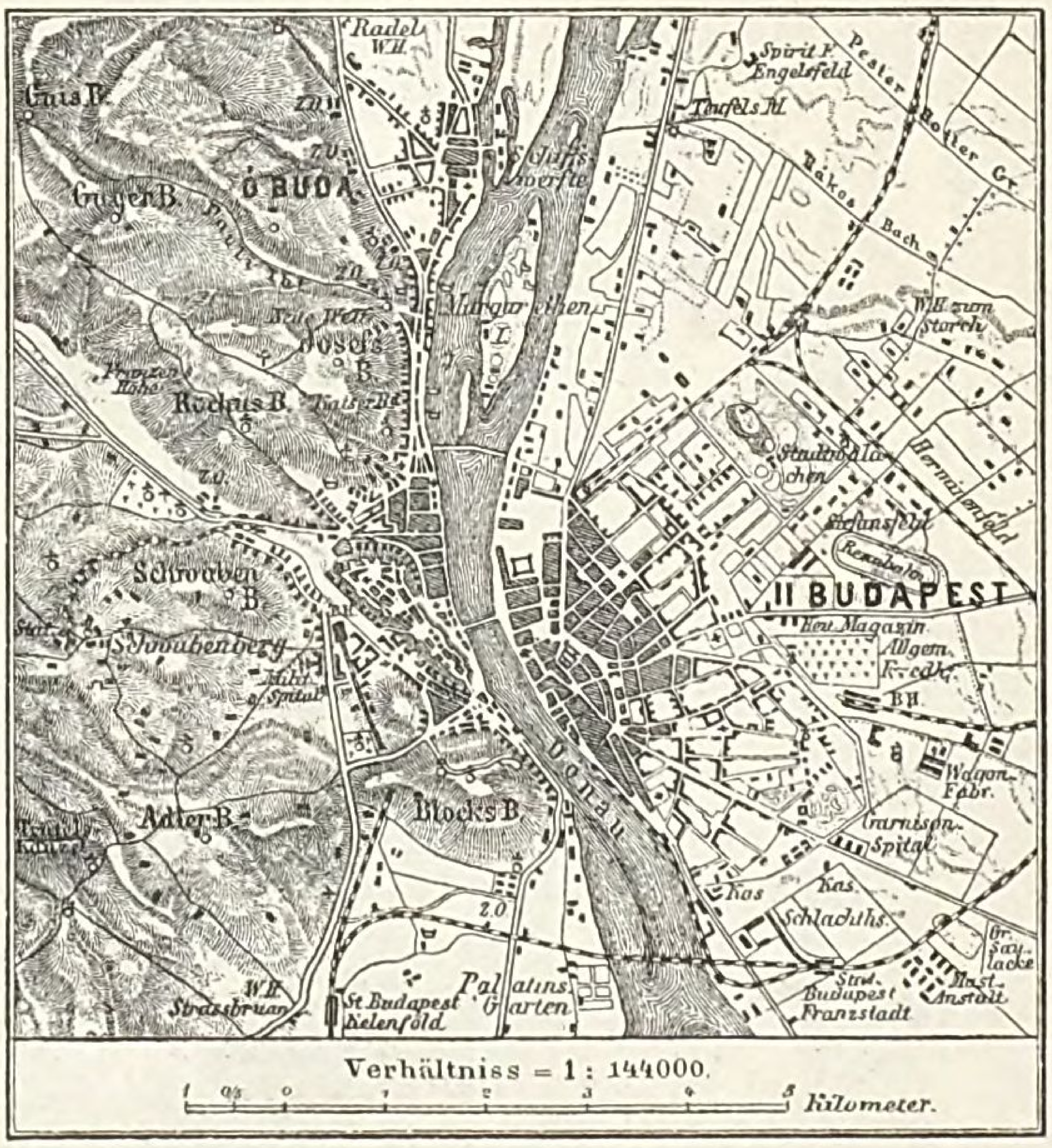


Abb. 28. Plan von Budapest.

Heiße Quellen treten auch auf der Margareten-Insel zu Tage, zu der wir jetzt übersetzen. Vor einem Menschenalter kam die Insel in den Besitz des Erzherzogs Joseph. Er erst war es, der die wuchernde Waldwildnis in einen anmutigen Park verwandelte und das großartige Bad am Nordende der Insel einrichtete. In wenigen Minuten führt von der Landungsstelle der Dampfer eine Pferdebahn uns dorthin, und wir rasten hier unter alten Bäumen, umweht von Blumenduft und Waldesodem, bei den Klängen einer Zigeuner-Kapelle von unserer Wanderung.

Als der Vollmond aufsteigt und die doppelten Lichtreihen der Brücken sich wie Guirlanden über den Strom schwingen, kehren wir heim. Hindurch geht es unter den mächtigen Bögen der Margareten-Brücke; wo die Kettenbrücke an der Pester Seite endigt, legt unser kleiner Dampfer bei. Wir sind auf dem Franz Josephs-Platze, wo

vordem der Krönungshügel sich erhob, den nach der Krönung, den Säbel nach den vier Himmelsrichtungen schwingend, die Könige von Ungarn in alter Sitte hinansprengten. Jetzt schmückt den Platz das Standbild des Grafen Stephan Szechenyi, des verdienstvollsten Patrioten Ungarns. Oder ists umgekehrt richtiger, daß der viel schönere Platz das Erzbild schmückt? Doch es ist dunkel genug, daß wir die Entscheidung gern bis auf ein andermal vertagen können.

12.

An der Quelle der Theiß.

— Rudolf Bergner —

Hoch in den Karpaten nimmt die Theiß ihren Ursprung. Ihren Quellen gilt unser Ausflug. Wir brechen von Körösmezö auf. Die Bergweiden liegen hier in unmittelbarer Nähe des Ortes, so daß man mit bloßem Auge sehr gut beobachten kann, was auf denselben vorgeht. In der letzten Nacht sind sie mit Schnee bedeckt gewesen, und auch jetzt hängen noch graue, unheimliche Wolken über ihnen, welche die Berge oft verhüllen. Diese zeigen sich bald hier, bald dort, häufig bleiben sie längere Zeit in der Umarmung des Nebels befangen. Wir fahren an den zerstreut liegenden Gehöften des Gebirgsortes hin, höher und höher gelangend. Rotgeschürzte Frauen arbeiten auf den Feldern, Männer fällen zuweilen einige Bäume, Kinder hüten, melancholisch drein schauend, das Vieh. Endlich ist auch das letzte Dorf und das letzte Stück Vieh unsern Blicken entzogen, und wir sind allein mit der unentweihten Natur. Vor uns steigen mehrere Berge empor, sie bilden ein mit Wolken erfülltes Thal, in welches wir jetzt hineinfahren. Binnen 5 Minuten befinden wir uns in dem nassen Reich, und die Feuchtigkeit der Wolken vermischt sich mit der Kälte der Luft. Der Fluß schlängelt sich in dem wildromantischen Thal dahin, er bewässert den Fuß der mächtigen Tannen, die schweigend an seinen Ufern emporsteigen. Plötzlich ändert sich das Bild. Wir genießen eine freie Umschau auf die Landschaft in unserm Rücken und gewahren einen prächtigen Regenbogen. Er umfaßt aber nicht den Himmel, sondern sinkt zum großen Teil ins Thal hinab, so daß man einige grünbewaldete Berge durch seine bunten Farben durchschimmern sieht. So gleicht der Regenbogen einer riesigen bunten

Glasscheibe, mittelst welcher man die Landschaft betrachtet. Daneben erhebt sich die langgezogene Kette der Csernahora mit ihren Gipfeln schneebedeckt in die Luft. Am Ufer sind hin und wieder einige Ruthenen in roten Hosen sichtbar, welche sich mit den zahlreichen, am Ufer des Theißflusses liegenden Flößen beschäftigen. Die letzteren sollen ja morgen ihre Reise flußabwärts antreten, denn heute nacht wird die Klause geschlagen. Immer enger und enger wird das Thal, immer näher treten die dunkeln Tannen, immer üppiger sind sie entwickelt, allein auch immer häufiger werden ihre Leichen. Oft kommen wir an Stellen vorüber, wo Hunderte von Stämmen aufgestapelt sind, die der Abführung harren. Die Stelle, wo man sie gefällt, können wir allerdings nicht wahrnehmen, sie liegt weitab im Gebirge, nur den schmalen Pfad entdeckt unser Auge, auf dem die Gefallenen durch Ochsen hierher geschleppt worden sind. Nach mehrstündiger Fahrt erweitert sich plötzlich das Thal zu einem Kessel, und in diesem liegt die Apsineckklause. Das ist ein gar eignes wunderbares Bild. Es gleicht dem eines stillen Gebirgssees, den hohe Felsen mit schweigenden und undurchdringlichen Wäldern umgeben, und auf dem bei Mondschein die Nixen ihre Tänze halten. Und doch wird dieser Eindruck zu nichte gemacht durch das gewaltige Werk, das hier inmitten der Wildnis Menschenhand geschaffen hat.

Die Apsineckklause gehört zu den größeren Klausen im Marmaroser Komitat. Diese Klausen sind umfangreiche, meist hundert und noch mehr Schritt breite Vorrichtungen, durch welche die Flößerei die nötige Regelung erfährt. Man trifft sie nicht nur in den Marmaros, sondern auch in der benachbarten Bukowina, wo sie dem Quellgebiet des Prut dienen. Sie bestehen aus gewaltigen Steinwällen, durch welche das Wasser aufgehalten und in einem dahinter liegenden Becken gesammelt wird. Auf dem Steindamm läuft ein bedachter Holzgang hin, in dessen Mitte ein Schurz, ein Thor ruht, welches bis zum Grund reicht. Ist die Stunde gekommen, in welcher die Flöße thalab gehen sollen, so wird die Klause geschlagen, d. h. das Thor wird gehoben, und die im Becken aufgespeicherte beträchtliche Wassermenge stürzt geräuschvoll hervor, sich den Weg ins Thal suchend. Durch sie schwillt der Fluß in einer Sekunde fast um das Doppelte an, eine plötzliche Vermehrung seiner Wassermenge, die nicht ungefährlich ist und die Flößer, die auf dem Floß ihrer harren, zum Schlagen des Kreuzes veranlaßt.

Neben der Klause steht die Hütte des Klausenwärters, eines

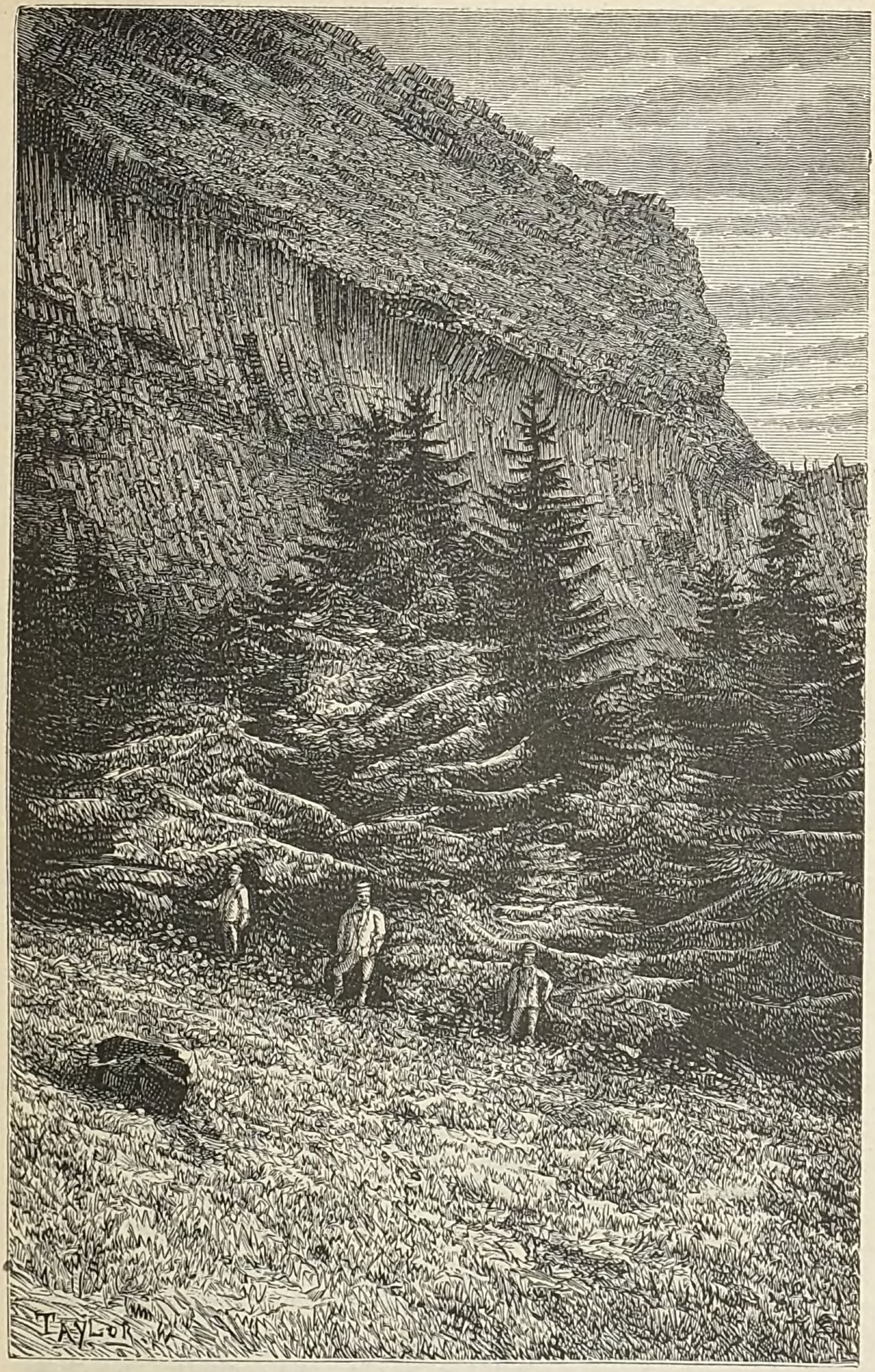


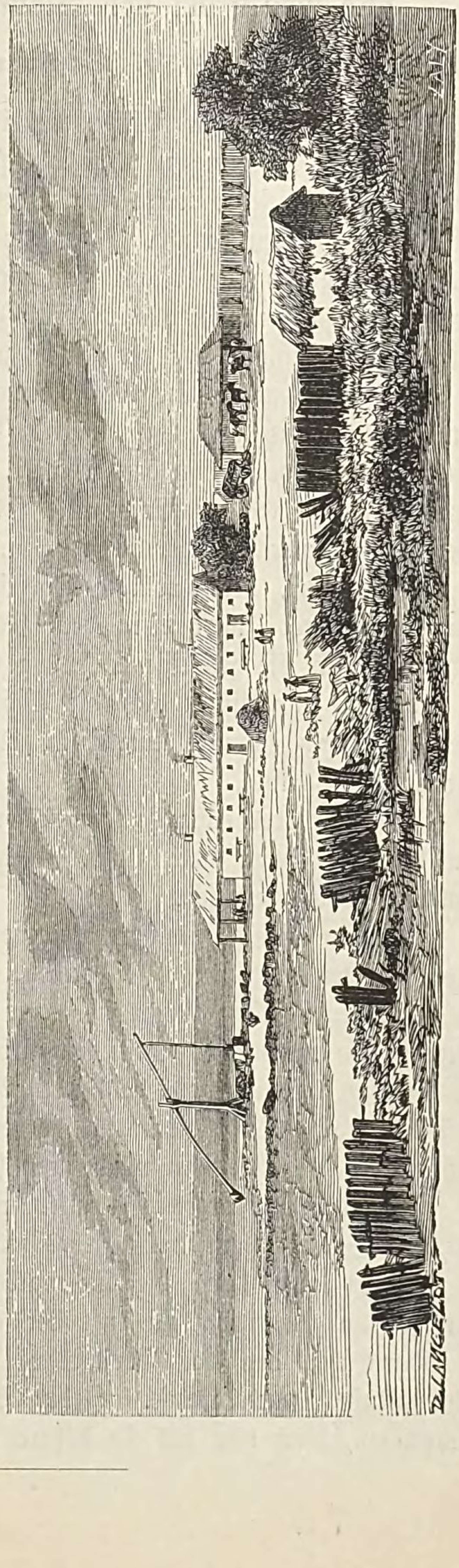
Abb. 29. Aus den Karpaten.

biederen Deutschen aus Körösmező, der mit seiner Nichte hier haust. Bei ihm wird uns ein freundliches Nachtquartier, und wir können uns sorglos der Ruhe überlassen, während sich draußen der schweigende Wald in dem von Mondschein begossenen grünen See spiegelt. Am Morgen wird die Klause geöffnet, und was bleibt dann von dem herrlichen See übrig? Kaum die Hälfte seines Wassers, an manchen Stellen schaut gar sein schlammiger Grund hervor.

Am frühen Morgen führt uns der Klausenwärter in die Berge, deren Ruhe nur von der Axt des Holzschlägers oder der Büchse des Jägers unterbrochen wird. Hier wandelt der Bär noch ungestört durch den Schnee, trägt der Hirsch noch stolz sein Geweih durch den endlosen Wald und schaut der Adler auf sein weites Gebiet mit scharfem Auge herab. Und weiter stößt man auf das Haselhuhn, den Auerhahn und das Birkhuhn. Fort geht es durch den dunkeln, duftenden, von der Morgenkühle erfrischten Wald. Eine Alphütte wird passiert, bei welcher die Pferde und Kühe unbehütet weiden; nach einiger Zeit kommen wir an einer verlassenen Klause vorbei. Sie ist klein, da das Thal sehr eng ist und die Quelle des Flusses ungleich näher; nachdem man die untere erbaut, hat man die obere verlassen. Wie seltsam berührt ein verlassenes Menschenwerk in der Wildnis! Es stimmt melancholisch, denn es lehrt den Wanderer, daß hier der Mensch weichen mußte, weil er die Größe und Rauheit der Natur nicht ertragen konnte. Die Theiß aber plätschert ruhig weiter, sie ist längst zum Bach geworden und verrät durch nichts ihre künftige Größe. So geht es weiter und immer weiter in den schweigenden Wald. Jetzt sind wir am Fuße eines Berges angelangt und reiten denselben steil bergan, so daß wir mehrere Berge neben und hintereinander betrachten können: allein sie sind meist von Wolken umfangen. Es sind Nebelbilder, unfreundliche Träume der Natur. Der Umriß der Berge wird immer unbestimmter, nur einige Schneefelder winken noch herüber.

Der letzte Teil des Weges, der Aufritt zur Okola, ist für unsere Pferde etwas beschwerlich, da das Schneewasser des Winters mancherlei Verheerungen angerichtet hat. Der schöne Wald erscheint heute in weiß und grünem Kleide. Die Tannenbäume glänzen, von weißen Krystallen bedeckt, das Moos flimmert und nur stellenweise mahnen die frisch hervorschauenden Tannenzweige daran, daß die Schneeperiode eigentlich doch vorüber. Winterlandschaft Ende Mai! Und dabei erzählt uns unser Begleiter, daß die Deutschen von Körösmező, gemäß

der deutschen Sitte, am Weihnachtsabend Tannenbäume mit Lichtern geschmückt im Zimmer aufstellen, daß das Christkind Geschenke bringt und die Ruthenen hier und da den deutschen Brauch angenommen, weil er ihnen zusagt. Oben auf dem Gipfel der Okola bietet sich uns trotz der geringen Höhe des Berges (1203 m) ein erhabenes Panorama. Um uns herum liegen unzählige Bergriesen, alle mit dunkeln Wäldern bedeckt, der ganzen Gegend den Charakter einer märchenhaften Waldwelt verleihend!


Abb. 30. Aus den Pußten.

Auf der Okola hat man ein Schutzhaus errichtet, und wenige Schritte seitwärts im Walde kommt die Theiß aus der Mutter Erde hervor. Die Theißquelle! Bänke und Tische sind angebracht, und daneben entsteigt dem Berge der helle, klare Wasserstrahl, der berufen ist, als Theißstrom den Magyaren teuer zu sein. Ein Kind des Waldes, sucht er munter seinen Weg über Steine und Felsen; in ausgelassener Schnelligkeit eilt er durch die Marmaros, Flöße auf seinem Rücken tragend und lose mit den Bäumen, die sich in ihm spiegeln, scherzend. Er wächst, bis er aus den Marmaros heraustritt, um dort unten, weit hinter Körösmezö, die unabsehbaren Pußten bedächtigen Schrittes zu durchfluten.

13.

Die Ernte bei den Siebenbürger Sachsen.

— Fr. Fr. Fronius —

Rastlos in gemeinschaftlicher, wetteifernder Arbeit hat das Sachsendorf, was der Frühling zu thun brachte, vollendet. Dann tritt eine Pause ein, die jeder Wirt im Dorfe zu Reparaturen an seinen Wirtschaftsgebäuden benutzt. Aber gar bald ist die freie Zeit vorüber. Schon am Abend vor Mariä Heimsuchung treten die Kommunitätsherren, wie sie den von allen Wirten gewählten Gemeinderat nennen, unter freiem Himmel vor der Kirche zusammen, um zu beraten und zu beschließen, was nunmehr die Gemeinde an Arbeiten vorzunehmen hat. Jetzt gehts ans Heumachen. Morgen soll zwar nach alter Sitte keine Feldarbeit gethan werden, aber gegen Abend um 4 Uhr kann die Gemeinde ausrücken und soll nach altem Brauch zunächst „bei den Scheuerchen" gemäht werden.

Der Hann, der gewählte Dorfrichter, und der Gelassen-Hann, gewesene Richter, werden in dem Fallthore am Ende des Dorfes stehen und für die gehörige Ordnung sorgen.

Um 4 Uhr öffnen sich die Thore und eine rüstige Schar von Sensenmännern schreitet mit frisch gehämmerten Sensen munter zum friedlichen Angriff.

Wer sich aber etwa hinterrücks durch den Garten weggeschlichen, den holt der Hann hoch zu Roß sicher ein, sobald ihn die weithin funkelnde Sense verraten.

Mag er etwaige fühlbare Beweise ortsrichterlicher Amtskraft sich selbst und seinem Vorwitz zuschreiben.

In der nächsten Nacht ist außer dem Pfarrer, den Kranken und Greisen kein männliches Wesen im Dorfe. Nur der Hann durchreitet die Straßen und umkreiset spähenden Auges das Dorf, durch Pistolenschüsse etwaige Diebe schreckend, denen auf dem Felde zum Zeichen, daß er für ihr Eigentum wache und seine Schuldigkeit thue.

Am frühen Morgen geht alles, was Leben und gesunden Odem hat, ins Heu und im Dorfe siehts mäuschenstill und tot aus.

Läutet aber etwa die Totenglocke irgend einem guten Nachbar zur ewigen Ruhe, so ruft der erste Klang derselben die ganze Nachbarschaft, der der Verstorbene angehörte, zu seinem „letzten Ehrendienste" nach Hause. Jeder Wirt muß Rechen und Gabel niederlegen, denn hier hat ein höherer Herr die Sense geführt.

In zwei Tagen, wenn die Witterung gut geht, ist das Heu fertig. Am dritten kommen auf Befehl des Hannen die Herden ins Dorf und zur bestimmten Stunde wird das Heu eingeführt.

Sobald der letzte Wagen im Dorf ist, treiben die Hirten das Vieh aus. Das Fallthor öffnet sich wieder und in 15 bis 20 Tagen ist alles Heu eingeführt.

Derweil ist auch das Feld reif zur Ernte und der ersehnte Augenblick da, anzuschlagen die Sicheln. Der Pfarrer eröffnet durch feierlichen Gottesdienst, an dem alt und jung im Feierkleid teilnimmt, die Ernte; allabendlich kommt das Gesinde (die konfirmierte Jugend) nach gethaner Arbeit mit dem Loblied ins Dorf: „Nun danket alle Gott“.

Wohl zur geziemenden Vorbereitung auf den würdigen Empfang und Genuß des Erntesegens ordnet die kirchliche Sitte vor dem Beginne der Ernte auch die Feier des heiligen Abendmahles an. Amt und Kommunität bestimmen den Beginn der Ernte und das Einheimsen der Früchte.

Soll die Frucht am nächsten Tage eingeführt werden, so dampfen in der vorhergehenden Nacht die Backöfen und vom schönsten Weizen werden Brot und Kuchen gebacken. Am frühen Morgen werden die Blumengärten ihres kargen Schmuckes entkleidet, denn jeder Bursche muß, wenn er Korn fährt, einen mächtigen Blumenstrauß auf dem weithin schattenden Hut tragen.

In 10 bis 12 Tagen ist ein ausgedehntes Kornfeld geräumt und sind die Früchte unter Dach und Fach, wenn nicht inzwischen ein ausgiebiger Regen zur zweiten Umpflügung des Brachfeldes Veranlassung gab.

Nur der Sonntag unterbricht als Ruhetag die schwere Arbeit der Woche. Kein Wunder, wenn des wohlehrwürdigen Herrn Pfarrers wohlgesetzte Rede auf manchen müden Zuhörer im warmen Kirchenpelz wie ein sanftes Wiegenlied wirkt.

Kaum ist der reiche Weizensegen eingeheimst, so „schickt sich“ auch der Hafer, und wieder gilts anzuschlagen die Sichel. Die Hitze ist zwar unerträglicher geworden, aber man muß sich tiefer bücken. Hat nur nicht Ungeziefer das körnerreiche Gewächs gefressen, so thut mans unverdrossenen Mutes.

Mit neugierigen Augen mustert alt und jung am grauenden Morgen die nach Hafer ausfahrenden Wagen. Dann siehst du auf dem stattlichen Sattelroß einen Burschen mit wallendem Blumenstrauß und hinten auf dem langen Erntewagen eine festlich gekleidete Dirne; es ist das ein sicheres Zeichen, daß beide um Catharinae Mann und Weib werden wollen.

Es folgt die Maisernte. In zwei „Schlägen“ (Abteilungen) wird

derselbe abgebrochen und eingeführt. Abends beim Abblättern desselben hörst du lustige Märchen und muntere Lieder bis tief in die Nacht. Auch eine Art Weinlese kennt der Siebenbürger. Fehlt an seinen Bergen die edle Rebe, so hat ihn Gott gesegnet mit ganzen Wäldern wilder Obstbäume, so daß er mindestens am Essig nicht Not leidet. Holzapfel und Holzbirne sind aber auch die einzigen Früchte, die ihm ohne Arbeit reif in den Schoß fallen. Hat der Herr Pfarrer das Pfarrhaus mit Essig versorgt, so wird das Obst am folgenden Tage freigegeben. Man rückt familienweise mit Wagen, Säcken, Leitern und Stangen aus, um aus den reichen Vorräten zu holen, was man braucht. Ein auf eine Stange gesteckter, aus den Zweigen hervorragender Sack ist das Zeichen, daß der Baum schon mit Beschlag belegt sei, und muß auf alle Fälle respektiert werden.

Das gesammelte Obst wird in Steinmühlen zerquetscht und dann gekeltert.

Sind endlich alle Felder geräumt, so giebt es Hanf und Flachs, die unterdes auch heimgeholt wurden, weiter zu bearbeiten.

Hoch aufgeschichtet liegen sie im Schopfen und auf der Tenne.

Nun aber kommen vielfach als Folgen des Genusses schlechten Feldwassers und knapper, fast geiziger, meist kalter Kost und übermäßiger Anstrengung allerlei Krankheiten zum Ausbruch, die bei dem fühlbaren Mangel an Ärzten auf dem Lande meist lebensgefährlich verlaufen.

Frisches, nahrhaftes Rindfleisch ißt der Sachse in der Regel nur, wenn er sichs aus der Stadt holt; daheim bekommt ers nur an hohen Festtagen, oder wenn eine Kuh oder ein Zugochs in der Herde ein Bein brach. Dann gebietet der Hann in die Fleischbank und diktiert jedem die Anzahl der Pfunde, die er nehmen muß, damit der Eigentümer den Schaden minder schwer fühle.

Den Schluß aller Feldarbeiten endlich bildet das Abhauen und Einführen des Krautes. Der Kohl wird abgeblattet, die Strünke ausgehöhlt, mit Salz gefüllt, mit würzenden Kräutern in Bälten gelegt und mit Wasser übergossen. In dieser Flüssigkeit gärt er und wird zum köstlichen Sauerkraut, mit dem die Hausfrau gar manches Essen bestellt.

Ende Oktober legen die gemieteten Hirten ihren Dienst nieder und man „scheidet" die Herden. Jeder hütet sich sein Vieh nun selbst und sucht damit entlegene, noch nicht abgeweidete Grasplätze auf. Die männliche Bevölkerung ergiebt sich nun einem beschaulichen Nomadenleben, bis der Schnee Menschen und Vieh heimtreibt.

Und am Ende des Jahres wirft der Wirt einen zufriedenen Blick in Haus und Hof, in Scheune und Stall.

IV.

West-Europa.

Großbritannien und Irland.

1.

In London.

— Moritz von Kalckstein —

Um einen allgemeinen Eindruck des Charakters von London und der Physiognomie seines öffentlichen Lebens zu gewinnen, beschloß ich, den ersten Tag meines Aufenthalts nur flüchtig einige der belebteren Teile zu durchstreichen. Von allen Punkten innerhalb dieser ungeheuern Stadt ist der Anblick auf dieselbe von einer der Themsebrücken, die mit hochgeschwungenen Bogen den hier sehr breiten, reich belebten Strom überwölben, besonders schön. Der eigentliche Knotenpunkt des Verkehrs ist die London-Bridge, weil hier die meisten für die Stromschiffahrt bestimmten Dampfschiffe abgehen. Mit der Annäherung zur London-Bridge wird das Gewühl und die Regsamkeit des Straßenlebens immer größer, und man wird, ohne Zeit zu einer ruhigen Sammlung zu gewinnen, unwillkürlich von dem auf- und abwogenden Menschenstrom mit fortgerissen. Die Breite der Straßen in allen lebhafteren Gegenden erleichtert das Ausweichen der Menge hin und her rollender Wagen, unter denen Cabs, ganze Reihen aufeinander folgender Omnibusse, für den Geschäftsbetrieb bestimmte Fahrzeuge mit Kohlentransporten, Porterfässern oder Warenballen beschwert, ein ewig wechselndes Durcheinander bilden.

Von der London-Bridge aus ist der Eindruck, welchen das weit ausgespannte Panorama dieser mächtigen Riesenstadt zurückläßt, wahrhaft überwältigend. London ist mit seiner unermeßlichen Häuserwelt in der Form einer Ellipse um beide Ufer der Themse gruppiert. Der Strom teilt die vier Millionen Bewohner umfassende Stadt in zwei durch zahlreiche Brücken verbundene Abteilungen. Die Stadtteile London und Westminster liegen auf der Nordseite der Themse, Southwark

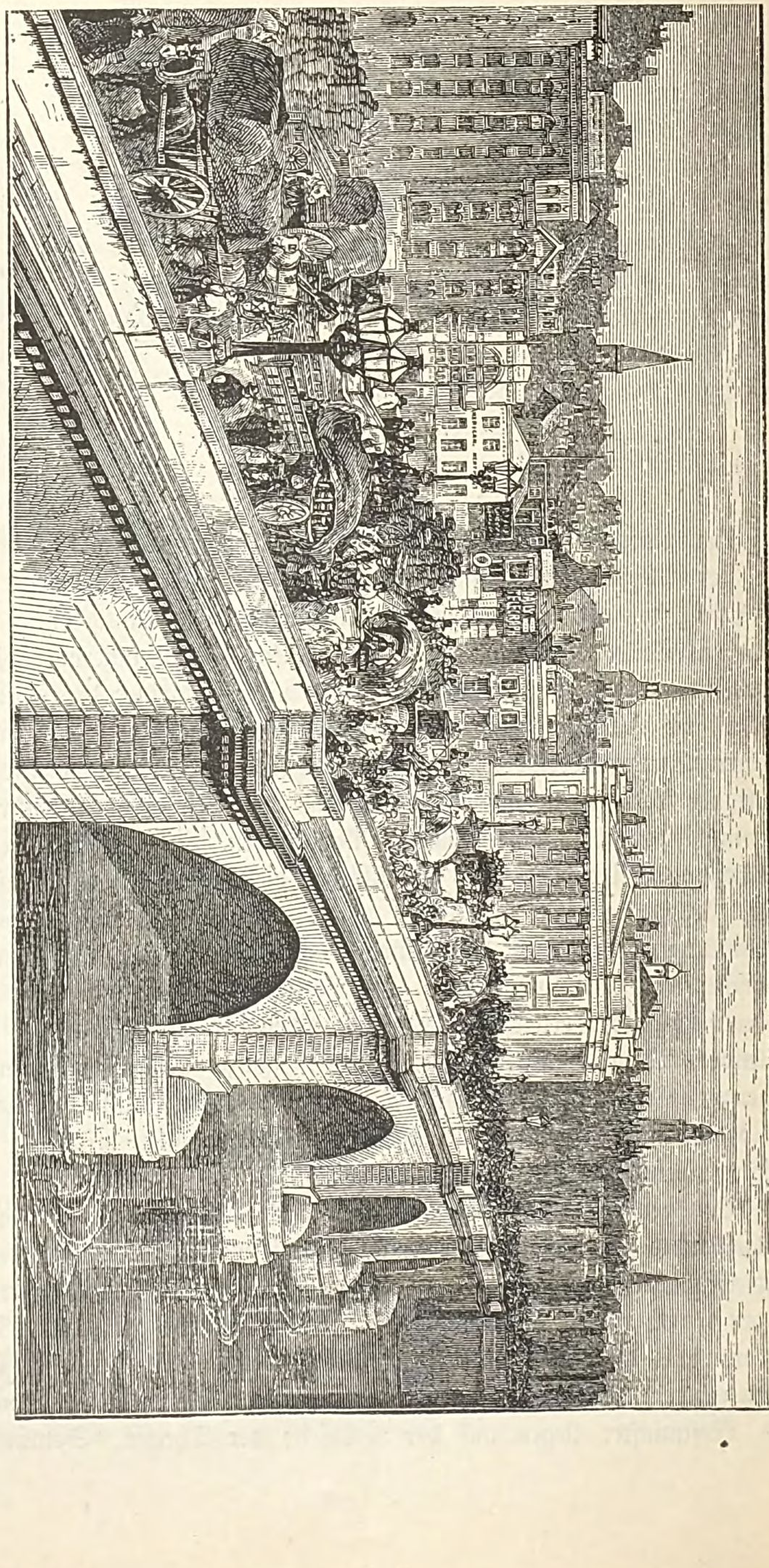


Abb. 31. London-Bridge.

und Lambeth an der Südseite. Verfolgt man von der London-Bridge abwärts die Uferkonturen des Stromes, so treten im Norden die hochanstrebenden grauen Steinmassen des Tower dem Blick entgegen. Die zunächst liegenden Docks mit dem Mastenwald ihrer zahlreichen Schiffe schließen den Prospekt. Nach der entgegengesetzten Seite hin sind es die riesigen Dimensionen der grandiosen Paulskirche, mit ihrer schönen himmelanstrebenden Kuppel. In weiteren Entfernungen verschwimmen die Umrisse dieses architektonischen Bildes in der durch

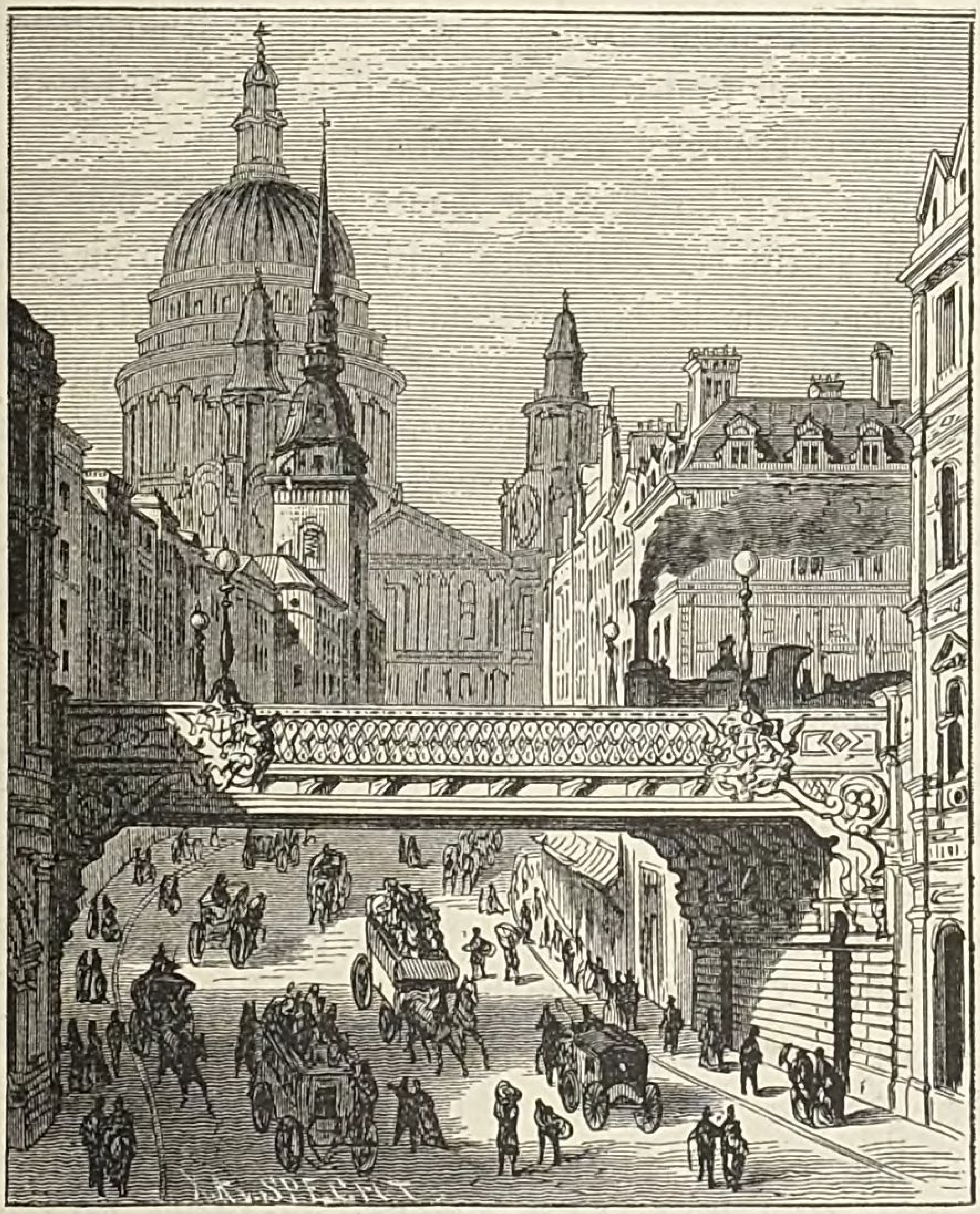


Abb. 32. Eine Straße in London. Im Hintergrunde die Paulskirche.

Kohlendampf und durch Nebeldunst getrübten Atmosphäre. Diese Verdickung der Luft charakterisiert England in so auffallender Weise, daß ich, obgleich durch das herrlichste Sommerwetter begünstigt, selbst an sonnenhellen Tagen Fernsichten doch nie anders, als in einer wenn auch nur leicht gewobenen Verschleierung genossen habe.

Ein ungemein lebhafter Verkehr herrscht auf der Themse durch die unermeßliche Zahl der Dampfböte, die um einige Pence eine sehr bequeme Verbindung der näheren und entfernteren Stadtteile bewerk-

stelligen. Besonders interessant ist die nördliche Uferseite durch die großartigen Bauwerke, die meist die unmittelbaren Umgebungen des Stromes bilden. An der Waterloo-Bridge erhebt sich das schöne Sommersethouse; hat man dann die Fahrt durch die Westminsterbrücke an der langen Front der großartigen Parlamentshäuser zurückgelegt, so gewahrt man die Westminster-Abtei mit den mächtig anstrebenden Seitenwänden ihres Schiffes und ihren beiden platten, der Stadtseite zugekehrten Türmen. Die Schlußpunkte der Themsefahrt machten der Lambeth-Palace auf dem südlichen Flußufer, dann an der Nordseite in der Nähe der Vauxhill-Bridge das Gefängnis Penitentiary, das in seiner Vereinsamung finster in dies Treiben einer durch so mächtige Lebensströmungen bewegten Welt hineinblickt.

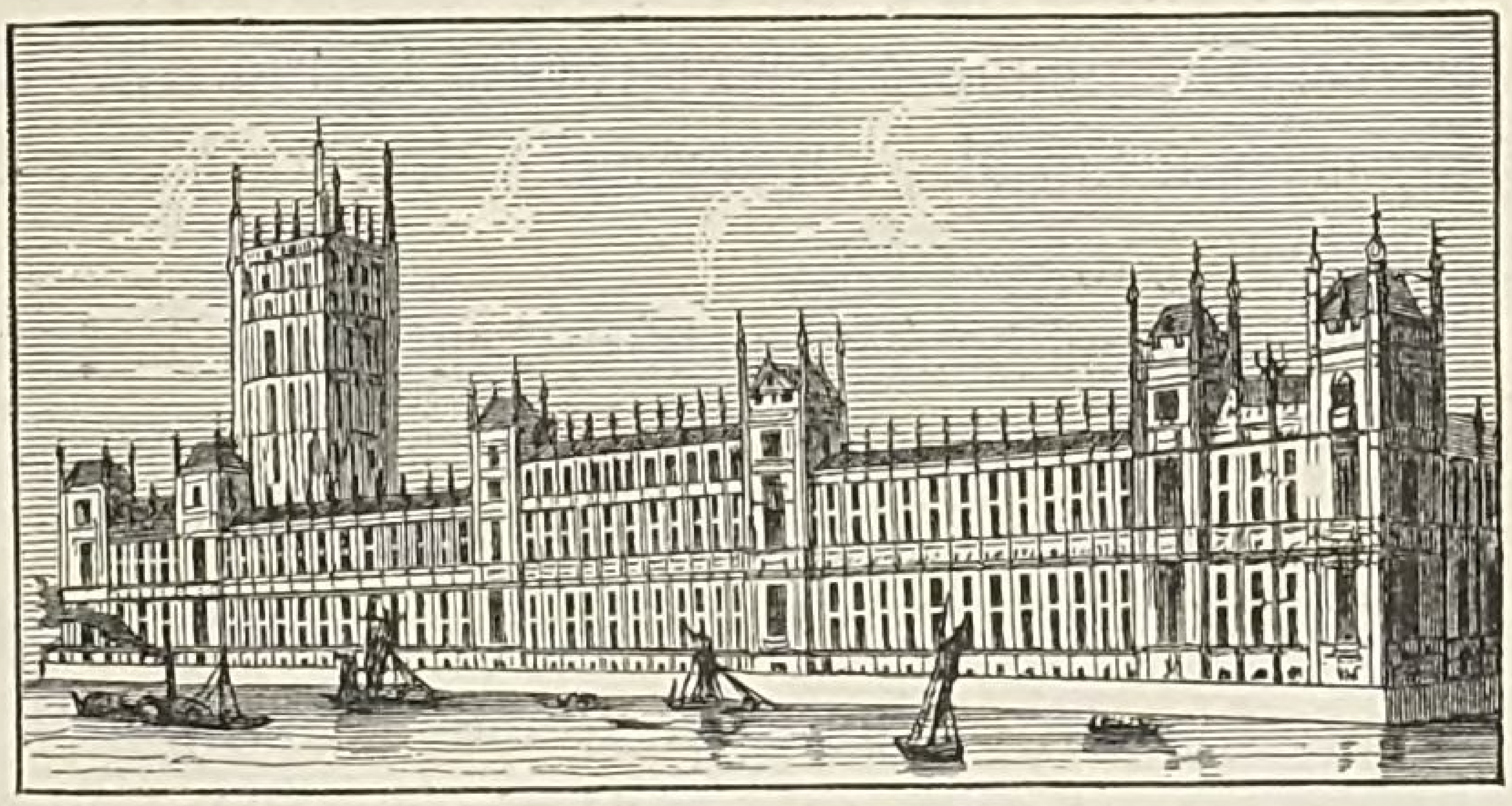
Die übrige Zeit dieses ersten Tages in London war dem Besuch der südlicheren Parks des Westendes bestimmt. Durch die lange Vauxhill-Bridge-Road, die in die Victoria-Road einmündet, gelangt man nach dem Buckingham-Palace, der Residenz der Königin, der mit seiner ansehnlichen Façade den davorliegenden schönen St. James-Park beherrscht. Das Schloß ist in der Form eines großen Vierecks erbaut, dessen Seitenflügel und hinterer Teil von dem Privatgarten der Königin umgeben ist. Die drei an der Südseite des Westendes gelegenen herrlichen Parks, der James-Park, der Green-Park und der Hyde-Park, hängen zusammen, nur die nach jenem Stadtteil führenden Straßen kreuzen dieselben. Die Nordseite des Green-Parks lehnt sich an Picadilly, eine schöne, äußerst belebte Passage, die unmittelbar gegen die Südseite des Hyde-Parkes ausmündet.

Die friedliche Stille des St. James-Park, mitten im Getümmel des angeregtesten Treibens, gewährt in der That den Eindruck eines überraschenden Gegensatzes. Der St. James-Park ist für den Fremden insbesondere darum interessant, weil er denselben in einem enge begrenzten Rahmen das leicht überschauliche Bild eines englischen Parks mit allen seinen Eigentümlichkeiten enthüllt; eine schöne, bei Parkanlagen nie fehlende Wasserfläche, malerisch gruppierte, schattige Boskets, weite, stete Durchsichten gewährende Grasflächen, mit weidendem Vieh in anmutig idyllischer Weise belebt, dann hin und wieder ein einzelner, in sporadischer Isolierung mächtig emporstarrender Baum und vor allem die ansprechende Staffage in der Freude des Naturgenusses befriedigter Menschen. Ich durchschritt längs den Ufern des schönen Sees den Park und setzte meine Wanderung durch den Green-Park nach dem Hyde-Park fort.

Der Weg dorthin führt an Apsley-House, dem einstmaligen

Wohnsitz Wellingtons, vorüber. Durch eine Triumphpforte, die sich der weißlichen Flanke von Apsley=House anlehnt, gelangt man in den Park. Die über dem Triumphbogen errichtete Reiterstatue des Herzogs ragt hoch in die Luft empor und fixiert schon aus der Ferne die Aufmerksamkeit. Dennoch ist es zweifelhaft, ob die Statue als Ornament der Triumphpforte, oder die Triumphpforte zur Folie der Statue errichtet ist.

Der erste Eindruck, den der Hyde=Park von Picadilly aus hervorruft, entspricht im allgemeinen nicht den Erwartungen, die sich an diese weltberühmte Anlage knüpfen. Man erblickt hier in der Richtung gegen Nordwest nur eine weite, einförmige Grasfläche. Nicht einmal ein Baum unterbricht diese Wechsellosigkeit und nur weidendes Vieh, das unvermeidliche Attribut eines vollständigen Landschaftsbildes, dessen Reproduktion den Engländern stets bei der Anlage ihrer Parks vorschwebt, giebt dem Ganzen den Anstrich einer gewissen Belebung. Ein langgestreckter See, der Serpentine=River, zieht sich durch den südlichen Teil des Parkes in die Nähe seiner westlichen Begrenzung durch den Kensington=Garden; gegen Norden ist es die verlängerte Oxfordstreet, eine der Hauptstraßen Londons, welche den Hyde=Park gegen den sehr belebten Stadtteil abgrenzt, der sich bis zu dem Regent=Park, dem nördlichsten der vier Parks der Westseite Londons, erstreckt. Um den Serpentine=River wird das landschaftliche Bild auf das anmutigste durch herrliche, mit malerischem Effekt verteilte Baumgruppen belebt. Knaben trieben hier mit geschickt geschnitzten Schiffen, die in sicherer Bahn die Wasserfläche durchschnitten, ein ergötzliches Spiel. Die herrliche, sonnenhelle Morgenstunde und die schattigen, mit bequemen Sitzen ausgestatteten Ruheplätze, fesselten mich lange an diese Stelle.


Abb. 33. Das Parlamentsgebäude.

Eine Brücke führt über den Serpentine=River nach dem südlichen Eingange des Kensington=Gardens, einer von breiten, geradlinigen Alleen durchschnittenen Anlage mit einem halb cirkelrunden Playground an der dem Hyde=Park abgekehrten Seite, vor dem der königliche Palast liegt.

Es überrascht, wenn man noch über Kensington hinaus auf einen weit ausgespannten Stadtbezirk mit prächtigen breiten Straßen stößt. Die luftige Glochester-Street schneidet denselben in nördlicher Richtung. Breite Terrassen mit anmutigen, durch üppiges Grün fesselnde Blumen- und Baumpflanzungen von geschmackvollen steinernen Balustraden eingeschlossen, ziehen sich, mit Zurücklassung eines noch für den öffentlichen Verkehr hinreichend breiten Raumes, an beiden Häuserreihen der Straße hin. Eine solche Anlage von Terrassen an beiden Seiten der Straßen, sind diese breit genug, ist überhaupt eine charakteristische Erscheinung der Bauart Londons. Dieser großartige Sinn für Raumerweiterung, der auch in den vielen Squares, mit eisernen Gittern umhegten Baumplantagen und Gartenanlagen an freien Plätzen, die Aufmerksamkeit des Fremden erregt, ist eine der schönsten Zierden dieser Weltstadt. Die vornehme, minder geräuschvolle Zurückgezogenheit jenes Stadtteils und die reinere Atmosphäre, die hier am wenigsten von der Dunsthülle der industriellen City getrübt ist, mögen der Grund sein, warum sich hier vorzugsweise die vornehmere Bevölkerung Londons angesiedelt hat.

Die Abendstunden machen den Hyde-Park durch seinen Korso zu einem Tummelplatz des Weltverkehrs. Das sorglose Umhertreiben munterer Kinder, Gruppen von Arbeiterfamilien, die, zu kleinen Gemeinschaften vereint, auf Grasplätzen gelagert, hier nach vollbrachtem Tagewerk heiteren Sinnes ihr Nachtmahl verzehren, der Korso glänzender Equipagen mit reich galonnierten, gepuderten Bedienten und der Anblick vieler Reiter auf pfeilschnell dahinfliegenden Rossen, gewährt als Staffage einer an sich schon fesselnden Natur ein reizendes Bild. Die Dämmerung war bereits eingetreten, als ich auf meinem Rückwege in Picadilly ankam. Von hier aus führte mich ein Omnibus durch den geräuschvollen, glänzend erleuchteten Strand zurück nach meinem Hotel.

2.

Durch den Kanal.

— P. G. Heims —

Es giebt nichts so Launenhaftes wie die Nordsee. Wir waren daher alle an Bord herzlich froh, als wir endlich in den Kanal einbogen.

Drüben an Steuerbord segelte eine stattliche englische Fischerflotte von über hundert Segeln, von der sich hier und da ein einzelnes

Fahrzeug abgesondert hatte. Ein zufälliger Blick durch eine Geschützpforte zeigte ein in seinem einfachen Leben und seiner prächtigen Farbenfrische wirklich reizendes Seegemälde innerhalb dieses viereckigen, anspruchlosen Rahmens: Oben grauer Himmel mit lichtem Blau durchsetzt, unten vielfarbig grüne See mit weißen Köpfen, und recht in der Mitte ein Fischerboot, steigend und fallend, und sich neigend mit seinen roten Segeln und dem weißen Gaffeltopsegel.

Es dauerte lange genug, bis wir in der Ferne erst Calais mit seinen Türmen erkennen konnten und dann den Kreidefelsen von Dover so nahe kamen, daß wir die auf ihnen erbauten Türme deutlich

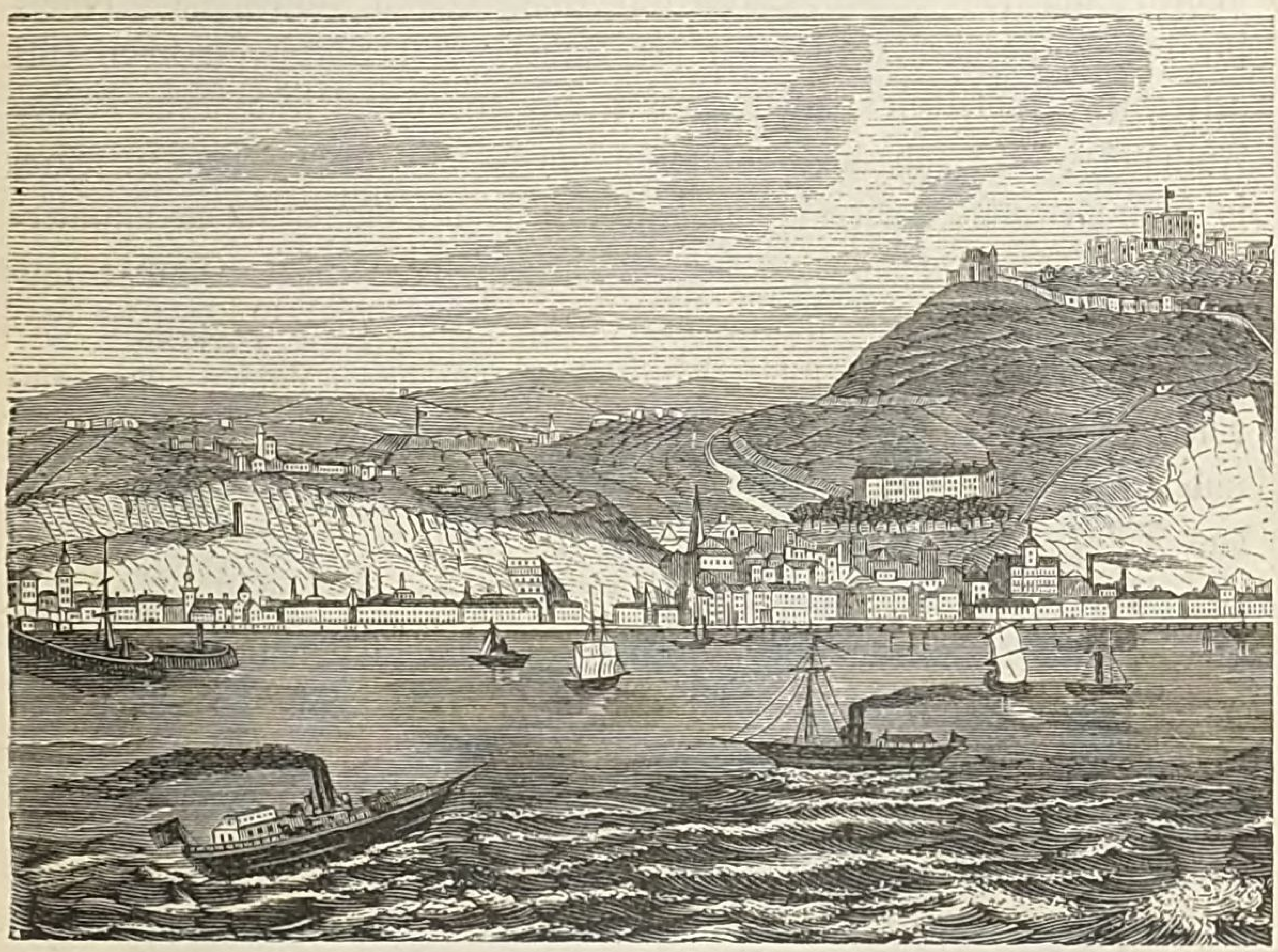


Abb. 34. Dover.

schauen konnten in ihrer Höhe von 120 m über dem Meer. Lotrecht abgebrochen stürzte die Riesenmauer gegen das Meer ab, aufgebaut in genau wagerechter Schichtung des weichen Gesteins. Weiß schimmert oben das getürmte Schloß, nicht zu verwechseln mit dem alten Kastell von Dover weiterhin, einer feudalen, mächtigen Feste, dunkel von Gemäuer, gezinnt, betürmt und bastioniert.

Die französische Küste sah, soweit sie uns zu Gesicht kam, ziemlich nichtssagend aus. Viel anziehender war das Fährschiff zwischen Calais und Dover, das dicht an uns vorüberdampfte: jenes ganz eigentümliche, große Doppelfahrzeug, aus zwei völlig gesonderten,

nur in der Höhe des Deckes verbundenen Dampfschiffen mit je zwei Schornsteinen bestehend. Die treibenden Räder drehen sich zwischen den beiden Schiffskörpern in dem Tunnel unter dem verbindenden Aufbau. Während die Fähre mit hastiger Fahrt an uns vorbeisauste, kamen wir armes Segelschiff kaum von der Stelle. Belebt wars genug um uns herum: flinke Lotsenkutter, nach der Aufschrift auf den Segeln in Bremen, London, Antwerpen, Vlissingen oder Texel zu Hause, kreuzten hin und her, alle Arten von Segelschiffen und Dampfern, vom Atlantic-Steamer bis zum kleinen Schlepper mit zwei Riesenschornsteinen, kamen und gingen, so daß man an dem bunten und wechselnden Bilde sich einigermaßen entschädigen konnte für die ermüdende Langsamkeit der Fahrt. Am Abend bei schon eingetretener Dunkelheit passierten wir mit etwas auffrischendem Winde Folkestone. Es sah aus, als wenn am Lande festlich erleuchtet wäre, so schimmerte in langer schnurgerader Zeile der Lichter schöne ununterbrochene Folge zu uns herüber mit hellem freundlichem Glanz; und aufblickend und verschwindend oder stetig gleich einem prächtigen Gestirn, strahlend im bläulichen Glanz des elektrischen Lichtes, oder aus roter und grüner Laterne in die Nacht hinausfunkelnd, wiesen hüben und drüben die Feuertürme der Küste den Seglern den Weg durch das Dunkel der Straße.

Am folgenden Morgen ragte am Steuerbord massig und hoch die schöne Insel W i g h t. Sie hatte es auch für passend gefunden, auf gut Englisch einen Dunstschleier um sich zu schlagen.

Endlich tauchte auch der Eddystone, das schöne, stolz ragende Wahrzeichen für jeden Seefahrer, vor uns auf. Der „alte“ Eddystone, der seiner Zeit den Weg hinaus ins Weltmeer beleuchtete, ists nicht mehr, der steht jetzt auf der festen Erde. Er wurde abgebrochen und auf der „Hoa“, der hohen Strandpromenade von Plymouth, wieder aufgebaut und blickt nun aus erloschenem Auge auf das Leben und Treiben unter ihm wie verwundert herab. Draußen auf dem verderbenbringenden, brandungumschäumten Riff streckt ein neuer Feuerturm, mehr als halbmal so hoch als sein Vorgänger, den schlanken, eisengegürteten Leib von Granit aus der See, ein Prachtanblick bei Tage und bei Nacht.

Wir liefen in Plymouth ein, hier ist es besonders anziehend in Devonport, den Thamar hinauf, im eigentlichen Kriegshafen: und sind die am meisten fesselnden Schiffe wieder nicht etwa die neuzeitlichen Panzerungeheuer, in deren Bau die Engländer ganz Unglaubliches leisten, sondern die großen, schönen Linienschiffe aus alter Zeit,

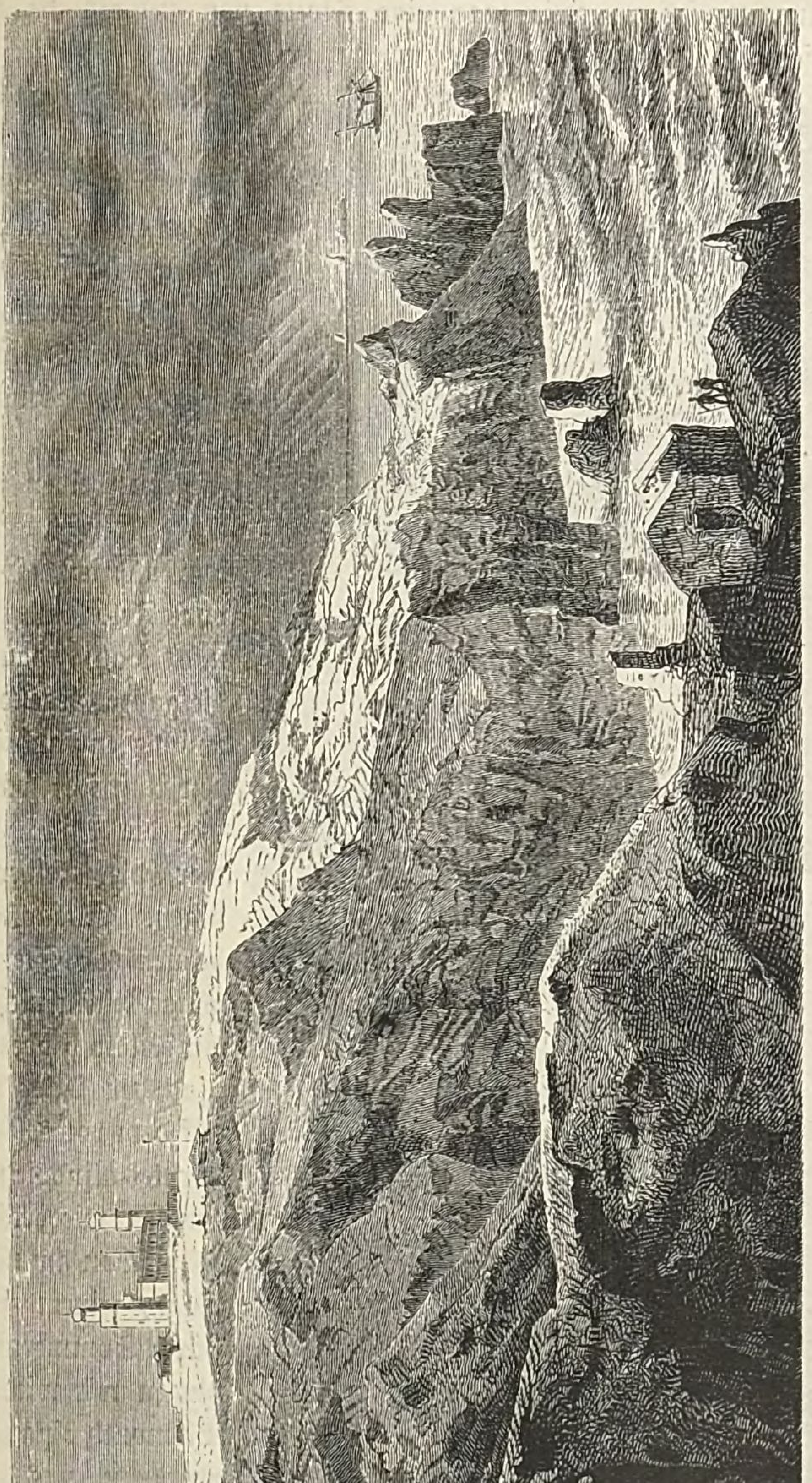


Abb. 35. Kap Lizard.

die stolzen Dreidecker. Es ist ein Genuß, solch Schiff unter voller Takelung zu sehen. Wie mag eine Flotte von 30 bis 40 solcher Riesenschwäne ausgesehen haben, wenn sie stolz und prächtig unter vollen Segeln daherkam! In der Umgegend von Plymouth fällt einem eins angenehm auf. Wenn man binnenlands auf den Höhen steht und über die üppig fruchtbare Landschaft hinblickt, die sich zu beiden Seiten des Plym ausbreitet, in freundlichem Gemisch von Feld und Anger und Wald, dann hat die ganze Gegend einen entschieden anheimelnden Anstrich: das machen die Knicks, welche hier die Felder einhegen. Sogar die unbequemen Steinübergänge fehlen nicht, wo ein Feldweg oder Fußpfad den Acker kreuzt, auf dem rotes, langgehörntes Rindvieh wohlgenährt wiederkäut.

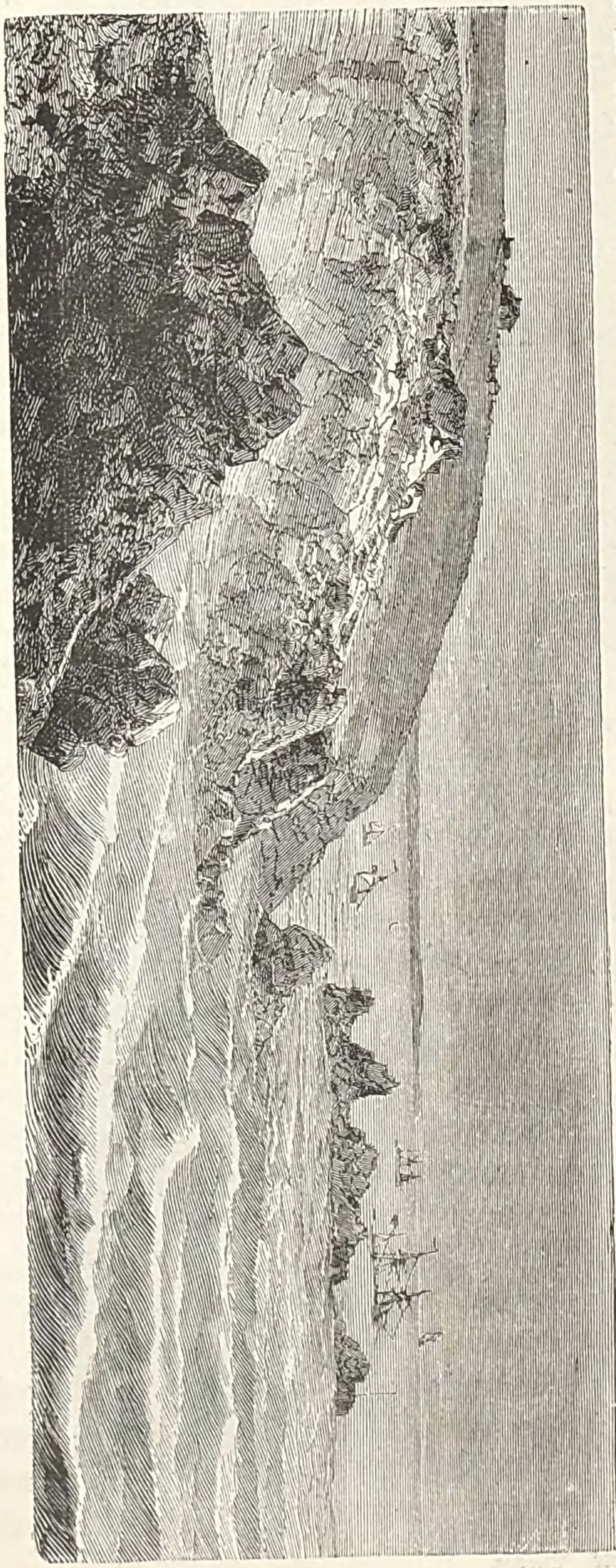


Abb. 36. Kap Landsend.

Schon am nächsten Tage, einem schönen klaren Sommermorgen, gingen wir wieder aus Plymouth hinaus. Es wunderte uns gerade nicht, daß die Küste von Alt-England keine übergroße Eile hatte, hinter uns zu ver-

schwinden. Denn als purpurne Nacht sich über Meer und Land legte, da funkelte durch das Dunkel das Feuer des Eddystone noch am Horizont wie mit stillem Grüßen zu uns herüber.

Am folgenden Tage wurde das Wasser schon blauer, oceanähnlicher. Querab hatten wir das langgestreckte Kap Lizard und dessen abgeerntete Stoppelfelder. Wie der Tag sich neigte, hatten wir uns bis Kap Landsend hinauf gekreuzt, jenem wildzerklüfteten, brandungumspülten letzten Stück von Europa. Der Himmel im Westen glänzte im klaren, funkelnden Abendgold, und von dem leuchtenden Hintergrund hob sich, aus der stillen See aufsteigend, eine hohe, schlanke, schwarze Säule: der schöne Feuerturm von Wolfsrock, ein würdiger Nebenbuhler des Eddystone. Und kaum war die Sonne ins Meer gesunken, da flammte hinter uns auf Lizard das helle Doppelgestirn seiner Leuchtfeuer auf; vor uns zeigte im herrlichen Farbenwechsel der Wolfsrock weißstrahlend und rotglühend sein Licht, und über allem wölbte sich funkelnd in ungezählter Sterne Herrlichkeit der Himmel.

Das Sonnenlicht des nächsten Tages zeigte uns die zerstreuten Felseneilande der Scilly-Inseln. Still und harmlos spielte die See gegen die Klippen, dann und wann weißen Brandungsschaum an ihnen heraufspritzend, daß es wie mit Strömen von Milch in den Rissen und Runzeln des Gesteins wieder herabrieselte; — aber welche Scenen der Verzweiflung haben sich hier schon abgespielt! —

Und nun umgab uns wieder das weite, grenzenlose Meer, nur die braun und weißen Seeschwalben gaben uns noch das letzte Geleit, indem sie mit leisem, leichtem Flug pfeilschnell das Schiff umkreisten.

3.

Ausflug nach Conway (Wales).

— Julius Rodenberg —

Wir kamen von Llanfairfechan. Rüstig schritten wir, der Schulmeister und ich, auf Conway zu, des Weges zwischen Fels und Meer dahin. Einst war dieser Gebirgspaß der Schreck aller Reisenden, heute freilich hat er seine Gefahr, zum Glück aber nicht auch seine Romantik verloren. Durch die Felsen des Penmaenmawr, der sich hier 450 Meter senkrecht über das Meer erhebt, ist er mit einer Kühnheit hindurchgebrochen, die nur von der übertroffen wird, mit

welcher sich — bald neben, bald unter, bald über ihm — die Eisenbahn hinwindet. Wir wanderten auf der alten Landstraße dahin, die rein, fest und breit war, wie alle englischen Wege. Zur Seite blieb uns immer die See, in jenem feinen blauen Schimmer, der sich wie lauter Sehnsucht empfand, auf der andern Seite der steile, sandige Penmaenmawr, hier ganz von Licht bedeckt, dort von breiten Schatten. Im Hintergrunde ragte das gewaltige Great-Ormes-Head, eine riesige Felsmasse, in das Meer hinein, und auf der Halbinsel, die sie mit dem Lande verbindet, glänzten einzelne Häuser, von Feldern und grünem Gehölz umgeben. Es war wundersam still an diesem Sonntagsmorgen; kein wochentägiger Lärm störte die Einsamen, kein Wagen rasselte an ihnen vorbei — nur Glocken hallten aus den Bergen; selten nur zog ein weißes Segel durch die blaue Meeresferne, dann und wann begegnete uns ein Kirchgänger mit Frau und Töchtern; sie grüßten und gingen weiter. Aber die Brandung schlug heftig gegen die steinernen Uferfelsen, und feucht strich uns der Wind von Zeit zu Zeit durch Gesicht und Haar.

So erreichten wir das Dorf Dygvilchi. Hier war eben die Kirche aus, und ich hatte nun ein Gruppenbild des walisischen Landvolkes vor mir. — Im Durchschnitt sind diese Leute von kurzer und gedrungener Statur, wobei sie im Gesicht aber alle etwas sehr Vornehmes, selbst Aristokratisches haben. Lange Gesichter mit zartem Kolorit, nicht braun, nicht rot, eher bleich mit Adlernasen. In der Tracht der Männer ist gar nichts Besonderes; die Frauen fallen dadurch ein wenig komisch auf, daß sie über den Tüllhauben Hüte tragen, wie bei uns die Männer. Und was für Hüte! Ein ganzes Hutmagazin wandelt vor mir herum, spitze, hohe, flache — mit breiten und schmalen Rändern — von jenem ehrenfesten Filz, den die Bürger des vorigen Jahrhunderts trugen, bis zum knappgeränderten Cylinder der neuesten Mode fehlte nicht eine Sorte! Die Gesichter sahen gar freundlich darunter hervor und erwiederten unsere Grüße artig und mit Zuvorkommenheit.

Da wir endlich, nach mehrstündigem heiterem Marschieren, der Stadt uns näherten, bog der Schulmeister von der Landstraße ab, um mir von einem Hügel herunter sogleich den Anblick der Stadt angenehm zu gewähren. Im Mittagslichte lag sie da, an Hügel und Wald auf der einen Seite gelehnt, hier von ihrem glänzenden Strome, dort vom blauen Meere bespült. Um die Häusermasse zogen sich die Mauern, in der noch immer erkennbaren Form einer walisischen Harfe, die man ehedem hier zu Lande solchen Anlagen zu geben liebte.

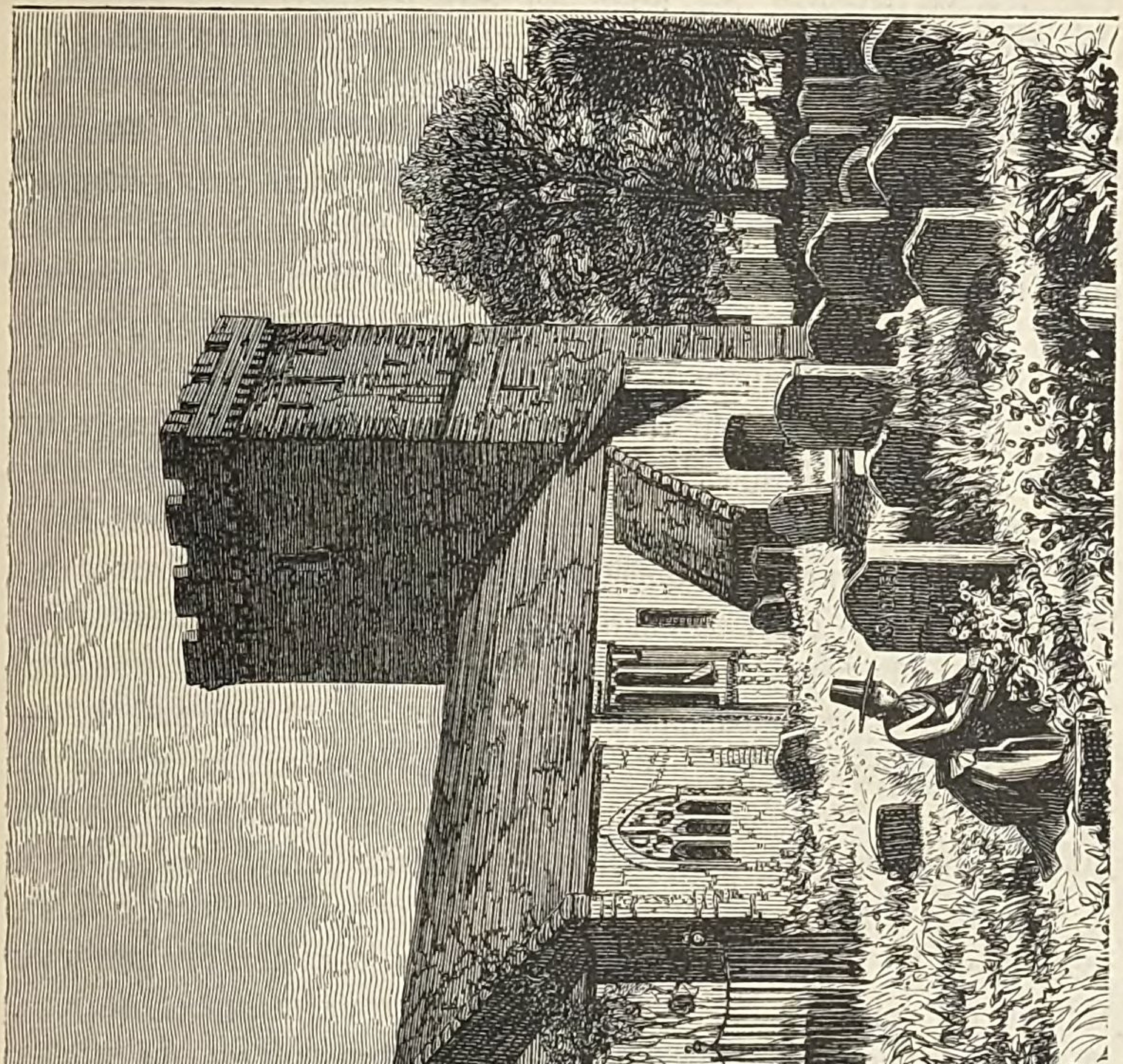


Abb. 37. Kirche in Wales.

Da, wo die Mauern sich gegen die See schlossen, erhob sich das alte Schloß, in seinen Trümmern vielleicht noch schöner als vordem in den Tagen seines Glanzes. Die Stadt, die wir am frühen Nachmittage betraten, machte mit ihren halbzerbrochenen Mauern, ihren schattigen Straßen und altertümlichen Erkerhäusern einen mächtigen Eindruck, der noch durch die Sonntagsstille gesteigert wurde. Man ging durch diese menschenleeren Straßen wie durch eine versunkene Stadt und atmete doch die lebendige Kühle des Herbstnachmittages und sah über den Mauern das Grüne von der Sonne beglänzt, vom Winde bewegt. — Als ein ehrwürdig freundliches Denkmal entfernter Zeiten trat uns in einem engen Gäßchen der Plas Mawr entgegen, einst Stammsitz der hochberühmten Familie der Gwynne. Er ist 1577 von Robert Gwynne von Gwydir gegründet worden. Als einen die Sinnesart dieses edlen Mannes höchlich ehrenden Ausspruch trägt das altersgeschwärzte Thorgesims, dem Eintretenden auch jetzt noch eine Mahnung zur Nachahmung, die Worte: „Wirke und dulde!" —

Plas Mawr hat sich noch erträglich gut gehalten; ja, von außen betrachtet sieht dieser alte Edelhof mit seinen drei Vorbauten, seinen Giebeln und bleigefaßten Fensterchen noch ganz stattlich aus, obwohl er jetzt von einer Handwerkerfamilie bewohnt wird. In der Küche fanden wir die Hausleute alle zusammen; sie saßen um den schwarzen Kamin, der gewiß noch derselbe war, wie vor vielen hundert Jahren. Auch die braunen Holzschränke an den Wänden schienen aus uralter Zeit zu sein. Man nahm uns mit Höflichkeit auf; die Hausfrau erhob sich, um uns die alte Wendeltreppe empor in das ehemals prachtvolle Drawing-Room zu führen. Über dem Kamin schimmerten noch, zu beiden Seiten des Familienwappens die Buchstaben R. G., die Initialen des Stifters. Aus der niedrigen weißen Zimmerdecke traten Sarazenenköpfe mit furchtbaren Bärten und Schleifen um den Kopf und sonstiges Ungetüm, als springende und geflügelte Löwen, Adler, Greife, Sphinxe hervor — hin und wieder auch ein Kreuz, dessen Längenstrich oben und unten die Rosen der Tudors, auf dem Querstrich die prinzlichen Straußenfedern und dazwischen in den vier Ecken Löwenköpfe trug. Der Schulmeister zeigte mir den Kamin, in welchen nach Sitte des Waliser Volkes während der guten Jahreszeit das aus der Druidenzeit noch im Geruch geheimer Kräfte stehende Kraut der Mistelstaude gestopft wird. „Das hält alle bösen Geister ab", sagte er. —

Nicht so freundlich an die vergangene Zeit erinnerte uns das ehemalige Priestercolleg, ein uraltes Gebäude, noch aus der Zeit, wo

Wales katholisch war, lang, niedrig, mit zwei riesig großen Schornsteinen, die sich breit und eckig, fast wie Türme, über der Eingangsthür erheben und einen halb gesunkenen Erker zwischen sich haben. Die Fenster, unregelmäßig angeordnet, treten schon aus den Fugen heraus; die Wände zerbröckeln; auf der Flur brechen die Deckbalken fast herunter; die Höfe sind verschüttet, und auf dem Lehmboden und den Steinhaufen balgen sich die schmutzigen Kinder der armen Familie, die in diesem Gebäude haust.

Hier trennte sich mein Begleiter von mir, und allein, bis zum Untergang der Sonne, verweilte ich in den einsamen Trümmern des Schlosses. Die Höfe — wie traulich luden sie mich ein! In all den kleinen Kämmerchen mit den schmalen Steinfenstern wehte der laue Wind; um alle Wände — eine dichte, lebendige Tapete — rankte der Epheu und seine dicken, vollen Zweige umfaßten wie mächtige Hände die Steine, um sie zu stützen. Von den Schwibbögen nieder, wie Kandelaber, hingen die grünenden Äste, vielfach verschlungen. Die Natur muß für den Zierrat dieser kahlen Mauern sorgen; über den geborstenen Pfeilern schlägt der blaue Himmel sein Dach und schmückt es mit Abendrot. — Durch die Mauerscharten sah man hier die fernen Berge, den Wald und die Waldwiesen, dort die See und vom Abendlichte umzuckt die vor Anker liegenden Schiffe. In dem Gemäuer dämmerte es schon graulich; ich trat in die Bankettehalle. Auf diesem Steinsitz in der Fensternische hat einst der erste Eduard gesessen, wie ich jetzt hier sitze; hier hat König Richard II. gesessen — hier ergab er sich in die Hände des verräterischen Northumberland: ich fühlte, wie der Flügelschlag der Weltgeschichte mich umrauschte!

4.

Ein Blick in die schottischen Hochlande.

— Moritz von Kalckstein —

Lang zog sich der Weg von Callander nach dem Engpaß der Trosachs hin, welcher sich wie ein Eingang in die Hochlande darstellt. Erst spät am Abend langten wir in dem Trosach-Hotel an, das isoliert in einem romantischen Thale liegt, dessen schroffe Felsmassen sich gegen den Loch Achray zu einer angenehmen Fernsicht öffnen. Anderthalb Kilometer von dem Gasthof liegt der Loch Katrine. Der zum See führende Engpaß der Trosachs ist ein

tief eingeschnittener Spalt, welcher ein steiles Gebirge durchsetzt. Der Abfall der Felsen gegen die Thalsohle dieses Passes ist äußerst schroff und zerklüftet, und die Abhänge mit Buschholz bedeckt, das durch Birken, Buchen und majestätische Eichen überragt wird. Die Natur aller schottischen Seeen hat etwas bis auf die kleinsten Züge Übereinstimmendes; kahle, nur am Fuß mit Haselnußsträuchern, Eschen und Eichen bewachsene Abhänge, dunkle, von feuchten Nebeln bedeckte Wasserflächen und die melancholische Physiognomie einer eintönigen Schattierung der Felspartien, denen der Lichtreflex und die frische Farbenpracht einer rheinischen oder schweizerischen Landschaft fehlt.

Die östliche Seite des Loch Katrine trägt den ausgeprägtesten Charakter; die vielen tief in die Gebirgswelt einschneidenden Arme des Sees und die anmutige Einfassung desselben von Felspartien, Gebüsch und Baumgruppen sind reizende Skizzen, während die in weiterer Entfernung mächtig erhobenen Häupter des Ben An und des Benvenue auf beiden Uferseiten dem lieblichen Mittelgrunde des Bildes einen großartigen Schluß geben. Auch die Staffage ist anziehend und lebendig. Auf den schroffen Felsklippen nisteten Adler; Wasservögel tauchten über der spiegelglatten Fläche des Sees empor, und ein Fischreiher umkreiste in immer engeren Bahnen das Rohrdickicht am Rande des Ufers und schoß dann, seine Beute entdeckend, pfeilschnell in die Flut hinab. Der östlichen Uferseite genähert liegt eine kleine Insel, dort unter dem Namen Ellens-Isle bekannt, welche als der Zufluchtsort der verbannten Douglas in dem Walter Scottschen Gedicht The Lady of the Lake bezeichnet wird. Der Kapitän machte uns auf alle Scenen der Scottschen Dichtung aufmerksam, welche man sich hier zur Wirklichkeit gestalten sieht. Man erblickt die Stellen, an welchen der König von der Jagd ermüdet, durch die Dunkelheit überrascht, in seinen Plaid gehüllt, die Nacht zubringt, und wo er die schöne Jungfrau des Sees zuerst erblickt. Bei der Weiterfahrt trübte sich die Luft so sehr, daß eine dichte Nebelwand die Umrisse des Sees vollständig den Blicken entzog, aber mit sicherer Hand führte der Steuermann das Fahrzeug zwischen Klippen und Untiefen hindurch. Ein seltsames Konzert wurde uns durch die Musik einiger Sackpfeifen bereitet, diesem wunderlichen nationalen Instrument, das durch die Kompression der Luft, die aus einem ledernen Beutel in ein klarinettartiges Blaseinstrument einströmt, zu wechselnder Stärke anschwellende Laute hören läßt, die dann in ein unbestimmtes jodelndes Alternieren umschlagen, das aber weder eine bestimmte Melodie, noch überhaupt einen musikalischen Gedanken hat. Dennoch ist diese noch nicht über die Kindheitsstufe

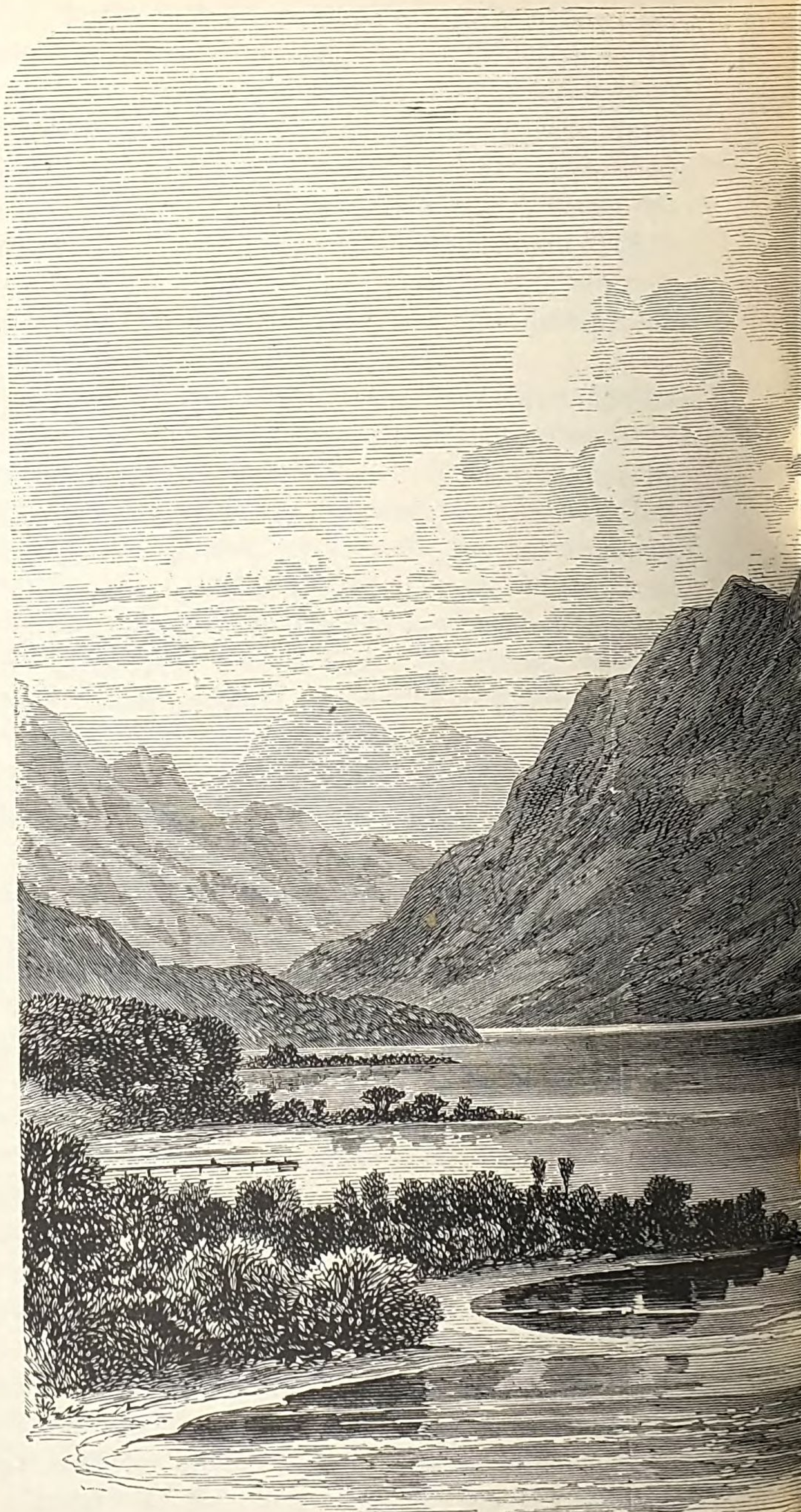
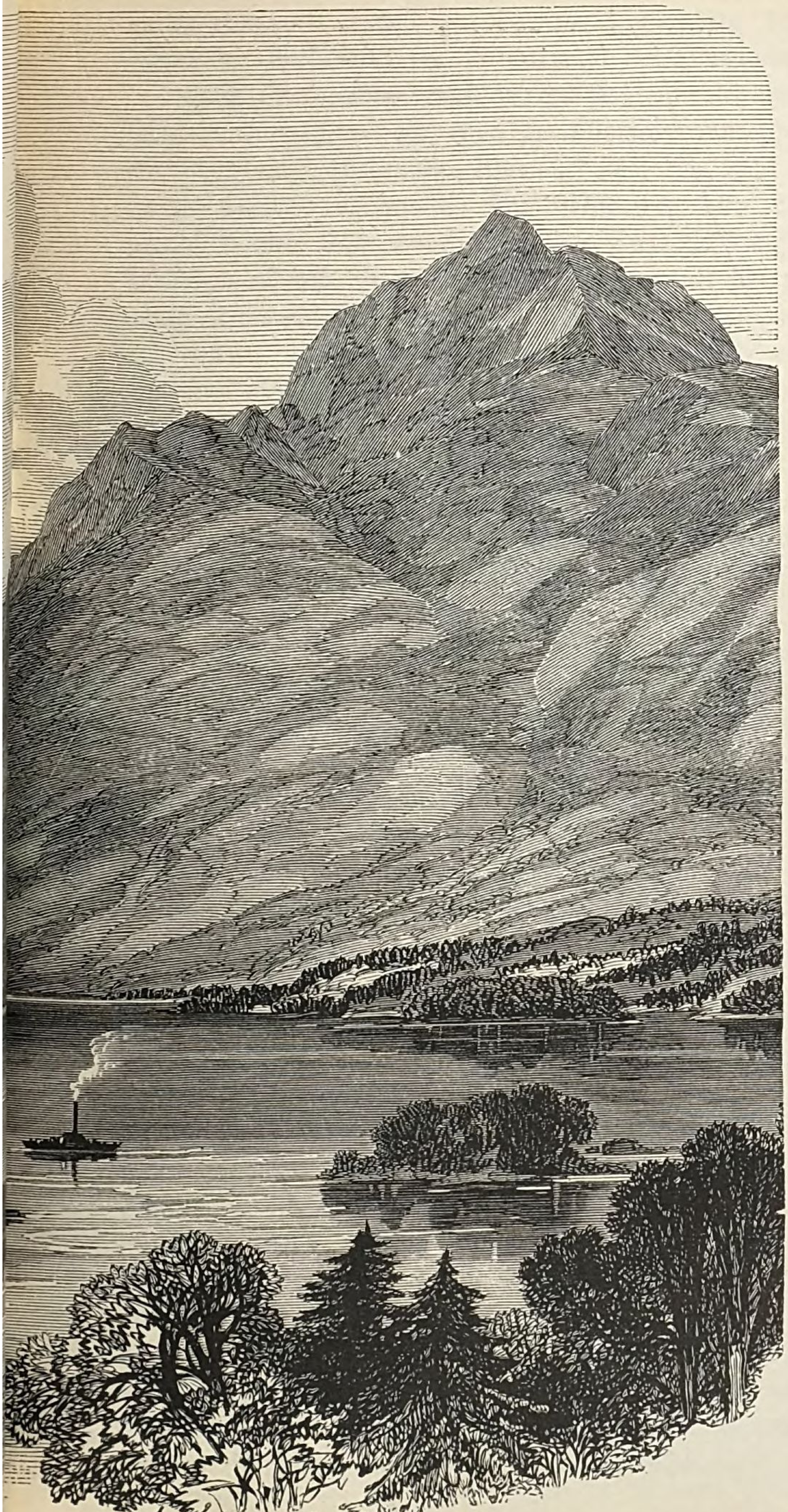


Abb. 38. De



och Lomond.

hinausgekommene Musik in Schottland allgemein beliebt und ein wesentlicher Bestandteil der Militärmusik der Hochlandsregimenter.

Nach einer beinahe zweistündigen Fahrt langten wir an dem westlichen Landungsplatze des etwa 18 Kilometer langen Sees an, wo wir schon einen Wagen zur Überfahrt nach dem nicht sehr entfernten Loch Lomond vorfanden. Die Natur trägt hier das Antlitz einer feierlich ernsten Schwermut, die in der Seele tief empfundene Akkorde anschlägt. Durch die trübe Nebelatmosphäre fiel hin und wieder ein matter Sonnenblick auf die eintönigen Heiden, welche mit Moorflächen und düstern Wasserspiegeln bedeckt waren, zwischen denen sich zerstreut bemoostes Gestein erhob. In weiterer Ferne ragten die dunklen Spitzen des Ben Lomond und anderer Bergkuppen wie himmelstürmende Giganten aus den über dem Thal gelagerten Nebeln hervor. Jede Spur einer menschlichen Regsamkeit schien hier verschwunden zu sein. Nur einzelne einsam stehende Hütten und hin und wieder ein Wanderer unterbrachen die Einsamkeit dieser melancholischen Gebirgswildnis.

Man erreicht den Loch Lomond bei Inversnaid. Der Ort liegt ganz nahe dem See in einem reizenden Thale, in welchem ein reißender Gebirgsbach seine Fluten über einen jähen Abhang in einen schäumenden Wasserfall herabstürzt. Etwas entfernter liegt die Ruine des alten Schlosses von Inversnaid. Die Aussicht nach der Felsenpartie der gegenüberliegenden Uferseite des nur schmalen, aber fast 50 km langen Sees ist überraschend schön.

Von der tafelförmigen Fläche eines steil gegen den See abfallenden Felsvorsprunges versuchte ich eine Skizze des Gebirgsrückens zu entwerfen, dessen zackig geformte Linien einen überaus malerischen Effekt hervorbringen.

Nach dem Aufenthalt einer Stunde legte das Dampfschiff an, das von Inverarnan, der äußersten Nordspitze des Sees, die ganze Länge desselben bis Balloch bestreicht. Unsere Fahrt wurde durch ziemlich helles Wetter begünstigt. Gegenüber Tarbet, einem ansehnlichen, hübsch gebauten Flecken, der in einem fruchtbaren, von steilen Rändern eingeschlossenen Thale liegt, erhebt sich über dem östlichen Seeufer der 1000 Meter hohe Ben Lomond, der höchste Berg der südschottischen Hochlande. Gegen den Seespiegel böscht er sich sehr steil ab; von seinem Gipfel erblickt man die tiefen Einbuchtungen des Forth- und Clydebusens, welche die Uferlinien der östlichen und westlichen Gestadegliederung Schottlands durchsetzen und so an dieser Stelle die Meeresgebiete der Nordsee und des atlantischen Oceans durch einen schmalen Isthmus in eine unmittelbare Annäherung bringen. Ein

reich gegliedertes Gemälde mannigfaltiger Kontraste gewährt vorzugsweise der Clydebusen, der mit seinen vielen langgestreckten Seespiegeln in den beiden Hauptarmen des Loch Fine und des Loch Foyle das Hochland durchsetzt und hier die Inseln Bute und Arran umspült. Viele Flecken und Städte beleben die Landschaft; im Osten liegt das Stirling-Castle mit den wohl kultivierten Lowlands, durch welche der Forth in vielen Windungen dem Meere zuströmt. Von malerischer Schönheit ist zumal das Südende des Sees; hier erhebt sich über der zu ansehnlicher Breite erweiterten Wasserfläche ein Archipel von dreizehn Inseln, die durch schmale Kanäle voneinander getrennt, ein wahres Labyrinth von Wasserstraßen bilden.

In Balloch, wo wir nach einer etwas mehr wie vierstündigen Fahrt um vier Uhr nachmittags landeten, nahm die Bahn nach Glasgow uns auf. Die Fahrt geht über Dumbarton nach Bowling, von wo ein den Clyde herauffahrendes Dampfschiff uns nach Glasgow beförderte, das wir noch am frühen Abend erreichten. Die Clydeufer sind so überaus reizend, daß ich es bedauerte, nicht die ganze Flußfahrt stromaufwärts gemacht zu haben. Hier bei seiner Mündung hat der Clyde eine Breite von 3 bis 4 Kilometern, die sich aber allmählich bis Glasgow zu der Dimension unserer kleineren deutschen Flüsse verengt. An dem auf einem hohen Felsen gelegenen alten Schloß Dumbarton, einem der schönsten Punkte des Stromufers, brauste die Lokomotive wie im Fluge vorüber, und erst die Dampfschiffahrt ließ uns zu einem ruhigen Genuß des anmutigen Flußpanoramas kommen.

Mit der Annäherung an Glasgow tritt dem Auge eine immer wechselvollere Mannigfaltigkeit entgegen. Die vielen reizenden Landhäuser, Flecken, Hotels, Fischerhütten erinnern an die Nähe einer großen, gewerblichen Handelsstadt, bis zahllose Fabriken mit den wirbelnden Rauchsäulen ihrer Essen die Stadt vollständig in eine Dunst- und Nebelatmosphäre hüllen, so daß wir in Glasgow sind, ehe wir es merken.

5.

Am Riesendamm und Lough Neagh.*)

— Arnold von Lasaulx —

Etwa 4 Kilometer hinter den malerischen Ruinen des Schlosses Dunluce erreicht man den vielgenannten Riesendamm. Dieser

*) Sprich: loch nê.

Name hat mit den riesigen Dimensionen dieser merkwürdigen basaltischen Felsbildungen nichts zu thun; vielmehr heißen diese im alten Irisch „Die Treppenstufen der an den Nordküsten hausenden Piraten". Dadurch nun, daß diese Piraten in den späteren Volkssagen zu Riesen wurden, kam der Riesendamm zu seinem Namen.

Drei halbkreisförmige, amphitheatralisch aufsteigende Buchten, die das Meer hier ausspült, bilden die Küstendekoration, in welcher der Riesendamm gelegen ist. Diese Buchten sind untereinander durch schmale, in das Meer vorgreifende basaltische Rücken getrennt.

Wenn man die erste dieser Buchten betritt, so überrascht es, die basaltischen Bildungen der Küste in ihrer ganzen Folge bis unter das Niveau des Meeres hinabsteigen zu sehen, während sie noch bei Dunluce durch 30 m hohe Kreidefelsen davon getrennt waren. Gerade dort, wo der River Bush etwas östlich von Dunluce Castle sich ins Meer ergießt, verschwindet die eben noch hoch aufragende Kreide fast plötzlich, und in dem gleichen Niveau mit ihr erscheint der schwarze Basalt. Mir schwebte da unwillkürlich das Bild vor, als ob man eine horizontal gestreifte preußische Flagge plötzlich in die vertikale Stellung eines Banners gebracht habe. Von der Mündung des River Bush ab bilden nun die Basalte überall die Küstenwände von oben bis unter das tiefste Niveau der Ebbe herunter; es ist keine Spur der Kreide mehr wahrzunehmen. Gegen Osten zu, am Vorsprunge des Port Bradin, etwas westlich vom Orte Balintoy erscheint dann ebenso plötzlich die Kreide wieder in der alten Höhe und das Profil der preußischen Flagge ist wieder hergestellt. Die ganze Strecke, auf welcher die Basalte gegen die östlichen und westlichen Kreideufer gesunken erscheinen, hat etwa eine Breite von 10 Kilometern.

Der erste Eindruck, den der Riesendamm hervorruft, ist der eines gewissen Gefühles der Enttäuschung. Man sieht sich hier nicht so sehr vor einem mächtig aufragenden Damme, als vielmehr vor einem ausgedehnten Basaltpflaster, das zur Flutzeit sogar zum großen Teile überschwemmt ist. Nur drei eigentliche Dämme ragen von demselben immer empor, die als kleiner, mittlerer und großer Damm unterschieden werden; der letztere ist bei der Ebbe auf etwa 200 m sichtbar, die beiden andern kaum auf die Hälfte dieser Länge hin. Aber die Großartigkeit beruht auf der Nähe des Meeres, und das größte Interesse bietet die vollendete Regelmäßigkeit der Säulen, die regelmäßige radikale Gruppierung der Prismen um einzelne Centren, die senkrechte Stellung der Prismen auf der Unterfläche, so daß dieselben dort, wo diese eine konkave Einbiegung zeigt, nach oben meiler-

förmig konvergieren; über und durch dieses alles schreitet man wie auf Treppen und Flur dahin. In den Tellern der oberen Enden, in welche das Meer zur Flutzeit hineinströmt, glänzen zur Ebbe Krusten kleiner, wohlgebildeter Steinsalzkrystalle. Die Konkavitäten finden sich fast ebenso oft an den oberen als an den unteren Enden der einzelnen Säulenglieder. Oft sitzt ein solches oben konkaves Prisma mitten zwischen lauter konvexen. Die Dicke der Pfeiler ist sehr verschieden, von einem Durchmesser von nur 15 cm bis zu einem Meter und darüber. Dem entsprechend sind bei den starken Prismen die trennenden Fugen breiter und klaffen zwischen denselben sichtbar auf. Die meisten Pfeiler sind sechsseitig. Daß die Sechszahl der Seiten überwiegt, ist nicht etwa Zufall. Nur drei Formen giebt es, in welche eine Oberfläche sich teilen läßt, ohne Zwischenräume übrig zu lassen. Es sind das gleichseitige Dreieck, das Quadrat und das regelmäßige Sechseck. Nun ist es aber leicht einzusehen, daß das geringste Maß zu leistender Arbeit nötig ist, um eine gegebene Oberfläche, in der Konstruktionsspannungen von irgend einem Mittelpunkte aus wirken, in einzelne Sechsecke zu spalten, eine geringere Kraft, als diese Oberfläche in Quadrate oder Dreiecke zu zerlegen. So ist das Sechseck die Form, in welcher dem Grundgesetze der Kräfte eine Wirkung mit dem möglichst geringen Kraftaufwande herbeizuführen, am besten entsprochen wird. Ist aber an einem Punkte einmal mit der hexagenalen Form begonnen, so muß dieselbe alle übrigen daran sich anreihenden bedingen, und nur örtliche Störung in der Regelmäßigkeit des Verlaufes der Abkühlung bringt dann abweichende Formen zuwege. Daher überwiegt die sechsseitige Form der Prismen und nach dieser die ihr am nächsten kommenden fünf- und siebenflächigen Formen. Aber in der ganzen Gruppierung zeigt sich immer wieder das Bestreben, zur rein sechsseitigen Ordnung zurückzugehen.

Das Amphitheater des Port Noffer ist das prächtigste der Küstenbilder, mit denen der Riesendamm umgeben ist. Es ist rings umschlossen von wilden, steilen Felsenhängen, an denen die schichtengleiche Folge der verschiedenen Etagen ganz besonders deutlich und gleichzeitig sichtbar wird. Scharf heben sich immer die einzelnen Basaltstücke ab. Die Säulenbasalte des Riesendammes sind hier schon in die Höhe gestiegen und bilden inmitten einer der Wände die Riesenorgel.

Das Roveran Valley Head schließt östlich mit weit vorgebogener Wand diesen Halbkreis ab; im Profile vom Riesendamm aus gesehen, erscheint es wie eine gewaltige Treppe, deren 5 Stufen jedesmal durch die vorspringenden Basalte gebildet sind. Auf einer der oberen Stufen

ragen drei einzelstehende Basaltsäulen, welche die Verwitterung aus dem oberen Basaltbette herausgespült und dann stehen gelassen hat, bis zu 15 m Höhe empor. Sie sehen in der That den Resten einer Burg so ähnlich, daß man die Erzählung zu glauben geneigt ist, mit welcher der Volksmund diese Felsen rühmt. Die stolze spanische Armada, als sie ihren verhängnisvollen Zug durch die irischen Gewässer ausführte, soll diese Basaltsäulen für die Kamine von Dunluce Castle gehalten und beschossen haben.

Ein ganz anderes Bild trat uns nach kurzer Eisenbahnfahrt weiter landeinwärts entgegen. Ein Hügel im Parke des Viscount Massereene bei dem kleinen Städtchen Antrim bot uns einen schönen Blick über die Bäume weg auf die weithin sich ausdehnende Fläche des Lough Neagh.

Der Lough Neagh ist eine imposante Wasserfläche, auf der die Grenzen von fünf Grafschaften aneinander stoßen. Zwei größere Zuflüsse, der obere Bann und das Six miles water speisen ihn mit fünf anderen kleineren Wasserläufen, nur der River Bane entströmt ihm. Er ist 32 km lang und von N.O. nach Südwesten etwa 20 km breit. Sein Niveau ist nur 15 m über dem Meere, so daß er eine ganz auffallende Depression in der im allgemeinen 60 bis 100 m über der See aufragenden Oberfläche des Landes bildet. Seine Ufer sind flach, rings um ihn treten die Berge zurück und auch die Basalthügel von Norden her sind in eine fast vollkommene Ebene verlaufen. Nur im Norden bis über die Hälfte hinaus ist er auf beiden Seiten von basaltischen Bildungen eingefaßt, die in einer nur wenig sichtbaren Terrasse an ihn herantreten. Nach Süden zu umsäumen ihn Ablagerungen, die vorzüglich aus Thon bestehen, untermischt mit Driftablagerungen. In diesen spielen besonders die bunten Quarzgeschiebe eine große Rolle, die in großer Menge in dem Ufersande des Sees aufgelesen und als Schmucksteine verarbeitet werden: Amethyst, Carneol und andere bunte Quarze und Achate. In den südlichen Niederungen am See treten ausgedehnte Torflager auf, besonders südlich des kleinen Sees von Portmore, den nur ein schmaler Streifen niedrigen Landes vom Hauptsee trennt. Die größte mittlere Tiefe des Sees ist nur 14 m, so daß er ein sehr flaches Becken darstellt, dessen Küste auf Hunderte von Metern vom Ufer her ganz seicht verläuft. Darin besteht ein wesentliches Hindernis der Schiffahrt auf diesem großen Wasserbehältnis; mehr trennend wie verbindend schiebt er sich zwischen die Landesteile ein.

Nur zwei kleine Inseln liegen, mit reichem Baumschmucke, wie

zwei grüne Büsche auf der Wasserfläche, Bird und Rams Island, nur etwa 2 km von der Ostküste entfernt. Die letztere Insel ist mit einem prächtigen Parke bedeckt, der lieblich um die Ruinen eines alten Rundturmes sich herumzieht, den die altberühmte Familie der O'Neills um so mehr in Ehren hält, als diese Insel und eine kleine Besitzung an der Küste die einzigen Reste der Herrschaft sind, welche sich sonst über die ganze Provinz Ulster ausdehnte, deren Könige einst die O'Neills waren.

Viele Sagen von untergegangenen Städten und Schlössern schweben um die Ufer des Sees, und der Anwohner zeigt am Abend mit scheuen Geberden auf die Schatten der Untergegangenen, die dann aus dem Wasser emporsteigen.

Holland und Belgien.

6.

Amsterdam und Umgegend.

— Friedrich von Hellwald —

Da sind wir in Amsterdam. Voll lebhaften Interesses schweifen unsere Blicke über die in einem weiten Halbkreise sich vor uns ausbreitende Stadt. Diese endlosen Giebelhäuser, die den Himmel zu berühren scheinen, und darüber die Glocken und Kirchtürme, welche stolz ihre zierlichen Kuppelhauben erheben, die mit schwarzen Docken-geländern verziert und mit lustigen Glockenspielen ausgestattet sind — alles dieses besitzt einen unsäglichen Reiz. Rechts trägt die lutherische Kirche ihre wohlbeleibte Kuppel zur Schau; in der Mitte zeigt der Palast des Königs sein gewichtiges Helmdach; dann, zu beiden Seiten, strecken Wacht- und Glockentürme ihre schlanken und anmutigen Spitzen in die Lüfte empor und ragen über die Kirchen der Stadt hervor. Im Vordergrunde erheben die langen und mageren Häuser, gegen einander gedrückt, gedrängt, geschichtet, ihre bräunlichen Façaden. Die großen Bäume, welche ihre granitenen Außentreppen beschatten, bilden vor ihnen einen Wall von Grün, an dessen Fuße die Menge der Spaziergänger hin und her wogt und Gruppen von Seeleuten, Händlern und Hafenarbeitern ihren mannigfaltigen Beschäftigungen nachgehen.

Wie New-Orleans am Mississippi ist Amsterdam eine wahre Halbmondstadt.

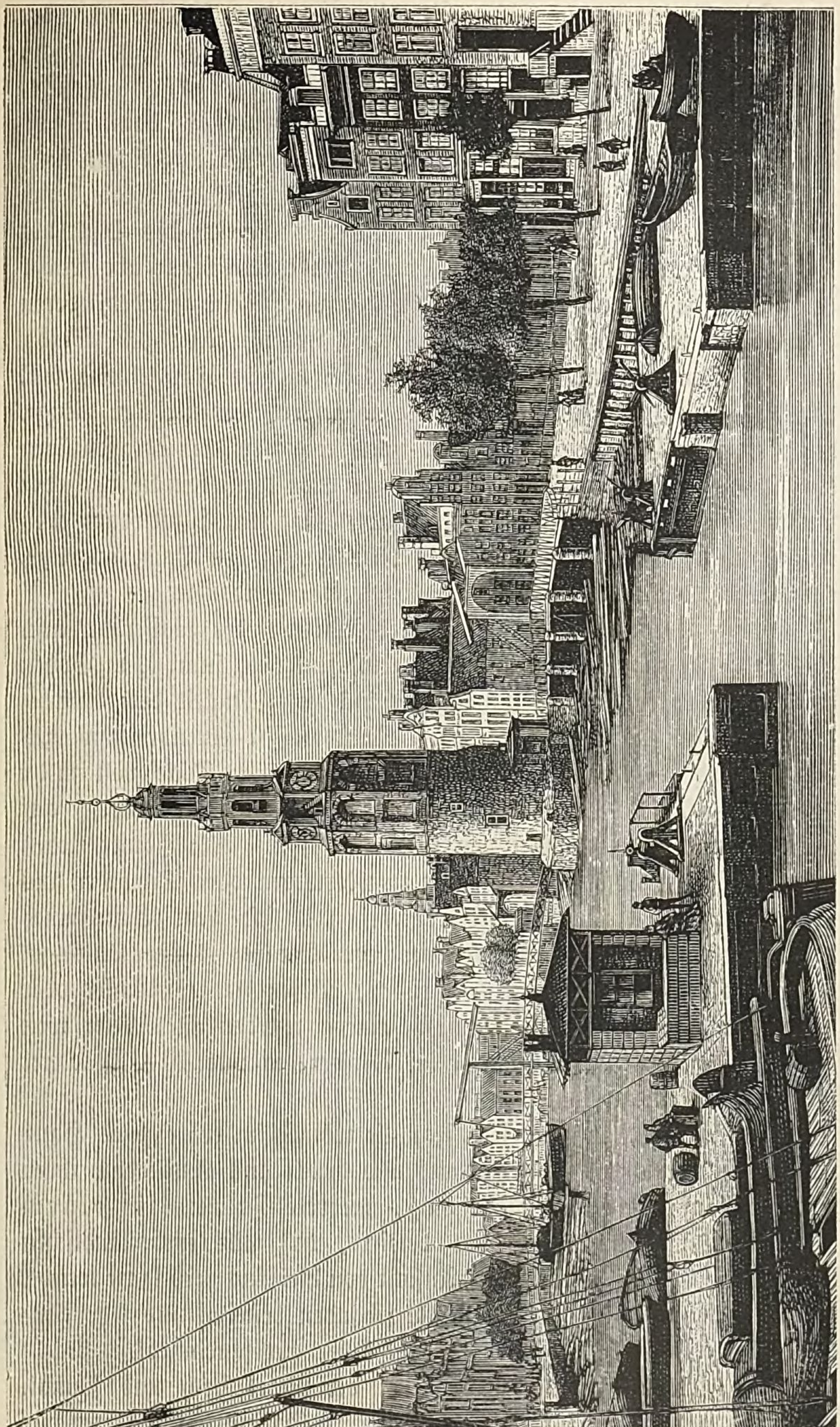


Abb. 39. Amsterdam.

Die Amstel, welche ihre Gewässer aus dem Rheine und der Vechte sammelt, durchströmt die Stadt, der sie ihren Namen gab, von Südosten nach Norden. In mächtiger Breite zieht sie, schiffebeladen, bis zur 390 Schritte langen Amstelbrücke dahin, von deren 35 Bogen elf zum Durchlassen von Schiffen eingerichtet sind. Ihre Fortsetzung findet sie in dem zum Mittelpunkte der Stadt, zum „Dam" führenden schmäleren Rokin, welcher jenseits des Dam als Damrak in den Hafen mündet. Durch gerade Kanäle, welche früher den Sumpfboden drainierten, werden neunzig Inseln gebildet, deren Verbindung 290 Brücken erheischt. Der innerste Kern der Stadt, um den Dam herum, zeigt in der Anlage manche Unregelmäßigkeit, dann aber beginnt mit dem Singel das System konzentrischer Ringe, der berühmten Grachten, welche alle notwendig von den Straßenzügen durchschnitten werden, die strahlenförmig vom Mittelpunkte nach der Peripherie ausschießen. Bei ihrer Erweiterung hat Amsterdam eben immer einen neuen Ring um seinen Mittelpunkt, den Dam, angelegt, ein Prozeß, der selbst in der Gegenwart noch fortdauert.

Ganz Amsterdam ist ein wahres Wunder der Wasserbaukunst. Die Stadt ist nämlich auf tief gelegenem, feuchtem, sumpfigem Boden erbaut, der unter dem Tritt nachgiebt und an Festigkeit dem Küstensande bei steigender Flut gleicht. Mitunter ist es nur schwarzes Wasser und Schlamm. Darunter liegt in einer Dicke von mehr als 16—17 Metern festerer Sand und schließlich Thon, auf welchen man beim Graben von Brunnen stößt. Alle Häuser stehen daher auf Grundpfählen, die einst in Norwegen oder Schweden als mächtige Bäume gen Himmel ragten. Ich sah dem Baue eines ganz gewöhnlichen Hauses in einer der Straßen Amsterdams zu. Sobald die Leute im Erdreiche gruben, stießen sie auf Wasser oder besser Schlamm, und mit Dampfhämmern wurden alle Meter weit zwei Pfähle, fünfzehn Centimeter im Geviert dick und 10—14 Meter lang, in den Grund getrieben.

Die Ansicht, daß für jede Familie womöglich ein eigenes Haus sein müsse, herrscht in ganz Holland und drückt auch Amsterdam ihren Stempel auf; denn die Abneigung, mehrere Familien in einem Hause zusammenzupferchen, hat bewirkt, daß alle niederländischen Städte wie London, wohin jene Ansicht von hier aus verpflanzt wurde, meistens nur aus sehr kleinen Wohngebäuden bestehen und sehr ähnliche Physiognomieen darbieten. Die Häuser aus schwarzroten Ziegeln mit weißgekalkten Fugen sind also in der Regel hoch und schmal, mit selten mehr denn zwei bis drei Fenstern Gassenfront. Treten wir

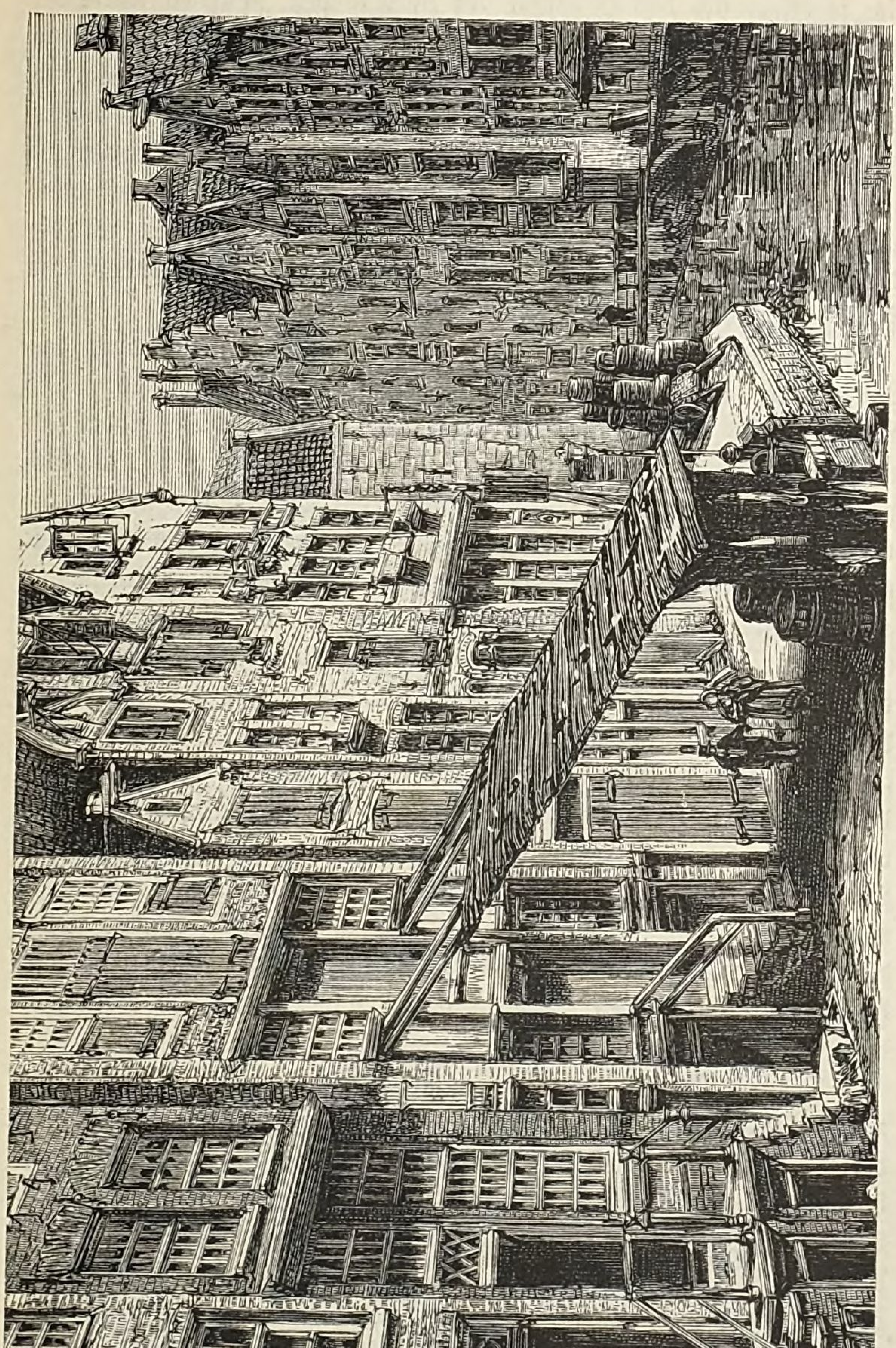


Abb. 40. Eine Straße im alten Amsterdam.

ein, so öffnet sich das Hausthor auf einen langen, schmalen Korridor, der oft in reicheren Häusern mit weißem Marmor bekleidet ist, und von wo aus die Treppe nach den oberen Stockwerken führt, während im Erdgeschosse neben dem Korridor gewöhnlich zwei Gelasse hinter einander liegen, von welchen das der Straße zugekehrte als Empfangsraum, das rückwärtige als Speisesalon dient. Die eigentlichen Wohnzimmer liegen in den oberen Stockwerken; dort befindet sich die Studierstube des Hausherrn, auch noch vielleicht ein Boudoir der Hausfrau und ganz oben endlich die Schlafgemächer.

Wie der inneren Einteilung nach, weicht natürlich auch das Äußere der Häuser von der uns geläufigen Schablone ab. Die Häuser längs der Kanäle sind ungemein pittoresk. Da findet sich eine wunderbare Mannigfaltigkeit an Giebeln und Simsen, an Gewölbebogen, Zierraten und Erkerfenstern, die jeden Maler und Architekturfreund entzücken muß. Jedes Haus hat seine eigene Individualität und weicht im Lineament seiner Fenster mindestens vom Nebenhause ab. Es ist ein augerquickender Anblick nach der Monotonie moderner Großstädte. Die meist blendend weißen Fensterrahmen stechen aus dem dunkeln Ton der Backsteinmauer grell hervor, und weiße Gardinen drängen sich fast überall zur Schau, während die großen Fensterscheiben stets spiegelblank erglänzen. Im Erdgeschosse pflegt man oft blaue oder grüne engmaschige Drahtgitter in geschweiften Holzrahmen von innen an den Fenstern anzubringen, welche den neugierigen Blicken der Vorübergehenden wehren sollen, ihren Zweck aber nur mangelhaft erfüllen. Praktischer ist die allgemein verbreitete Sitte der „Spione", kleiner Spiegel, an einem Fenster der oberen Etage derart angebracht, daß ein Blick darein sofort verrät, was sich vor dem stets geschlossenen Hausthor zuträgt.

Die Straßen sind selten breit und werden durch noch viel engere Querstraßen verbunden, welche der Holländer steg nennt; straat ist der Name für die wirklichen Straßen. Wahrhaft imposant sind bloß die schönen großen Grachten, deren übrigens auch nicht übermäßig breite Quais zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt sind, eine Sitte, die selbst in den kleinsten Orten wiederkehrt und denselben ein schmuckes, heiteres Aussehen verleiht. An einzelnen Kanälen reichen freilich die Häuser bis ans Wasser hinab, und dann kann man an ihnen entlang natürlich nicht gehen. Die vom Wasser bespülten Häuser sind häufig mit Altanen oder vorspringenden Erkern ausgestattet, welche von schrägen Spreizen dicht über dem Wasserspiegel unterstützt werden. Das Ganze sieht dann sehr altertümlich aus.

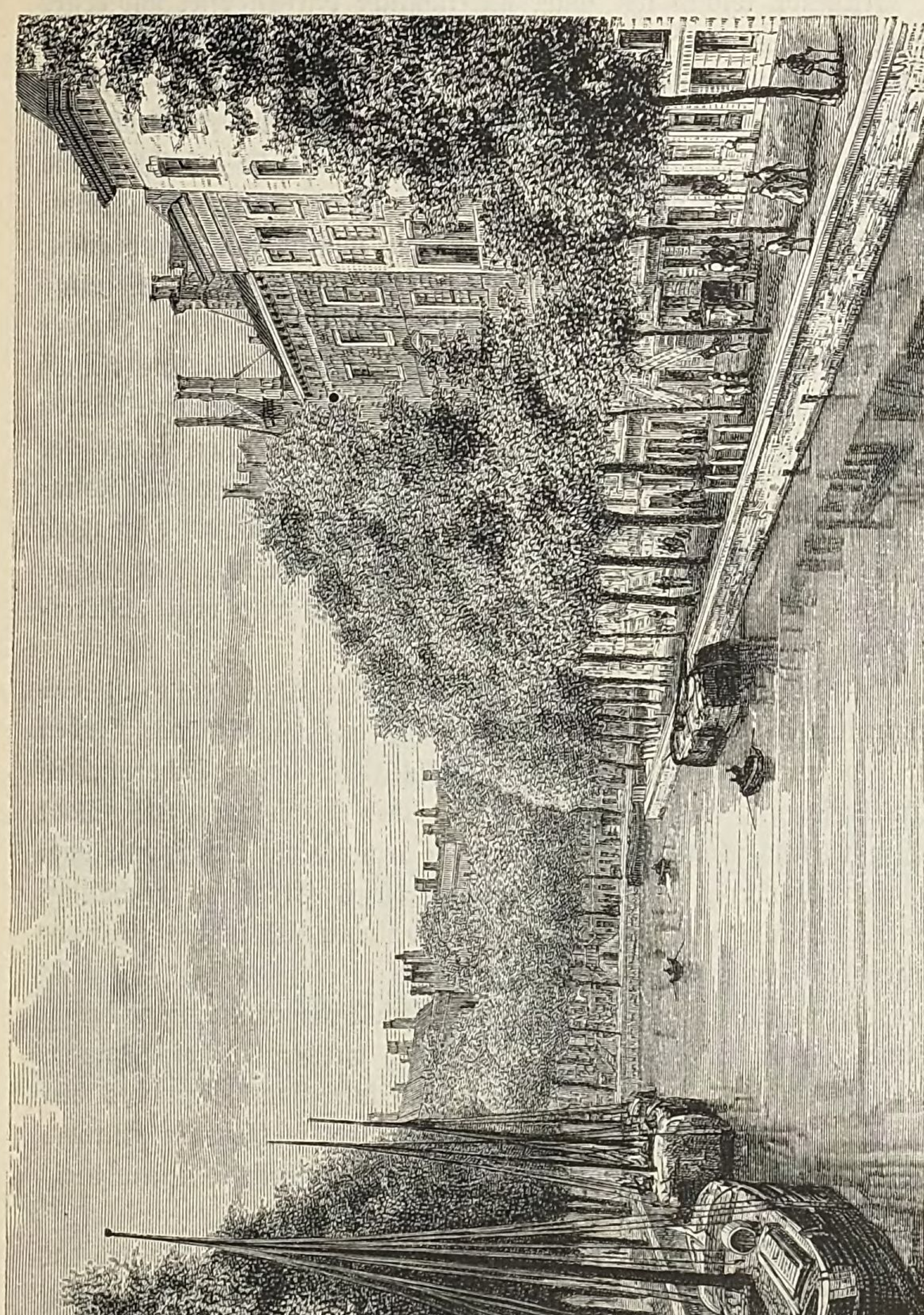


Abb. 41. Eine Gracht in Amsterdam.

Nirgends können wir solche altertümliche Partien öfter und besser beobachten, als in dem sogenannten Judenviertel, welches ostwärts vom Dam und dem königlichen Palaste, aber unweit des Mittelpunktes der Stadt sich ausbreitet. Wie in einem Ameisenhaufen wimmelt es da von lauter kleinen Handwerkern; alle möglichen und unmöglichen Dinge werden dort verkauft. Jeder kauft oder verkauft etwas, gleichviel was, und nichts ist zu schlecht und abgebraucht, um nicht einen Handelsgegenstand abzugeben. Sowie ein Judenkind laufen kann, fängt es auch an zu kaufen und zu verkaufen. In der Straße aber herrscht ein unbeschreiblicher Lärm. Alle die kleinen Verkäufer schreien, lachen, gestikulieren, rufen und preisen ihre Waren an mit allen Guttural- und Nasenlauten, und in allen Tönen der Skala. Alle Mittel der Reklame gelten, seien es Klappern, Kastagnetten oder alte Kochtöpfe, auf welche losgeschlagen wird. Hier spielt ein Leierkasten Melodien aus einer bekannten Operette, dort singen zerlumpte Männer und Frauen ein jämmerliches Lied vom „Niederländischen Löwen“.

Als einer der speziellsten Industriezweige Amsterdams ist das Diamantschleifen zu nennen, das beinahe ausschließlich von Juden getrieben wird, welche sich großer Mühlen mit hohen Schornsteinen dazu bedienen. Von den 30 000 jüdischen Bewohnern der Stadt sind mindestens zehntausend, und zwar die ärmeren mit der Bearbeitung, die wohlhabenderen mit dem Vertriebe dieses Edelsteins beschäftigt. Die hauptsächlichsten Diamantenmühlen befinden sich in der Zwanenburgerstraat, im wahren Judenviertel.

Vertrauen wir uns hier dem bequemen Tramwagen an, so bringt er uns nach kurzer Frist in jenen Stadtteil, welchen man die Plantage nennt. Dem Fremden ist er hauptsächlich interessant wegen des hier gelegenen Tiergartens, eines der größten und reichsten in Europa. Wegen der über dem Portale prangenden Inschrift Natura artis magistra wird er im Volksmunde blos Artis genannt.

Wenige Schritte von hier, und wir stehen am Hafen, wo uns das Werft der Admiralität wohl am meisten interessiert. Uns zur Seite erhebt sich das prächtige Arsenal, ein Quadrat von mehr als 60 Meter, auf 18 000 Pfählen ruhend und ganz von Wasser umflossen, welches in seinen drei Stockwerken Vorräte für ganze Flotten enthält. Weiter hinab zur Linken erhebt sich ein Wald von vielen tausend Mastbäumen der Kauffahrer; die Sonnenstrahlen spielen auf ihrem glänzenden Firnis. Am Ufer nah und fern auf der Reede liegen, teils abgetakelt und ohne Masten, teils im stolzesten Aufputz mit der Flagge, die

im Winde flattert, und dem langen schmalen Wimpel am obersten Gipfel der Stangen, die größeren und kleineren Schiffe der holländischen Seemacht. Die ankommenden und auslaufenden Fahrzeuge und eine Unzahl kleiner Ruderböte beleben die Scene; platte Fischer-Tjalke der Zuidersee mit großen braunen Segeln und dem plumpen „Schwart" an der Seite, eine Art Flosse, welche den fehlenden Kiel ersetzen muß, gleiten langsam über das ruhige Wasser hin; leicht und rasch fahren Lustkähne zwischen schwarzen Fahrzeugen mit geschnitzten Galionen und Böten voller Früchte, blauer, Milch enthaltender Tonnen oder braunen Torfes hindurch. Viele der größeren Schiffe dringen durch die Zugbrücken in die breiten Kanäle der Stadt, die in den Hafen

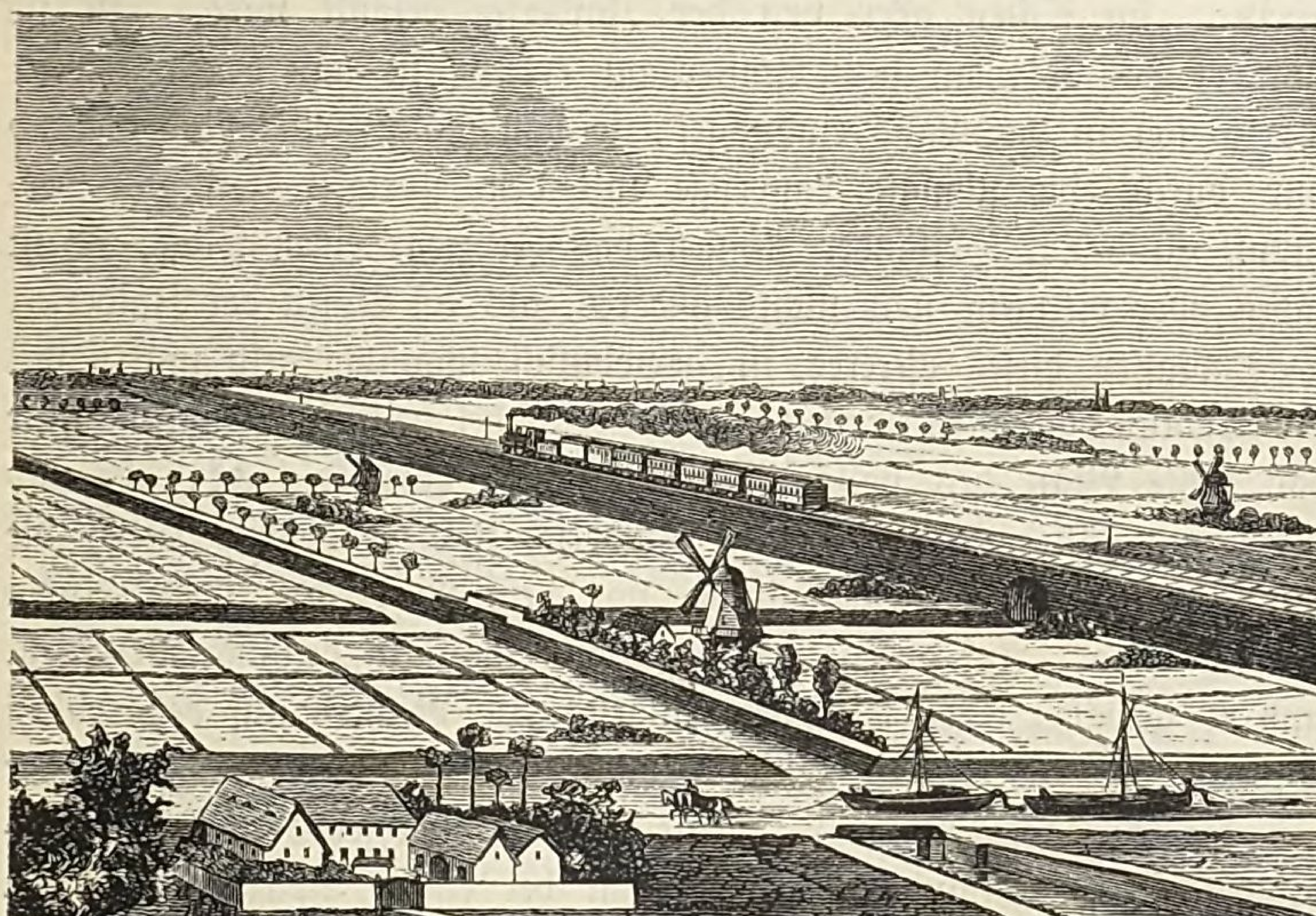


Abb. 42. Holländische Binnenlandschaft.

einmünden, während wir einen der zahlreichen kleinen Dampfer besteigen, um einen Ausflug in die Umgegend zu machen.

Amsterdams Umgebung entbehrt keineswegs des Reizes; man findet dort weite Ebenen, entzückende Villen, lachende Landschaften, durch welche die breite, klare Amstel fließt. Im Osten, Westen und Süden stoßen Baumpflanzungen und Gemüsegärten an die Häuser; im Norden begrenzt sie das Ij, und jenseits desselben grüßen die grünen, flachen Gestade Nordhollands, auf welchen mehrere der beliebtesten Amsterdamer Ausflugsorte liegen.

Hier lernt man, daß Holland eines der farbenreichsten, lichtvollsten Länder ist, die existieren. Sein wolkengestreifter Himmel

reflektiert das Licht mit ungeheurer Intensivität, und die ziehenden Wolken werfen zwar schwere, dennoch aber durchsichtige Schatten auf die Landschaft, welche die Ebenen mit grellen Lichteffekten durchzucken. Da aber die Farben eben durch die Kontraste am vollsten zur Geltung kommen, verdoppeln diese braunen Schattenstreifen den Farbenglanz der erhellten Partien, und die sich bis an die Horizontgrenzen hindehnenden Flächen zählen so zu den farbenprächtigsten Landstrecken Europas.

Wer die ganz eigenartige Poesie der niederländischen Landschaft erfassen will, der kann nichts Besseres thun, als eine Rundreise in der Provinz Nordholland unternehmen, welche von der Nordsee im Westen, im Osten aber von der Zuidersee bespült wird. In sie mündet das Ij, an dem Amsterdam erbaut ist und das sich westwärts tief in das Land einbuchtet, so daß die Provinz Nordholland nur durch eine schmale Landenge mit dem übrigen Festlande verknüpft ist. Die Holländer nennen das Ij zwar einen Fluß, es ist indes oder vielmehr war nichts anderes, als ein Busen der Zuidersee. Das Wasser dieses Meeres ist gewöhnlich schmutzig gelb und trübe, der Anblick von allen Seiten, selbst wenn bei heiterem Sonnenscheine das lichte Blau des holländischen Himmels darüber lacht, öde und monoton. Allerwärts besitzt die Zuidersee flache, niedrige Ufer, die nur durch gewaltige Steindämme vor dem Einbrechen ihrer Fluten geschützt sind. Auf diesen Dämmen kann man stundenlang fortgehen, und es gewährt einen seltsamen Eindruck, zur Rechten auf den trüben Spiegel des Meeres zu blicken, während zur Linken merklich tiefer als die See gelegene grüne Triften sich in unabsehbarer Weite ausbreiten, ein Schauspiel, welches man bei einem Spaziergange von Nieuwendam nach Schellingwoude, zwei kleinen Ortschaften gegenüber von Amsterdam, im vollsten Maße genießen kann. Eine Fahrt über die Zuidersee, obgleich sie von zahlreichen Dampfern und anderen Schiffen befahren wird, gehört dagegen nicht zu den eigentlichen Vergnügungsfahrten. In kurzer Zeit verliert man die niedrige Küste aus dem Auge, welches dann keinen Ruhepunkt mehr findet und das Auftauchen der wenigen kleinen Inseln, die in der Zuidersee liegen, freudig begrüßt. Hiermit aber und mit den weißen, schlanken Seemöwen, die in großer Zahl in den Lüften kreisen, sind die Herrlichkeiten der Zuidersee erschöpft.

7.

In den flandrischen Dünen.

— Friedrich Ötker —

Für den Binnenländer kann es kaum eine überraschendere Erscheinung geben, als die Dünenketten an den flandrischen Küsten. Soweit das Auge reicht, nichts als einförmige Fläche; dort das endlose Wogenfeld der See, hier die unabsehbare Ebene der Niederlande. Und gerade als Grenzmarke der weiße, fahle Sandwall dazwischen, der sich an manchen Stellen über 15, ja an 25 Meter über den Spiegel des Meeres und der Wiesen- und Ackergründe erhebt.

Man ist so gewohnt, an mächtige Deiche und Bollwerke gegen das Meer zu denken, daß es erklärlich scheint, wenn manche Dünenstrecken nicht selten für künstliche Aufwürfe und Schutzwehren angesehen werden.

Allein in Wirklichkeit ist es der Ocean selbst, der Brandungssturz, welcher mit Hülfe von Sturm und Pflanzenwuchs sich die unabsehbar langen Schranken gesetzt hat. Es ist dies um so merkwürdiger, als unmittelbar hinter dem Dünenwalle das Land oft tiefer liegt, als der Wasserstand zur Flutzeit, und als an manchen Stellen sogar Sumpfgründe sich finden, welche einst vom Meer überspült wurden, wie die darin vorkommenden Muschelreste beweisen.

Zur Erklärung dieser Erscheinung genügt die tägliche Erfahrung, sobald man nur ein flaches, sandreiches Gestade voraussetzt. Woher aber die unendlichen Sandmassen gekommen, wie viel Tausende, wie viel Millionen von Jahren darüber hingegangen sind, ehe die losgerissenen und verschwemmten Quarzstücke zu Sandkörnlein abgeschliffen wurden, wie oft ein solches Körnlein in Flut und Sturm umrollen mußte, ehe es zum winzigen Baustein der Dünenwälle werden konnte: wer mag es wissen und ergründen? Doch nehmen wir an, daß nach mancherlei Schwankungen, Hebungen wie Senkungen, und nach zahllosen Überschwemmungen, von denen der Küstengrund Zeugnis giebt, sich ein Gestade gebildet hatte, welches bei niedrigem Wasserstande oder bei gewöhnlicher Flut in Gestalt trockner Sandbänke dalag, dann hält es nicht mehr schwer, den Vorgang, wie eine allmähliche Abdämmung herbeigeführt wurde, uns klar zu machen. Wir brauchen nur zu beobachten, wie noch heutzutage die Fluten des Wassers und des Windes mit dem Sande umgehen, und wie dieser jeden Anhalt benutzt, um den gejagten Lauf zu beenden.

Wenn zur Ebbezeit ein scharfer Wind über das Gestade fegt, so dauert es gewöhnlich nicht lange, ehe der Sand in Bewegung kommt und in langen weißen Streifen auf dem Boden dahinfliegt. Je stärker und trockener der Wind, desto brausender die Jagd. Mitunter ist die Sandflut so stark, daß weit und breit die Luft davon erfüllt ist und nur mit der größten Anstrengung gegen den Strom angegangen werden kann, der wie Eisnadeln auf die Haut schlägt. Scheint dabei die Sonne, so ist die Küste zwischen Wasser und Dünenkamm in eine lichte Wolke, wie in ein ziehendes Schneegestöber, eingehüllt, und die Art, wie Himmel und Sand und Meeresschaum in der Ferne verschwimmen, gewährt ein schönes und erhabenes Schauspiel.

Für die Küsten- und Dünenbewohner aber sind solche Sandströme, namentlich von der See her, nicht sehr erfreulich; denn gar oft werden ihre mühsam angelegten Gärten und Wiesen in verderblichster Weise überschüttet. Besonders gefährdet sind solche Stellen, wo eine bloßgelegte Schlucht zu einem Sandstrombette wird und auf ein bewirtschaftetes Grundstück ausmündet. Anfangs fliegt Körnchen auf Körnchen, aber dichter wird die Flut, immer weiter der Strom, und bald ist ein Unheil angerichtet, das nur langsam mit Mühe und Schweiß wieder beseitigt werden kann.

Die Anbauer pflegen daher ihre Grundstücke durch Gräben und Aufwürfe, welche mit Strauchwerk bepflanzt werden, zu schützen. Ein besonderes Augenmerk muß dabei auf Verhütung von Löchern oder Schluchten gerichtet werden, denn es geht beim Sandsturme, wie bei Flutströmen und hundert andern Dingen: hat sich erst eine Richtung gebildet, so folgt ein Sandkörnchen, ein Wellenstoß, ein Schritt dem andern, und der verderbliche Gang ist bald fertig.

Aber ein Körnchen zögert und weilt auch hinter dem andern. Es bedarf oft nur eines geringen Hemmnisses, einer Muschelschale, eines Stockes, eines Tanggerölles, um einen kleinen Sandhügel entstehen zu lassen, der unter günstigen Verhältnissen durch Anspülung und Zusammenwehen mehr und mehr anwachsen und zu einer Art Düne im kleinen werden kann. Kommt dann Besamung hinzu und bleiben störende Fluten und Windstörungen fern, bis erst einiger Halt gewonnen ist, so ist leicht zu begreifen, daß immer mehr Sand in den Halmen sich fangen und festsetzen und solcher Gestalt zur fortwährenden Erhöhung der Hügel beitragen muß. Besonders wichtig sind in dieser Beziehung die Sandgräser und Sandbinsen, welche mit ihren klafterlangen, vielverzweigten Wurzeln die Sandhügel durchdringen und die losen Körner zusammenhalten. Je mehr Sand sich häuft,

desto höher schießen sie auf, desto dichter und fester wird die Verschlingung. Vielerorts wird diesen Pflanzen daher eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Man schützt sie und pflanzt sie an, um Einbrüche zu verhindern und kahle Stellen mit neuem schirmendem Wuchs zu bedecken. Es giebt mehrere Arten, aber im gemeinen Leben werden sie nicht genau geschieden, sondern unter wenigen Namen, als Sandgerste, Sandhafer, Sandbinsen ꝛc. zusammengefaßt. Die Küstenbewohner sagen allgemein Halm.

Nach und nach siedeln sich noch mehr Pflanzen an, die um so mehr den Landcharakter annehmen, je dichter das Wachstum wird und je tiefer die Abhänge nach der Landseite auslaufen. Meersenf, Sanddisteln, Seemännertreu, Schafgarbe und andere erregen besonders die Aufmerksamkeit und blühen meist bis spät in den Herbst hinein. Dann deckt ein bräunlich-grünes Sternenmoos die niederen Flächen, und mitten im Winter grünt die Hühnermiere und öffnet ihre schneefrühen Blüten.

Zu den bemerkenswertesten Gewächsen des Dünengürtels gehört aber der Sanddorn. Doch kommt er nur auf der Landseite und hier und da auf der Oberfläche breiterer Hügel vor. Er wird hier höchstens ein oder zwei Meter hoch, ist aber ästig und laubreich und daher zum Schutze der zarteren Pflanzen sehr geeignet. Das Laub gleicht kleinen Weiden- oder Ölbaumblättern. Seine zahlreichen, erbsengroßen, kurzgestielten Früchte oder Beeren sitzen in olivengelben Druffeln dicht an den Zweigen und geben im Spätherbst, wo sie rötlich werden, weiten Strecken eine eigentümliche Färbung. Sie bleiben häufig den ganzen Winter am Stamm. Noch zu Ende April, wo längst die jungen Blätter und braunen Blütenknospen hervorgebrochen waren, sah ich die meisten Büsche über und über voller Beeren. Nur wenige Zugvögel lassen die Beeren sich gut schmecken. Im Nachwinter und Frühjahr erlustigen sich große Fluchten von Sperlingen in dem Gebüsch und erfüllen das Gehügele mit dem lebhaftesten Gezwitscher. Auch Krähen, die bei ihren Wanderzügen oft wochenlang an den Seegestaden verweilen, verschlucken manche Beere und genießen dazu Würmer und Miesmuscheln, welche sie mit ihren harten Schnäbeln leicht aufzuhacken wissen.

Allmählich nun verengten und verstopften sich die Zwischenräume immer mehr, wobei außer den gewöhnlichen Anschwemmungen und Anflügen von der See, wie vom Lande her, vielleicht auch nachwirkende Hebungen des Meer- und Küstengrundes nicht ohne Einfluß gewesen sind, bis am Ende die letzten Eingänge der See verschwanden und die Küstengestalt im ganzen sich so herausbildete, wie wir sie gegenwärtig erblicken.

Gleichzeitig mit dem Erhöhen und Erweitern der Dünen fand ein Fortschreiten derselben nach der Landseite statt. Es war dies mehr das Werk des Windes als der Wellen. Zwar sollte man meinen, daß die wechselnde Richtung der Winde eine Ausgleichung in betreff des Fortwehens der losen Sandmassen zu Wege bringen müsse, so daß eine erhebliche Ortsveränderung nicht stattfinde; allein bei näherer Betrachtung ergiebt sich, daß die Besamung und das dichtere Überwachsen der Sandhügel nach der Landseite hin ein zunehmendes Hindernis für Gleichmäßigkeit in der Bewegung und Gestaltung bildet. Während die Seeseite nicht nur den wiederkehrenden Fluten, sondern auch von Zeit zu Zeit den Angriffen vernichtender Sturmbrandungen ausgesetzt ist, liegt die Landseite geschützt, und das allmähliche Bewachsen kann um so mehr in Ruhe vor sich gehen, je sanfter die Hügel sich abdachen. Die Gestalt der beiderseitigen Dünenhänge ist daher in Wirklichkeit ganz verschieden; nach dem Lande hin allmähliches Verlaufen in die Ebene, unter einem mannigfachen Wechsel kleiner Hügel und Thäler, alles mit verschiedenartigen Pflanzen überdeckt; nach der See hin steile Abdachung, nur oben von Sandgräsern bewachsen, am Fuße den anstürmenden Fluten und Winden preisgegeben. Während dort der Sand gefesselt wird, ist er hier in steter Bewegung; was dort zuwächst, geht meistenteils hier verloren.

An manchen Stellen bilden die Dünen doppelte, ja selbst drei- und mehrfache Hügelreihen, die nicht selten tiefdurchrissene Thalgründe, hier und da mit kleinen Weideplätzen, Wassertümpeln und dergleichen, einschließen und in ihrer öden Schweigsamkeit einen seltsamen Eindruck machen. Nirgends ein Baum, eine Hütte, ein Menschenwerk; nur kärgliches Grün und Gestrüpp und dann und wann ein vorüberhuschendes Kaninchen bringen Wechsel in den eintönigen Sandgrund, den der Wind wellenbildend überflutet.

Frankreich.

8.

Paris (ein Brief).

— V. A. Huber —

Heute Nachmittag hier in Paris angekommen, bin ich gleich ausgegangen, um einen allgemeinen Eindruck von der jedenfalls interessanten Stadt zu empfangen. Ich stand auf dem Pont des arts

und schaute die Seine hinauf und hinab. Da trat es mir recht in das Bewußtsein, daß Paris die anziehendste Stadt der Welt ist, aber — verstehe mich recht — ich meine im historisch-dramatischen Stil. Dabei kommt es nicht auf die Architektur der Gebäude an, wenn sie nur nicht gerade kleinlich oder unschön sind; das Entscheidende ist vielmehr die Gruppierung der Massen. In dieser spielt natürlich der Strom, der die Stadt in zwei Hauptmassen scheidet, eine große Rolle — besonders wenn er, wie jetzt, in gelblichgrüner, brausender, schäumender Fülle sich ergießt; aber auch die massenhafte Breite eines Stromes würde nicht solche Wirkungen hervorbringen, wie gerade im Gegenteil hier seine Verteilung. Ohne die Inseln, welche die Seine in der Stadt bildet, und deren architektonische Massen sich in so treffliche Gruppen auseinander thun und die Einförmigkeit der Quais brechen, würde niemals dieser Gesamteindruck hervorgebracht werden, dem dann auch die herrlichen Brücken nicht fehlen dürfen, die der Strom ebenfalls zu seinen Verdiensten rechnen kann, insofern er sie nötig macht. Mehr dramatisch gegliedert ist der Blick stromaufwärts, wo schon allein die Mittelgruppe, die Cité, mit der ehrwürdigen Vertreterin des Mittelalters, Notre Dame, und ihren gewaltigen Stumpftürmen hinter dem ernst geschwungenen Pont neuf den großartigsten Eindruck entscheidet, dem sich rechts die mächtige, graue burgartige Masse des Chatelet gleichartig und würdig anschließt.

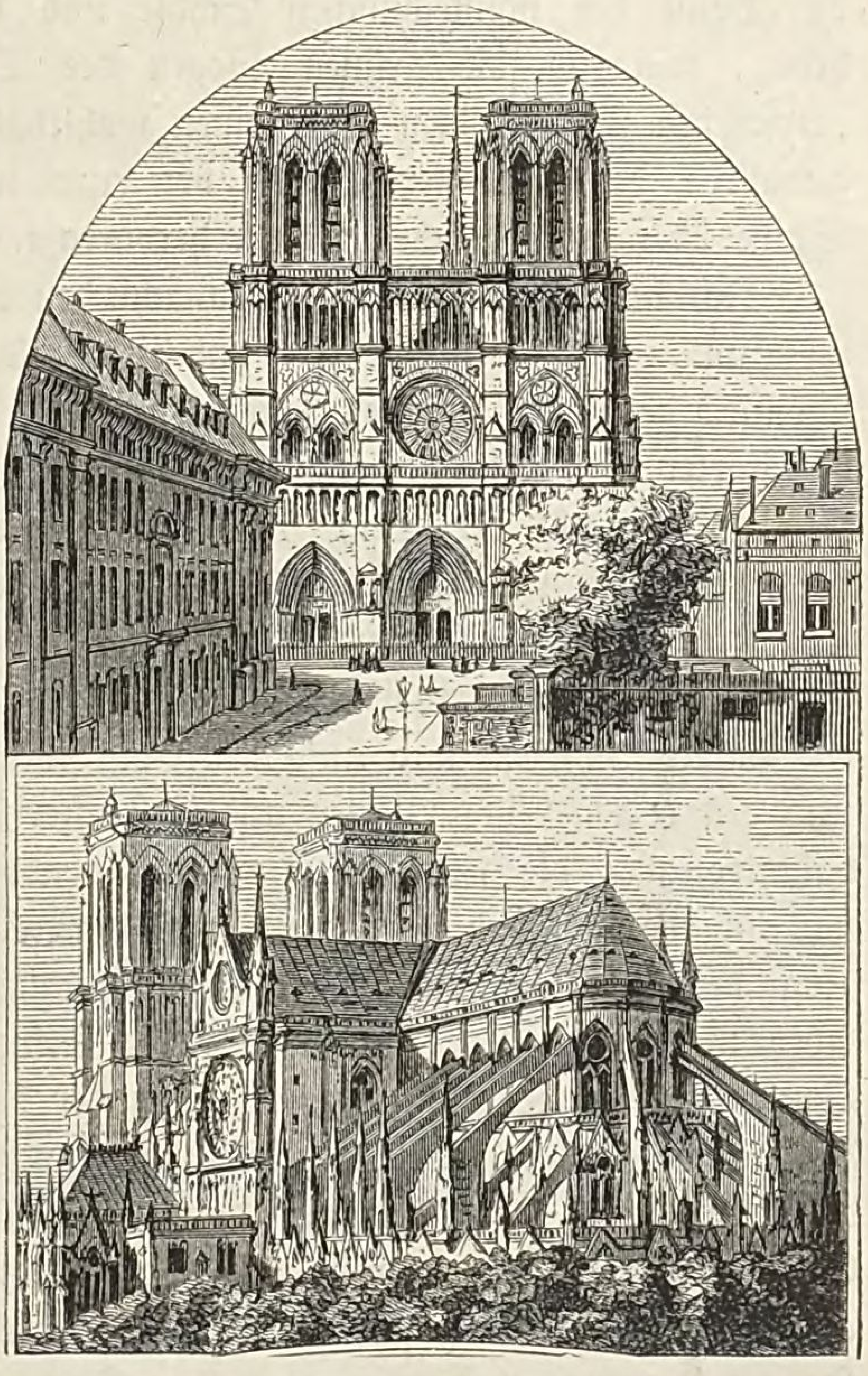


Abb. 43. Notre Dame.

Unmittelbar zur Rechten und Linken zieht auf der einen Seite der Louvre, auf der andern der Palast des Institut de France den Blick immer wieder in die nächste Nähe, um von da wieder auf und ab zu schweifen. Stromabwärts aber herrscht dann mehr und mehr epische Breite vor in dem ungeteilten Strom, den modernen und, was man auch vom Zopfstil sagen mag, imposanten Massen des Palastes der Ehrenlegion und des Palais Bourbon, hinter denen sich die Dome der polytechnischen Schule und des Invalidenhauses erheben, während die grünen Wogen des Tuileriengartens und der „elyseischen Felder" dem Auge einen wohlthätigen, milden Ruhepunkt gewähren, dem auch der Obelisk von Luxor nicht fehlen dürfte, dessen Spitze über die herrlichen Ulmen hervorragt.

Ich habe hier, wie gesagt, zunächst den Blick vom Pont des arts im Sinn, nicht weil ich ihn unbedingt als den bedeutendsten und schönsten bezeichnen möchte, sondern weil es der zugänglichste und zu ungestörter Betrachtung geeignetste Punkt ist. Sonst wäre sehr die Frage, ob nicht der Blick stromaufwärts von der Concordiabrücke vorzuziehen sei, wo man zu beiden Seiten eine viel weitere und reichere Quaistrecke bis zur Cité und den breiten Strom mit zwei seiner schönsten Brücken hintereinander übersieht — dann rechts die ganze Façade des Palais Bourbon und links den Concordiaplatz mit dem Obelisken und den beiden reichverzierten und in Wasserfülle strömenden Brunnen, dahinter aber die wahrhaft klassische Façade der Madelaine-Kirche, wo sich dann gleich der zweite charakteristisch schöne und bedeutende Zug der Physiognomie von Paris anschließt — die Boulevards. Aber mir reicht diese Hauptader, die Seine und ihre Inseln und Quais, vollkommen hin, wenn ich von der bedeutungsvollen Eigenart der Stadt spreche. Freilich gehört dazu auch die hiesige Atmosphäre, die Beleuchtung, der Himmel, von dem sich diese architektonischen Gruppen ablösen. Ich weiß nicht, ob es andern auch so gegangen; aber ich finde, daß die schönen Tage in Paris in einer eigentümlichen Harmonie mit der Physiognomie der Stadt in ihren schönen Teilen, also zumal den Quais und dem Strom und den Boulevards, stehen. Dabei denke ich gar nicht sowohl an sonnenhelle Tage, reinen, wolkenlosen Himmel, sondern an den Wechsel von Licht und Schatten, die merkwürdigen Wolkenbildungen, in denen ich auch einen gewissermaßen dramatischen Charakter wiederfinde, wie er eben hier so durchaus an seiner Stelle ist. Dabei läuft manches Manirierte mit unter; aber im ganzen ist der Effekt durchaus charakteristisch. Wenn Dir das aber zu viel gesagt scheint, so komme und prüfe selber.

9.

Durch das Herz von Frankreich.

— A. L. von Rochau —

Bald hinter Etampes tritt die Straße von Paris nach Orleans in die reiche Ebene la Beauce, eine unabsehbare Fläche, die nur am äußersten Horizonte hier und da durch einen leichten Wellenschlag des Bodens unterbrochen wird. Die Beauce gilt für das fruchtbarste Getreideland in Frankreich, und ihr Ertrag ist beinahe hinreichend zur Stillung des alltäglichen Riesenhungers von Paris. Im Frühlinge,

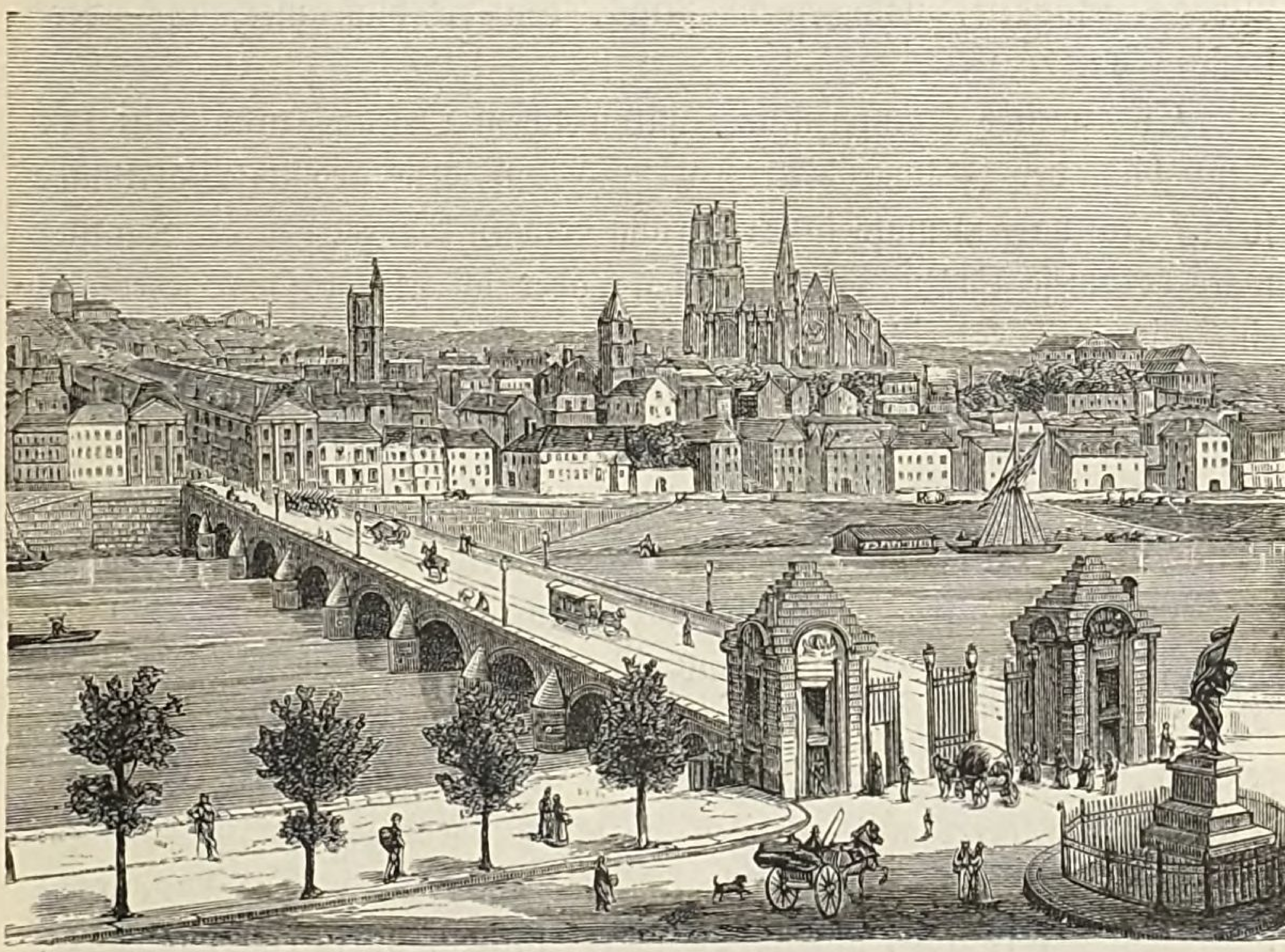


Abb. 44. Orleans.

wenn die Kornfelder im lauen Winde wogen wie ein unabsehbares, grünes Meer, bietet die Beauce einen Anblick dar, dem es nicht an allem Reize fehlt; jetzt im März dagegen giebt es nichts Trostloseres, als die Aussicht auf diese kahle Steppe ohne Bäume, ohne lebendiges Wasser, ja sogar ohne Häuser; man bemerkt in der ganzen Beauce in der That so wenig Dörfer, daß man sich fragt, ob die Bebauer dieser weiten Landstrecken unter der Erde oder in den Lüften wohnen. In solchen Gegenden wird die immer langweilige Fahrt auf der Eisenbahn dreifach langweilig. Ich war daher herzlich froh, als wir in Orleans anlangten.

Man macht viel Aufhebens von der Kathedrale von Orleans, die gewöhnlich den größten Wunderwerken der gotischen Baukunst an die Seite gestellt wird. Allein mir kommt die Kathedrale vor wie der ärmliche Nachdruck eines Prachtwerkes.

Nicht der Plan, nicht die Form, ja auch nicht die Ausführung ist es, welche dem Dome von Orleans einen untergeordneten Platz unter den Werken der mittelalterlichen Baukunst anweisen, nein, es fehlt dieser Kathedrale das architektonische Leben, eine Idee, welche die Steinmasse überwältigt, welche aus Pfeilern und Gewölben zu dem Beschauer spricht. Ich denke mir, der Baumeister dieser Kirche hat nach einem alten Risse gearbeitet, den er in irgend einer staubigen Mappe gefunden, nach einem Risse, den er bloß mechanisch verstanden hat.

Ein zweites Kunstdenkmal, mit welchem Orleans prahlt, ist das Standbild der Jeanne d'Arc, welches auf dem großen Marktplatze steht. Ich habe niemals in Erfahrung bringen können, wer der Künstler war, der diese Statue geschaffen hat; aber ich sehe, es war jedenfalls ein gescheidter Streich von dem Manne, daß er aus seinem Namen ein Geheimnis gemacht hat. Die Zeit der Entstehung des Standbildes läßt sich auf den ersten Blick mit Sicherheit bestimmen. Es ist ein echtes Muster des Bonapartestils. Der Kunstgeist der napoleonischen Zeit hat mit freigebiger Hand seine Schätze der Unnatur, der Ziererei, des frostigen Wesens, der Anmutlosigkeit über die Statue der Jungfrau von Orleans ausgeschüttet. Nur den korporalhaften Trotz vermisse ich, der fast alle Bildwerke aus jener Epoche auszeichnet, und dessen Typus auch auf dem in Straßburg errichteten Standbilde Klebers mit brutaler Wahrheit wiedergegeben ist.

Von Orleans fuhren wir zu Wagen weiter. Die Landstraße läuft bis Nevers fortwährend die Loire entlang, durch eine Landschaft, die nicht schön und nicht häßlich genannt werden kann, und in der selten ein merkwürdiges Werk der Natur oder der Menschenhand den Blick auf sich zieht. Hinter Nevers kreuzt man die Loire, die man später 90 km weiter südlich bei Roanne wiederfindet. Statt der Loire begleitet jetzt der Allier unsern Wagen über Moulins hinaus, bis in die Nähe von la Palisse. Hier wird der Charakter des Landes heiterer und mannigfaltiger. Getreidefelder wechseln mit Weinbergen, mit Wiesen und Wäldern. Die Straße läuft zuweilen über Anhöhen hinweg, die man fast Berge nennen könnte, oder sie senkt sich in freundliche kleine Thäler hinunter, welche durch einen Bach oder durch einen Teich belebt werden. Bald zeigt sich das Gebirge von Forez

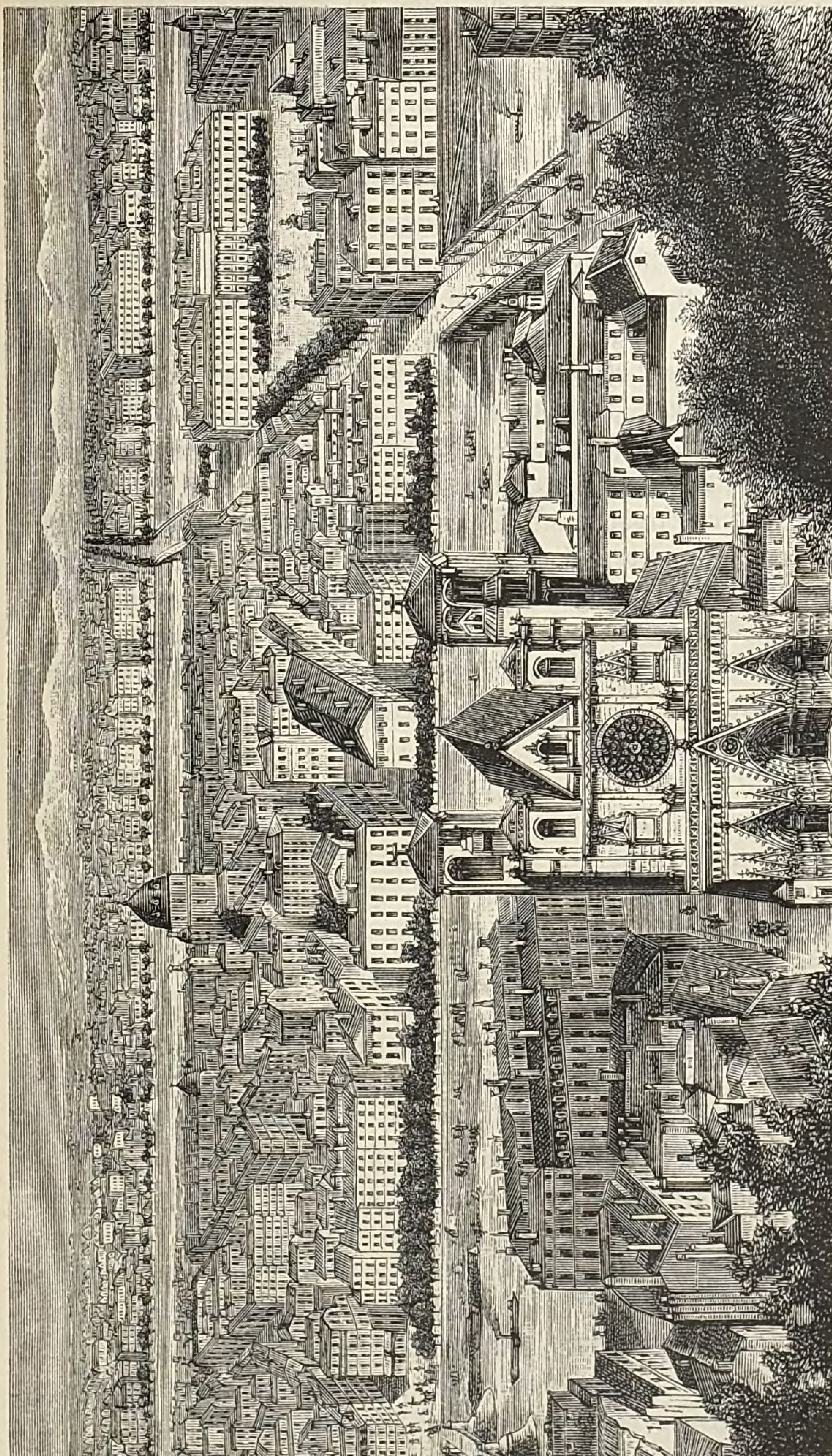


Abb. 45. Lyon.

wie ein schwarzer Wall vor uns, und zur Rechten wird das Hochland der Auvergne mit seinen steilen vulkanförmigen Kuppen sichtbar, die alle überragt werden von dem mächtigen Puy de Dome, der gar stattlich anzusehen ist, wie er sich in seinem leuchtenden Schneemantel sonnt.

Diese ganze Gegend samt ihren Bewohnern hat ein wohlhabendes Aussehen, das dem Herzen wohlthut.

Die Bauernhäuser haben im Departement des Allier einen Anstrich von Nettigkeit, den ich im übrigen Frankreich nicht häufig gefunden habe. Sogar ein gewisser architektonischer Schmuck, Friese mit Mäusezähnen, Zeichnungen von verschiedenfarbigen Backsteinen auf den Wänden und ähnlichen Zierrat findet man sehr häufig an der Wohnung des Landmannes. Äußerst kokett ist die Kopftracht der Weiber. Über eine schneeweiße Haube setzen sie nach der Stirn zu einen kleinen Strohhut mit Sammetbändern, dessen Rand sich hinten und vorn in der Form eines Schiffschnabels emporkrümmt. Ich glaube, daß es dem erfindungsreichsten Modekünstler schwer werden würde, einen zierlicheren und geschmackvolleren Kopfputz auszusinnen.

Bei Roanne, einer hübschen, gewerbfleißigen Stadt, fährt man zum zweitenmal über die Loire, welche hier für die Schiffahrt bedeutend zu werden anfängt.

Mit Tagesanbruch begannen wir nun das steile Gebirge von Tarare empor zu klimmen. Auf dem Gipfelpunkte desselben liegt der Weiler La Chapelle, von wo aus der Blick das Loire- und das Rhonegebiet beherrscht, die durch die Berge von Tarare voneinander geschieden werden. Das Gebirge war noch an hundert Stellen mit großen Schneemassen bedeckt. Seine Höhe muß allerdings beträchtlich sein, denn die Thalfahrt von La Chapelle bis nach der kleinen Stadt, nach welcher das Gebirge benannt wird, dauerte auf der neu gebauten und gut unterhaltenen Schneckenstraße beim schlanken Trabe unserer Pferde nicht weniger als eine volle Stunde. Der südliche Abhang des Gebirges ist noch jäher als der nördliche, und obgleich es ihm an Wald und Wasser fehlt, so bietet er doch manche schöne Gesichtspunkte dar. Von Tarare aus läuft der Weg eine Stunde lang durch ein hübsches Wiesenthal, das durch die Tardine bewässert wird, einen Waldbach, der im Sommer austrocknet. Bald erreicht man das Städtchen l'Arbresle, welches durch das alte Schloß Bully beherrscht wird, ein reiches gotisches Bauwerk, das ohne Zweifel verdient hätte, in der Nähe und mit Muße besehen zu werden. Leider fehlte es uns dazu an Zeit. Wir stiegen hinter l'Arbresle noch einen

steilen, kahlen Bergrücken hinan und waren dann im Angesichte von Lyon.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Gern machten wir Ruhetag, denn hier in Lyon hatte der Frühling ein Meer von Licht und Glanz über die schöne Bergstadt ausgegossen. Am frühen Morgen und lange bevor die Sonne den dampfenden Atem der beiden großen Ströme, die sich in Lyon begegnen, zerteilt hatte, galt mein erster Gang den Höhen von Fourvières, der steil bergansteigenden Vorstadt, von wo aus das Auge bis tief in die Hochgebirge von Savoyen hineinreicht.

Unter mir lag die Stadt, von einem Gürtel von Forts eingeschlossen, die, zum Teil an den Barrieren der Stadt aufgeführt, ganz unmittelbar alle irgend wichtigen Punkte im Innern derselben beherrschen. Ihr Zweck ist kein anderer, als zu verhindern, daß sich die Arbeiteraufstände nicht so leicht wie vordem erneuern.

10.

In der Auvergne.

— Karl Ritter —

Von Vichy fuhr ich nach Clermont.

Die Hauptstadt der Auvergne liegt in der Mitte eines Gebirgs-Amphitheaters, das an der offenen, nicht umschlossenen Öffnung desselben nach der ungemein fruchtbaren, ebenen Gegend der Limagne sich in die schönsten Kulturfelder verbreitet, wo eben die reichste Heuernte ist, die ich je gesehen, wo die fruchtbaren Weizenäcker weithin beschattet sind mit Walnuß- und Kastanien- und Kirschwäldern, die soeben ihre herrlichsten Kirschen liefern. Die Vorhöhen des kesselförmig umkreisenden Gebirgskranzes sind mit den schönsten Weinbergen und Fruchthainen bedeckt; die durch die Jahreszeit zurückgehaltene Weinbeerblüte ist soeben in ihrem vollen Flor, und in den zwischen diese Vorhügel einschneidenden reizenden Thälern rauschen die klaren Gebirgsströme ihre Silberwellen in den schönsten Kaskaden herab, die unter dem dichten Schatten der Obsthaine, der Eichen, Buchen, Eschen, Ulmen die malerischsten Spaziergänge darbieten.

Auf einer nicht unbedeutenden Anhöhe, in der Mitte dieses reizenden Gebirgs-Amphitheaters, in das von allen Seiten schattige Gebirgsschluchten und schöne Straßen herabführen, ist die Stadt Clermont

bergauf, bergab gebaut, und die schwarze, aus Basaltlaven erbaute mächtige Kathedrale, mit ihrem hohen, schlanken Seitenturme thront in der Mitte, auf der höchsten Plattform, die ganze Stadt beherrschend.

Die Stadt hat nichts besonders Merkwürdiges zu sehen. Alles betrifft die Gegend, doch hat die Stadt durch ihre freien und großen Plätze, durch ihre engen Schattengassen, ihre platten Dächer, ihre massiven Steinhäuser, vielen Fontänen und Aquädukte, sowie durch das freie Volksleben auf den Gassen schon einen etwas an Italien erinnernden Charakter.

Täglich machte ich nun von hier aus Exkursionen, einen Tag in die Vallée de royal zu Fuß, an ihrem erfrischenden Gebirgswasser aufwärts bis St. Marc, dann über einen kleinen Wasserfall zu einem zweiten Badequell, von da durch die wilden Felspartieen, wo Basaltmassen und Lavaflüsse miteinander gekämpft, von Kastanienwäldern beschattet; wo romantische Scenen auf Scenen sich folgen und besonders eine Basaltgrotte merkwürdig ist, aus deren schwarzem Purpurgestein, im innersten Heiligtume fünf starke Quellen rauschend in Wasserfällen hervorsprudeln und einen starken Bach bilden, der in der Grotte selbst, in ihrem tiefsten Boden zum krystallhellen Bassin dient, in dem die Wäscherinnen des Orts ihre Waschfeste feiern können.

Ein anderer Tag war für die Besteigung des Puy de Dôme bestimmt. Ein Kabriolet führte mich auf der schönen, im Zickzack aufsteigenden Chaussée zu der nächsten Höhe des Gebirgskranzes und auf sein Plateau. Granitwände steigen hier empor, die von Basaltkuppen, die oben in Säulenbildung auslaufen, überdeckt werden. Überall sieht man den Kampf und die Wirkung der plutonischen Gewalten. Hier, wo jetzt der Friede thront und die Natur das reichste Füllhorn ihrer Gaben ausgießt, war einst das Gebiet der furchtbarsten Erderschütterungen, welche die tausend Risse und Spalten erzeugten, die jetzt die Wonne des Bewohners sind, aus denen die Quellen und Bäche hervorrauschen. Oben auf dem Rücken dieser Plateaubildungen traten in einer Linie, von Norden nach Süden, die 66 feuerspeienden Kegel hervor, wie eine Allee, auf deren Gipfeln man noch an 20 sehr bestimmt ausgebildete und zurückgebliebene Krater erklimmen kann. Zu beiden Seiten, 3—4 Stunden weit nach Ost und West, haben sie den ganzen Zug der Plateauhöhe mit ihren mächtigen Lavaergießungen überdeckt.

Das Plateau auf dem Rücken des reizenden Gebirgs-Amphitheaters verwandelt sich sogleich, wie man es betritt, in eine weite, dürre Einöde, auf der zwar noch vieles mit Grün überzogen ist,

aber der größte Teil der Oberfläche in seiner Schlackendürre seit Jahrtausenden unverändert daliegt, grau, braun, rostrot, schwarz, je nach Brand und Verwitterung. Die größten Lavaflüsse hat die Natur auch bis heute noch nicht überwältigen und mit einem Pflanzenkleide überziehen können — sie liegen grauenvoll, in wilden Knorren, Blöcken, Zacken und Zinken zu 70 bis 100 m hohen Hügeln und glasigen Rücken aufsteigend, ganz so da, wie die Lavazüge des Vesuv. Nur hier und da, wo sie verwitterten und einige Pflanzen nährten, Rasen erzeugten, Buschwerk und Heidekraut nährten, hat die industriöse Hand des Auvergnois nachgewirkt und dürre Wiesen (denn Quellen fehlen diesen Höhen ganz) geschaffen, und Kornäcker zustande gebracht, deren dünne Saat mit unsern dürrsten märkischen Sandäckern wetteifert.

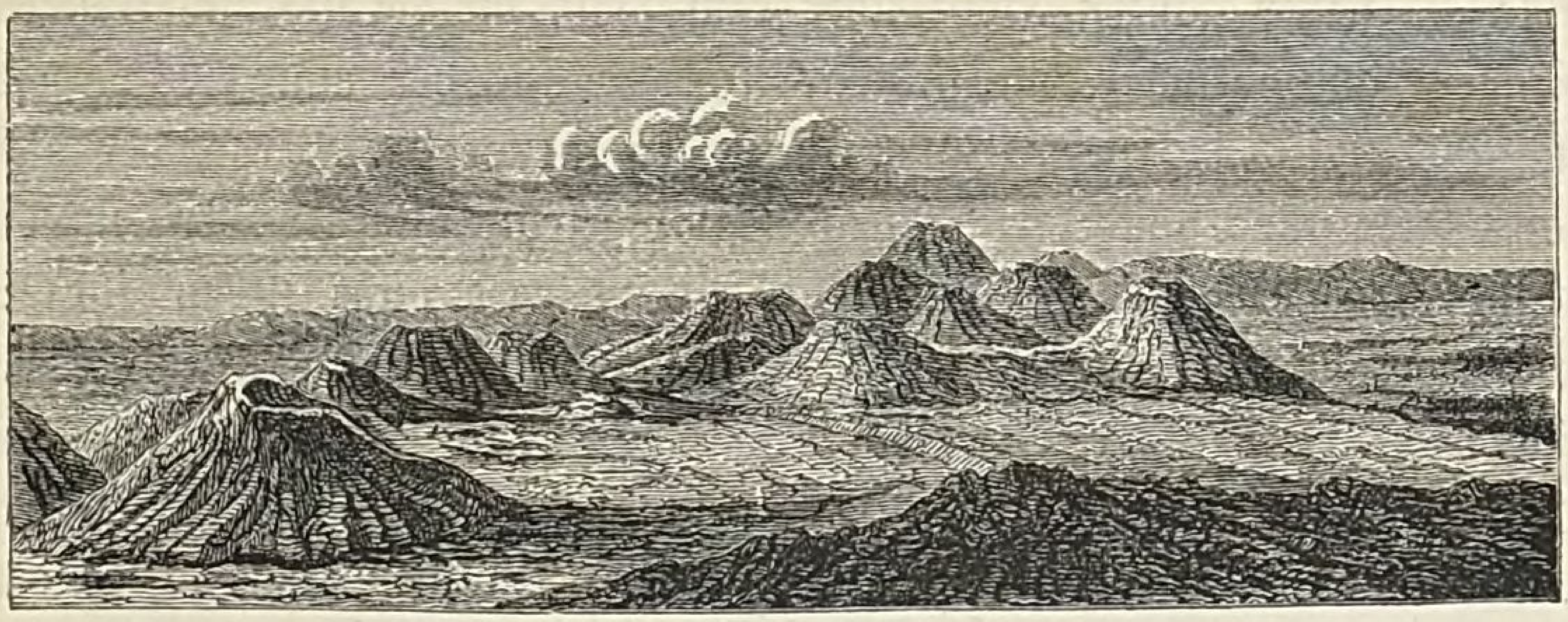


Abb. 46. Vulkane der Auvergne.

Über diese Schlackenstrecken führen die Wege hin, deren einige als routes royales vortrefflich angelegt und geordnet sind. Auf diesen Straßen zieht nun das zahlreiche Volk der Auvergnois, die einst einem Julius Cäsar so viel zu schaffen machten, in ursprünglicher Sitte und Einfalt, alle ohne Ausnahme in ihren blauen Kitteln und weiten Pantalons, in mächtigen Holzschuhen, mit ernsten Gesichtern, meist mager und starkknochig von Gestalt, mit sehr eckigen Formen von Stirn, Nase, Backenknochen, stark und lang schwarz behaart, wie hessische Bauern, mit ganz flachem, aber ungeheuer breitrandigem, schwappigem Hut bedeckt, der zugleich auch die Schultern und einen Teil des Rückens vor Regen und Sonnenschein schützt, die Strecken nach Clermont hin und her, auf und ab, stets in voller Bewegung, zumal an den Markttagen; denn Clermont ist der Ort ihres Absatzes, der ihnen alles versilbert und sie mit neuen Bedürfnissen versieht, die ihnen auf ihren dürren Höhen fehlen, zu denen der Weinbau, der Nußbaum, das Weizenfeld, die Quellen, die Obstarten nicht

hinaufreichen. Sie haben nur Vieh, kolossales Heidekraut und Steine zum Austausch. Viele treiben an solchen Markttagen dann ihre Kühe und Kälber nach Clermont, denn Viehherden, nur Kühe (Schafe sieht man fast nicht), machen ihren ganzen Reichtum aus. Es ist schönes Vieh, das in zahlreichen Gruppen alle grünen Kegel der Vulkankette beklettert und die Einöden belebt. Dann folgen sich Hunderte von Ochsenwagen mit Steinen beladen oder mit mannshohem, ziemlich stämmigem Heidekraut, das ihr Hauptbrennmaterial ist und auf dem Markte von Clermont, wo auch das Holz sehr sparsam ist, sehr gut bezahlt wird.

In dem einzelnen Gehöfte La Baracque auf der Höhe der Lavagüsse angekommen, verließ ich das Kabriolet und wanderte zuerst dem Puy de Sarcoui zu, um auf dessen seltsam gestalteter Höhe, etwa $^3/_4$ seiner ganzen Höhe über dem Fuß, die Grotte zu erreichen, die dort aus weiter Ferne sichtbar ist, und aus der man eine Prachtaussicht genießt. Dieser Sarcoui ist der einzige der Berge, der diese nackte Felskuppe schädelartig durch Dampfgewalt aus der Tiefe emporstieß, indes der Puy de Pariou seinen Kegel dicht neben ihm in lockern Schlacken, porös leicht, rostrot wie feuerfarbig und gleich einem Vesuvkegel bis zu unbekannter Höhe emporhob, der aber wieder als Krater einstürzte bis zur Tiefe von mehr als 60 m, wie er heute noch im Innern sich zeigt. Seine ganze Oberfläche würde feuerrot wie ausgebrannte und ockerrot oxydierte Schlacke erscheinen, wenn diese nicht größtenteils der Verwitterung nachgegeben und mit einem saftigen grünen Rasen nach oben, mit einem mehr braunen Grün als Heidekraut in der unteren Region sich bedeckt hätte. Diesen Puy de Pariou stieg ich nun hinauf, um oben seinen Krater, den am schönsten gebildeten der ganzen Kette, zu sehen. Der Anfang ist mühsam, weil er über wild mit Dornen, Farnkraut und Gestrüpp bebuschte, emporgebäumte und erstarrte Lavamasse führt. Nur von der Rückseite war er besteigbar, wo ein zweiter Krater an seinem Fuße hervorgebrochen und einen ersteigbaren Einriß gebildet hat. Höher hinauf kam schöne Grasung, und hier weideten nun Gruppen von schönen schweizerähnlichen, buntscheckigen Kühen und Kälbern, von munteren Hirten gehütet, die leicht wie Gemsen die Steilschurren emporkletterten, die ich nur keuchend, wahrhaft mühsam erreichen konnte. Aber jeder Schritt aufwärts war belohnend durch neue Aussichten hinweg über das Wunderland der Vulkane voll Kratertrichter nach allen Seiten und durch Fernblicke.

Auf dem Gipfel des Pariou, der schönsten Alpenweide, angelangt,

sank ich neben den gutmütigen Kühen ins Gras nieder, und lag dicht am Abhang des Kraters, der hier nach dem Innern hinabschießt bis zur Tiefe, die mit einer lieblichen Wiese von vielleicht nur ein paar Hundert Schritt Umfang bewachsen ist, indes der obere Rand des Kraters wohl einer halben Stunde Zeit bedarf, um ihn zu umgehen. Nichts ist lieblicher als diesen grünen Trichter zu sehen, der wie ein Amphitheater zur Tiefe hinab sich senkt, um welche terrassenartig viele hundert Ringe wie Sitzbänke in parallelen Reihen kreisförmig laufen, die nicht von Menschenhand gelegt, sondern durch die Fußtritte der Kühe gebahnt sind, welche die grüne Wiese auf den bequemsten Wegen bis zur Tiefe anlockt.

Noch schwerer war die Ersteigung des weit höheren Puy de Dôme (etwas höher als die schlesische Schneekoppe), der wie eine



Abb. 47. Der Puy de Dôme.

aus der Tiefe des Hitzherdes nicht aufgeplatzte Glasglocke, aus weißem Dommitgestein voll Glimmer und Feldspatpartikeln besteht, die durch die Hitze nicht eben in Fluß kamen (wie Laven), aber doch eine glasige Umgestaltung erlitten, ehe sie wieder zu ungemein hartem, sprödem, klingendem Gestein erkalten konnten. Es ist ein wahrer Dom, der mit Recht seinen Namen trägt und die ganze Gegend dominiert. Seine ungemein steilen, mit keinem Pferde zu erreichenden Abhänge, kosteten mich viel Schweiß, zumal da die Steinschurren den Weg doppelt erschwerten. Doch auf der Höhe mit der entzückenden Aussicht war alle Mühe vergessen.

Welcher Umblick von oben auf die nahen Vulkankegel, alle grün berafet, oder feuerfarben mit Schlackenschurren, in deren 5 bis 6 Krater man vom Dom wie in schöngeformte Suppenteller oder Bassins

oder Trichter hineinblicken konnte, höchst lieblich anzusehen, indes an ihrem Fuße ihre Lavaausgüsse die schaudervollsten Wüsteneien in weiten Lavaströmen sichtbar verbreiteten. In größerer Ferne zeigte sich im Ost die fruchtbare Limagne, gegen West das weite Limoges, gegen Nord das Bourbonnais mit seinen Allier- und Loirethälern; gegen Süd stiegen die noch höheren, zackigen Mont Dors mit ihren hundert Schneeflecken und dahinter das Hochgebirge des Plomb du Cantal auf. Wie froh war ich aber, als ich den furchtbar steilen Berg hinab, zwischen dem pétit und dem grand Puy de Dôme, am Anfang der ersten Plantationen an seinem Fuße auf ebener Bahn wieder mein Kabriolet besteigen konnte.

Einen andern Tag wurde eine starke Tour im Kabriolet gegen West zum romantischen Flüßchen Sioule, an dem Pontgibaud liegt, gemacht; von da aus ein starker Marsch von zwei Stunden zu den reichsten Blei- und Silbergruben Frankreichs, in die ich auf Kübeln, an Ketten hängend, in die schauerliche Tiefe mich hinabließ, um die reiche Silberader zu sehen, die in einer außerordentlichen Breite von 5 Metern dort ganz reich durchwachsen aus dem tiefen Erdspalt hervortaucht, der, parallel mit dem Zug der Vulkankette, dieser offenbar sein Dasein verdankt. Die Vulkanreihe brach überall aus Granitmassen hervor, in denen ihr Hitzherd seinen Sitz hatte. Dieser Granit erscheint wieder auf dem Westufer der Sioule, deren Thal auch eine parallele Einsenkung mit der Vulkankette ist, und hier auf dem Westufer der Sioule ist derselbe überall durch die Hitze seines benachbarten Vulkanzuges zerstört und verwittert, und durch eine seiner engen Spalten sublimierte sich das aus der Tiefe heraufgedrängte Blei und Silber zu einer Metallader, die mit mannigfacher Verzweigung sich 9 bis 10 Stunden weit in der Tiefe bis zur Sandoberfläche verfolgen läßt.

Mein Rückweg ging über Volvic, das im Norden von Clermont höchst reizend liegt und durch die Lave de Volvic berühmt ist, die den besten Baustein im Lande (bis nach Paris) liefert.

Von Clermont fuhr ich nach Murat im innern Cantal; es ist kleiner als Clermont, aber es liegt nicht weniger anmutig zwischen hohen Bergen und ist vielleicht noch malerischer als dieses gebaut.

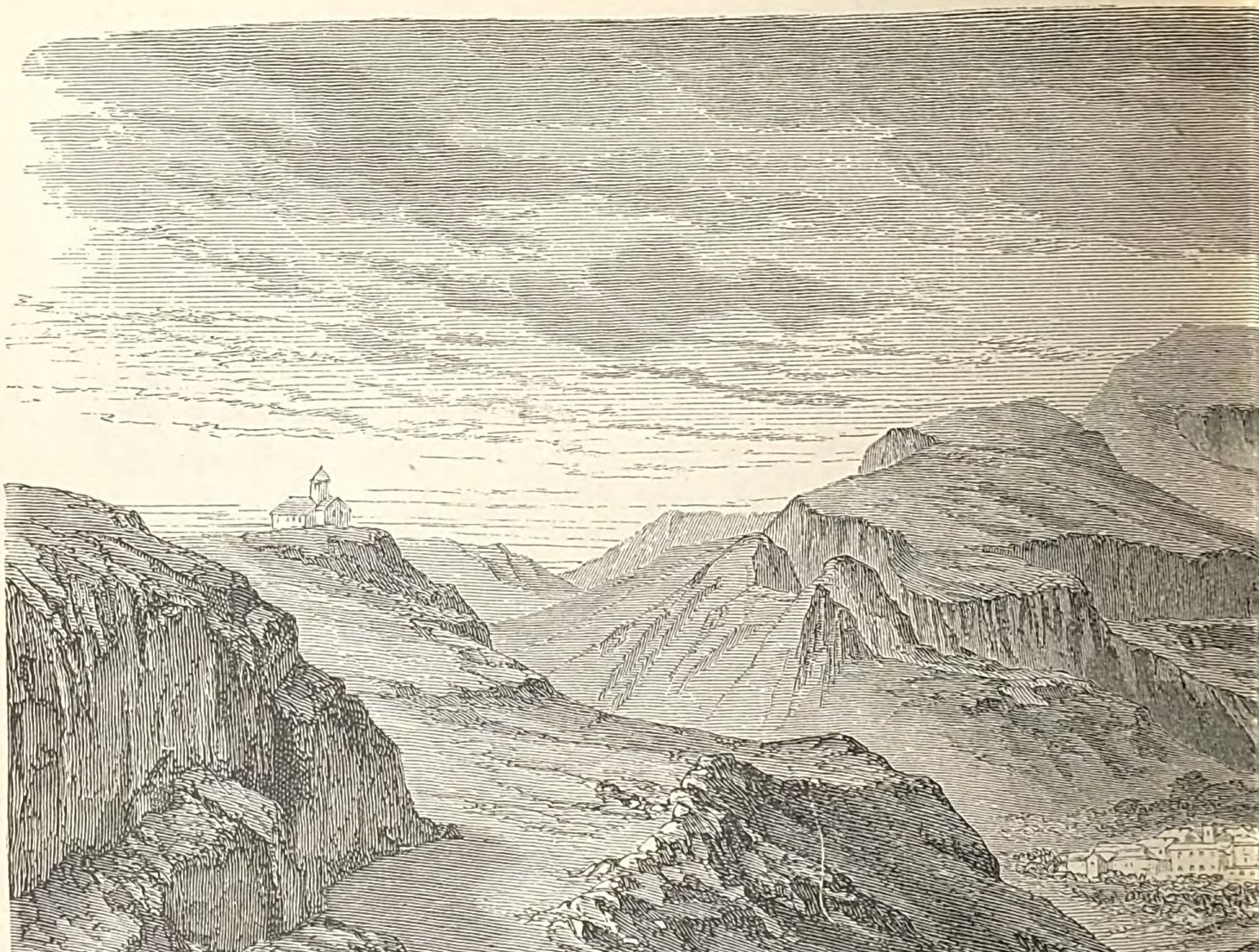
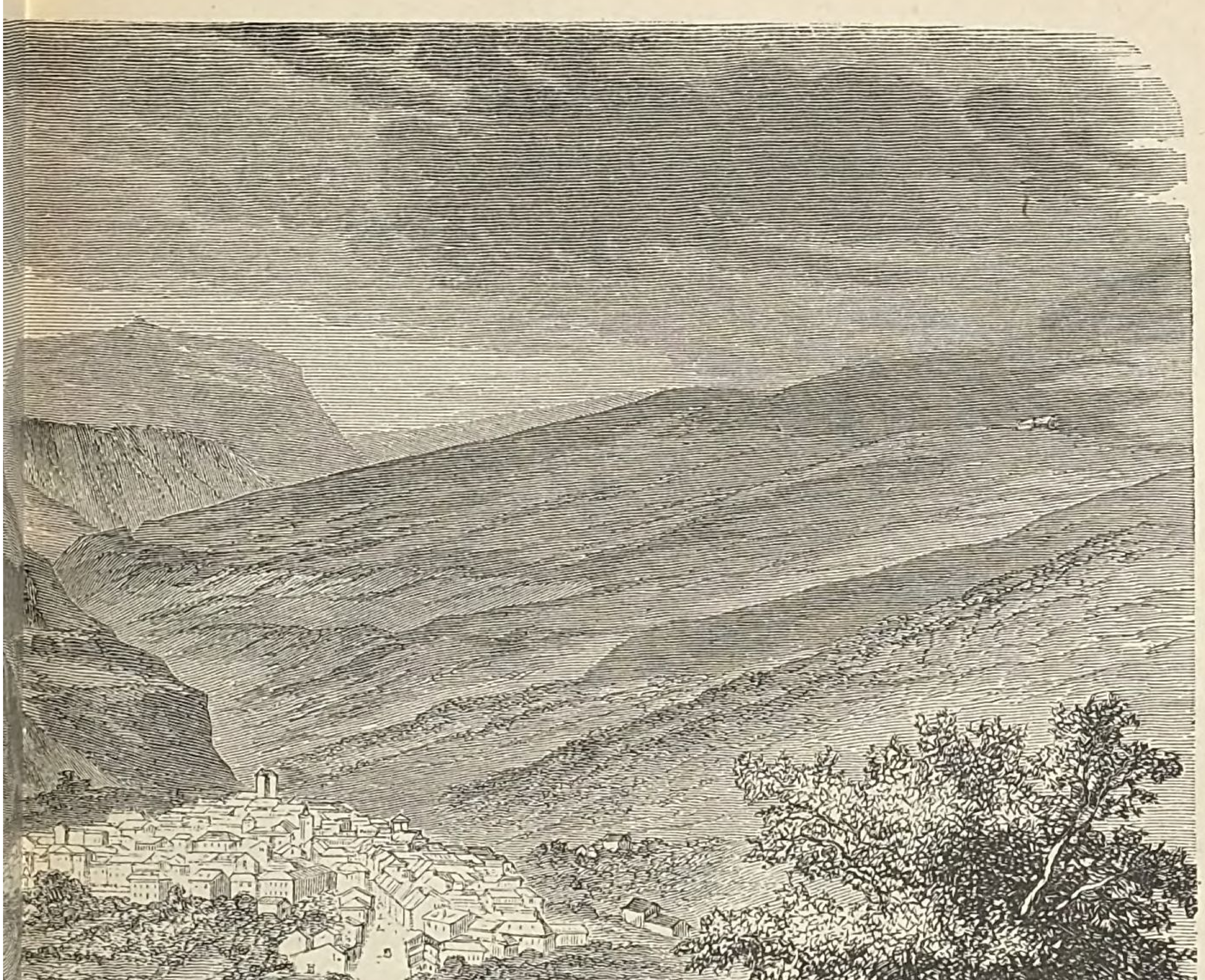


Abb. 48. Murat



(Auvergne).

11.

Von Montpellier ans Meer.

— Johanna Schopenhauer —

Herrlich waren die Tage in Montpellier. Die Stadt liegt sehr schön auf einer Anhöhe, mitten in einer, nur hier und da zu sanften Hügeln anschwellenden, höchst fruchtbaren und bebauten Ebene. Das ganze Land umher ist ein ungeheurer Garten voll der herrlichsten Pflanzen und Bäume. Wir sahen große Felder mit Rosen dicht bepflanzt, die hier zu köstlichen Essenzen in unglaublicher Menge verbraucht werden, andere Felder mit Tuberosen, Heliotropen und anderen stark duftenden Blumen, zu gleichem Zwecke. Und nun die Veilchen! Sie übertreffen an Duft, an Farbenpracht, an Größe alle, die wir bis jetzt gesehen hatten, so weit, daß wir sie auf den ersten Blick gar nicht für Veilchen erkannten. Gegen die unsrigen gehalten, waren sie, was die volle aufgeblühte Centifolie gegen die blühende Hagebutte ist.

Viele andere Blumen, die Zierde unserer Gärten, wachsen zum Teil hier wild, oder brauchen doch wenig Pflege. Außer den vielen Obstbäumen sieht man auch überall Gruppen anderer schöner Bäume. Viele von diesen tragen ihr grünes Kleid im Winter wie im Sommer. Zu diesen gehören vorzüglich die Myrte, die hier zum baumähnlichen Strauche heranwächst, der Olivenbaum, der Lorbeer, die Cypresse und die Krone von allen, die immergrüne Eiche. Dieser herrliche Baum gleicht an Wuchs unsern deutschen Eichen mittlerer Größe, trägt eben solche Früchte, nur die Blätter sind kleiner und haben eine anders gezackte Form. Er liefert den größten Teil des wenigen Brennholzes, das man hier braucht, und es sieht sonderbar aus, wenn die starken, mit nie welkenden Blättern bedeckten Zweige in Flammen auflodern.

Wir wollten weiter nach Cette. Man warnte uns vor dem Wege, allein es war das Meer, welches uns lockte. Indes bis zu einer gewissen Entfernung von Montpellier blieb die Gegend noch immer fruchtbar und interessant. Manche aus grauer Vorzeit stammende Sage lebt hier noch im Munde des Volkes und leiht der Gegend jenen geheimnisreichen Zauber, dem wir uns um so lieber hingeben, je schwankender und unbestimmter die Gestalten sind, die in seinem Dämmerlichte sich uns zeigen.

So wurden denn auch die malerischen Trümmer einer uralten Burg, an denen unser Weg uns vorüberführte, für die Überbleibsel eines Palastes ausgegeben, den vor langer Zeit ein alter König von

Majorka sich erbaut haben sollte, um alljährlich darin die heißeste Sommerzeit zuzubringen, und wir, unbekümmert um Namen und Wahrscheinlichkeit, freuten uns gläubig der Weisheit des alten Herrn, der dieses wunderliebliche Fleckchen zu finden und zu wählen verstanden hatte.

Etwas weiter hin erblickten wir auf der Spitze eines hohen, unzugänglich scheinenden Felsens einiges alte, verwitterte Gemäuer. Dort, wo kein Ton des Lebens hinaufdringt, kein Vogel singt, kein Grashalm keimt, wo selbst die genügsame Cikade verschmachten müßte, dort, hieß es, hat Peter der Eremit jahrelang gelebt, und jene alten Steine sind die Trümmer seiner Wohnung. Von diesem Felsen aus, sagte man uns, trat er im Jahre 1093 jene Wallfahrt nach Jerusalem an, von der er späterhin zurückkehrte, um dem Papst Urban das Elend der im Orient lebenden Christen mit hinreißender Beredsamkeit an das Herz zu legen.

Gleich hinter den Trümmern der Wohnung des frommen Eremiten beginnt eine traurige Einöde; Felsenstücke und unfruchtbare Steine bedecken das Land ringsumher: so weit das Auge reicht, breitet sich eine graue Wüste aus, in der jede Spur des Lebens verschwindet. Unser Weg führte hart am Ufer eines totenstillen Landsees hin; nicht ein Gräschen zierte das steinige Ufer desselben; kein Fisch sprang erglänzend im Sonnenschein aus dem bittern, trüben Wasser auf, aber auch in diese unfreundliche Wüste fiel ein abendrötlicher Strahl aus einer längst untergegangenen fabelhaften Zeit und erhellte sie uns mit seinem rosigen Schimmer.

Jenseits des Sees, über das steinige Ufer hin, welches dort wie hier ihn begrenzte, ward das offene Meer uns zuweilen sichtbar, und ein dunkler Punkt im Schoße desselben, den wir bald für eine kleine Insel erkannten, erregte unsere Aufmerksamkeit. Es war die Insel der schönen Magelone, der frommen Geliebten Peters von der Provence, deren Geschichte hier noch in alten provençalischen Romanzen im Munde des Volkes lebt und auch dem Norden selbst nicht unbekannt blieb. Hier auf der Insel führten nach vielen Fährlichkeiten Magelone und Peter von der Provence ein langes beglücktes und beglückendes Leben. Sie bauten das Hospicium auf der Insel und dicht daneben einen Palast, von dem noch Spuren vorhanden sein sollen.

Die Erzählung aller dieser Sagen half uns freundlich über die anderthalb mühsamen Stunden hinweg, die wir zwischen den öden Steinen, die uns umgaben, hinbringen mußten, bis plötzlich und un-

erwartet das Städtchen Frontignac dicht vor uns lag, mitten in dieser grünlichen Steinwüste, die anmutigste, lieblichste grüne Oase, die sich denken läßt. Mitten in seinen Weingärten, welche sich bis dicht an die Mauern hinziehen, liegt es gar freundlich, wie in einem ruhigen grünen Laubneste, umringt vom Graus der Zerstörung. Der süße, liebliche Wein, der hier wächst, ist allbekannt und wird von Cette aus weit und breit verschickt. Gleich hinter Frontignac fängt die Steinwüste wieder an, doch währt es jetzt nicht mehr lange, bis man Cette erreicht.

Zwischen einem Landsee und dem weiten mittelländischen Meere, dessen Wogen ihre Mauern bespülen, liegt diese Stadt, hingeschmiegt am Fuße eines schwarzen Marmorfelsens, der steil und wunderbar geformt, sein dunkles, mit einer Citadelle bekröntes Haupt hoch in die Lüfte hebt. Ringsumher ist kein einziger Baum und überhaupt wenig Spur von Vegetation zu erblicken. Der Kanal von Languedoc fließt beträchtlich breit durch die Stadt und vereinigt sich hier mit dem Meere. Er und einige an seinem Ufer erbaute Windmühlen geben der Gegend etwas Holländisches, das mit dem hohen Felsen und den übrigen durchaus südlichen Umgebungen sonderbar kontrastiert.

Die Stadt Cette ist klein; ihre Straßen sind eng und dumpfig, die Häuser hoch und düster; alles sieht öde aus, nur auf dem am Kanal sich hinziehenden Quai ist Leben und Bewegung. Dort wimmelt es von Matrosen und Lastträgern, die geschäftig hin und her laufen, um die am Quai vor Anker liegenden Schiffe zu beladen oder zu entladen.

Nachdem wir uns in der Stadt hinlänglich umgesehen hatten, gingen wir an den Hafen. Geboren am Strande der Ostsee, gewöhnt an den Anblick des Nordmeeres, war uns dennoch hier, als sähen wir zum erstenmal dieses mächtigste der Elemente. Noch gewaltiger ward der Eindruck, als wir auf der langen, schmalen Felsenzunge hingingen, die den Hafen vom offenen Meere trennt, bis zu der, auf ihrer Spitze erbauten kleinen Citadelle. Bis jetzt erschien uns immer das dunkle Grün der Wogen auf den Seestücken Vernets und anderer berühmter Maler als unnatürlich und übertrieben; hier sahen wir es in der Wirklichkeit, reiner, glänzender, smaragdener als irgend ein Maler es auszudrücken vermag. Die gleich Bergen gewaltig sich türmenden Wellen schienen uns nicht nur in der Farbe, auch in der Form weit herrlicher und größer, als wir je die der Ostsee oder des Nordmeeres erblickten. Der Wind wehte heftig, das Meer brauste laut tobend in majestätisch wilder Bewegung. Schäumend,

wie mit glänzenden Perlen gekrönt, stieg die Brandung zur Bergeshöhe hinan und brach dann zusammen an dem felsigen Ufer, gegen welches sie immer mit neuen Wogen heranstürmte, als wolle sie es in seiner Grundfeste zerstören. Noch tobender brausten die Wellen an einem, den Schiffen höchst gefährlichen, quer vor dem Eingang des Hafens liegenden Felsenriffe.

Erhabeneres hat die Natur nicht aufzuweisen, als diesen Anblick des in seinen tiefsten Tiefen empörten Meeres. Wir staunten in stiller Betrachtung und hatten keine Worte für das Gefühl, das mächtig uns ergriff.

12.

In den Vorbergen der Pyrenäen.

— Arthur Stahl —

Man hatte uns so viel von dem Wasserfall von Gavernie erzählt, daß wir trotz des gleichmäßig rieselnden Regens uns entschlossen, in die Berge einzulenken.

Der Bergweg führt am Bett des Gave hinauf. Der Regen nährte die kleinen Wasserfälle, welche wie Silberbänder von den Bergen herabflatterten oder sich durch zerklüftetes Gestein brausend ihren Weg bahnten.

Die Dörfer wurden seltener und ärmlicher, die Vegetation spärlich, dann und wann nur von überhängenden Felsen geschützt noch ein Stückchen gelblicher Matte. Wie kleine Punkte erschienen darauf die Ziegen und Schafe und der Hirt mit seinem weißen Hirtenstab und seiner braunen Kapuze, „Cape“ von Ziegenhaar, stand unbeweglich unter ihnen und träumte. Denn das ist sein Beruf. Die Arbeit des Hütens nimmt ihm sein vortrefflicher Hund ab, dessen besonnene Physiognomie eine wahre Freude ist. Da saß am Rande des Weges eins dieser treuen Tiere auf dem Mantel und der Hirtentasche seines Herrn, sie zu bewachen, wer weiß wie viele Stunden schon, und niemand hätte wagen dürfen, sich ihm zu nähern.

Wir kamen an die Stelle, welche man das Chaos nennt, durch einen Bergsturz gebildet. Das Unwetter paßte jetzt zu der Landschaft. Zu beiden Seiten des Gave waren die Felsen herabgestürzt und, ein Denkmal der Katastrophe, liegen geblieben, wohin die Gewalt der Schwere sie gerissen. Oft als riesige Blöcke den Lauf des Flusses

hemmend, mit Moos bewachsen oder von seinem wilden Anbrausen glatt poliert, dann wieder hoch getürmt und oft so lose aufeinander liegend, daß man fürchten konnte, der Sturm werde sie von neuem in den Abgrund rollen.



Abb. 49. Der Fall von Gavernie.

Die Schieferberge drängten sich jetzt enger zusammen oder schoben sich gigantisch voreinander; der Wind peitschte den Regen; die Schattierungen, von Grau in Grau, die im Hochgebirge so unvergleichlich sind, wurden immer mannigfacher. Wir kamen nach

Gavernie. Der behaglichste Ort in der Dorfherberge war die Küche. Sie war sehr groß, Wohnzimmer, Schlafzimmer, Gastzimmer, alles in allem. Ein lustiges Feuer brannte im Kamin; der Kessel, genau wie in den Bauernhäusern in Westphalen, hing am Haken darüber und summte; ringsherum standen niedrige Strohstühle. Die Wirtin erteilte ihren Mägden einige kurze Befehle und setzte sich mit uns ans Feuer. Die ganze Hausgenossenschaft umstand uns und war entsetzt über unsere Absicht, bei solchem Wetter die Wasserfälle zu besuchen. Indessen waren wir entschlossen, da wir keinen andern Tag hatten, die Expedition zu unternehmen.

Nach einigen Stunden trabten wir auf unseren sicheren kleinen Gebirgspferden munter dahin, in der Thätigkeit das Ungemach des Wetters vergessend.

Wo die Gefahren blieben, von welchen man gesprochen hatte, weiß ich nicht. Freilich ritten wir fast immer am Rande des steilen Absturzes, in welchem der Gave brauste; freilich mußte das Pferd oft durch das rauschende Wasser gehen, steile Abhänge hinauf zwischen Steinen klimmen, aber es that es so klug und so ruhig, mit so viel Sicherheit, daß es imponierte, und sein Besserwissen alle Weisheit des Reiters verdunkelte.

Der Wind trieb uns den Regen ins Gesicht, so daß wir oft am Sehen verhindert wurden, aber mit der Wendung des Weges wurde der Blick wieder frei. Schlimmer war, daß er die Berge in Schleier hüllte, auf deren Gipfel ohnehin die Wolken lagerten. In einer Stunde erreichten wir die Gavefälle und standen vor dem großartigen Schauspiel.

Wir hatten vor uns ein ungeheures Amphitheater, gebildet von einem Kreis jäher Felswände, fast senkrecht bis zur Höhe von 1000 Meter und darüber sich erhebend, und einen prachtvollen Wasserstrom, der von dorten sprudelnd und tobend fast bis zum Fuß dieses kolossalen Felskessels herabstürzt. Auf den firnbedeckten Gipfeln des Tour de Marboré und der sogenannten Rolandsbresche aber, beide über 3000 Meter hoch, da liegen die Gletscher, aus denen jene gewaltigen Wasserstürze, die die Hauptquelle des Gave de Pau bilden, ihren Ursprung nehmen.

Wir legten den Rückweg in kürzester Zeit zurück, weil wir bedeutend gestiegen waren, und nahmen in Gavernie von neuem unsern Wagen.

Der Regen hatte aufgehört, und ein freundliches Wetter begleitete unsere Fahrt nach Pau. Nach einigen hübschen Blicken auf das

Thal von Tarbes stieg der Weg beträchtlich und wir fuhren lange auf dem Bergrücken hin, der mit Farnkraut, Heide und gelben Blumen bedeckt war. Diese Farnart ist außerordentlich verbreitet in den Pyrenäen. Sie bedeckt hohe Bergrücken, und da bereits im Juli die Sonne sie verbrennt, giebt sie ihnen jene rötliche Färbung, welche einen höchst reizlosen Anblick gewährt, dem ich den nackten Fels bei weitem vorziehe.

Endlich hatten wir den Berg überstiegen, nach etwa drei Stunden näherten wir uns Pau. Die Gegend wurde grüner und baumreich, die Stadt, welche wir durchfuhren, machte einen freundlichen und belebten Eindruck; wir sahen die Türme des Schlosses Heinrichs IV. und waren am Ziel unserer Fahrt. Wir traten auf die hohe Terrasse des Schlosses, und nun wurde mir klar, daß wir uns an dem schönsten Orte befanden, welchen ich jemals gesehen hatte. Der Anblick war



Abb. 50. Der Pic de la Maladetta.

für mich von unsäglichem Zauber. Die ganze Pyrenäenkette lag vor uns. Aber von hier wie majestätisch die Hochgebirgsmauer, wie groß, wie prachtvoll in ihren Färbungen! Einige Spitzen waren mit Schnee bedeckt, andere in Wolken gehüllt, grau und gewaltig.

Vor derselben zog sich das anmutigste Hügelland hin, von üppigem Grün und Wald, vom klaren Gave, zu dessen beiden Seiten Pau erbaut ist, durchschnitten und von unzähligen weißen Landhäusern geschmückt. Eine leichte Brücke führt über den Fluß, und lang hin dehnt sich am diesseitigen Ufer, ebenfalls auf Hügeln erbaut, der größere Teil der Stadt.

Diese Aussicht beherrscht das Schloß, welches selbst, von schönen Gartenanlagen umgeben, einen entzückenden Anblick gewährt. Es ist mit seinen Zacken und Türmchen, seinen Altanen und Erkern, im Schoße von Grün, ungemein pittoresk; hohe Mauern sind mit wildem Wein bekleidet, der jetzt in roten Guirlanden anmutig die

Säulen und Balkone umschlang; Terrassen mit einem Flor von bunten Blumen gaben einen reizenden Kontrast zu dem ernsten Grau des Schlosses, und nach dem Ufer des Gave hin zog sich ein älteres Gemäuer der Burg mit halb verwitterten Zinnen, von Epheu umrankt.

Vor dem Altan des Schlosses, an der freiesten Stelle steht eine Statue Heinrichs des Vierten. Es ist eine jugendliche Gestalt; der Kopf ist kühn zurückgeworfen, und der offene helle Blick richtet sich dem Gebirge zu, seinem Geburtslande Navarra.

Die Abendsonne schien jetzt auf einzelne Partien des Gebirges; die Tinten wechselten unaufhörlich; die Bäume spiegelten sich in der klaren Flut des Gave; die Luft war rein und von Düften durchhaucht — es würde vergeblich sein, zu versuchen, den Zauber zu beschreiben, welcher über der Landschaft lag.

Wir gingen durch eine belebte Straße bis zur Place royale, und hier bietet sich der herrliche Anblick noch vollständiger. Man steht höher und übersieht die ganze Pyrenäenkette mit einem Blick bis zu den weißen Spitzen der Maladetta im fernen Osten. Ihrer ganzen Länge nach ziehen sich die grünen Wellen der Hügel vor den grauen Gebirgsmassen hin und senken sich anmutig herab bis zu dem klaren Spiegel des Flusses. Man weiß kaum, wohin man das Auge lieber richtet, dahin, wo die weißen Häuser zwischen dem Grün schimmern, oder dahin, wo es unbebaut ist und die Lieblichkeit nur in der unvergleichlichen Abstufung der Farbentöne liegt. Lange noch konnte ich meine Phantasie nicht loslösen von dem Zauber dieser Stadt.

V.

Süd-Europa.

Die iberische Halbinsel.

1.

Im Baskenlande.

— W. Kobelt —

Wir blicken aus dem Fenster des dahineilenden Zuges. Tief unter uns liegt das Thal des Nervion: üppig grüne Wiesen bedecken den Boden, Eichen und Hainbuchen, von Adlerfarnen und Wurmfarnen durchrankt, bilden einen wirklichen Wald. Gute Wege durchziehen die sorgsam bebauten Felder; steinerne Brücken führen über die Bäche; die Häuser sind von Fruchtbäumen umgeben; Scheunen schließen sich an die Wohnhäuser, wir sind im Gebiete der Basken.

Dann folgt eine Fläche mit Mais bepflanzt; dazwischen liegen überall einzelne Steinhäuser, durch ihre vorspringenden Dächer an Schweizerhäuser erinnernd, aber massiv mit quadratischem Grundriß, das Dach nach vier Seiten abgeschrägt, die kleinen Fenster wie Schießscharten aussehend. Nur dann und wann gruppieren sich ein paar zusammen um eine kleine Kirche, den Mittelpunkt eines Dörfchens bildend. Bald merken wir, daß wir uns einer Industriestadt nähern; Eisenhütten und Fabriken erheben sich überall an dem durch Wehre vielfach gestauten Fluß; Landhäuser mit sorgsam gepflegten Gärten mischen sich dazwischen, und endlich führt uns ein langer Tunnel direkt auf den Bahnhof von Bilbao.

Bilbao ist eine freundliche, saubere Stadt, am Nervion da gelegen, wo er ein scharfes Knie macht und den Charakter eines Bergbaches annimmt. Ebbe und Flut reichen bis zur Stadt, und bei Hochwasser können selbst stattliche Seedampfer bis zur großen Brücke gelangen. Die Stadt liegt im tiefen Thal und etwas an den Abhängen empor. Eine Reihe prächtiger Landhäuser zieht sich an dem

Nervion entlang, zwischen sich und dem Flusse eine mit hohen Ulmen, Platanen und Kastanien bepflanzte Alameda lassend, den Lieblingsspaziergang der Bewohner von Bilbao. Die Straßen der Stadt sind eng, aber sauber und gut gepflastert; die Häuser aus Stein, fünf bis sechs Stock hoch. Über gar vielen Thoren sieht man ein großes Wappen, den Adel seines Besitzers anzeigend; freilich betrachten sich alle Basken schon bloß ihrer Nationalität wegen als adlig.

Die baskische Nationalität erkennt man an den roten und blauen Baretten der Männer; die Frauen zeichnen sich durch lang herabhängende Zöpfe aus. Männer und Frauen sind hübsch gewachsen und haben kleine Hände und Füße. Die Frauen greifen übrigens überall tüchtig mit an.

Interessant war das Treiben auf der Alameda am Abend. Zwar das gebildete Publikum ging hübsch sittsam auf der einen Seite des Wegs hinunter bis zu einem gewissen Punkte, und auf der andern Seite wieder herauf; aber die Basken sammelten sich um die Musiktribüne, und wenn die Musik spielte, tanzten sie flott.

Am nächsten Nachmittag wandten wir Bilbao wieder den Rücken, indes nur zu einer kurzen Fahrt nach Orduña. Dort befindet sich ein neuerfundenes Bad, wie sie eben im Baskenlande zu Hunderten auftauchen, Sommerfrischen für die Kastilianer; überall waren Plakate mit Reklamen angeschlagen, und ich hatte Lust, mir auch einmal ein solches Etablissement anzusehen.

Orduña bietet im Innern nicht viel Interessantes; nur die Plaza, von der sternförmig zehn enge Straßen auslaufen, ist äußerst pittoresk. Von den Arkaden, welche sie umgeben, zeigen die auf zwei Seiten, an der Kirche und an einem nun als Kaserne dienenden Kloster, offenbar die ältesten, wirklich schöne Verhältnisse. Die Kirche hat, wie viele im Baskenlande, keinen Turm, sondern die Façade ist über das Schiff hinausgebaut, und die Glocken hängen in Schalllöchern. Sie bildete einst einen Centralpunkt des Baskenlandes; hier leisteten die alten Iberer den Römern und Goten und ihre Nachkommen den Mauren tapferen Widerstand. Orduña war damals eine der wenigen Städte im Baskenlande und gilt für älter als das uralte Ibaizabel, wie die Basken Bilbao nennen.

Die wenigen Tage, die wir in Orduña verbringen konnten, reichten natürlich nicht aus, um das Baskenvolk kennen zu lernen, das für den Fremden ohnehin unzugänglich genug ist. Daß Spanier und Baske keine guten Freunde sind, konnte ich freilich sehen. Es war auch kein guter Tag, als die liberale spanische Regierung beschloß, die heilige Eiche von Guernica, unter der seit Urzeiten die

Basken zusammenkamen, fällen zu lassen und die beschworenen Sonderrechte, die Fueros, aufzuheben. Bis dahin hatten die Basken eine Sonderstellung in Spanien gehabt; sie erkannten den König von Spanien als ihren Señor erst an, nachdem er die Fueros beschworen, und regierten sich im übrigen vollkommen selbständig und republikanisch. Statt der Steuern zahlten sie ein freiwilliges Geschenk, dessen Höhe sie selbst bestimmten, und stellten keine Rekruten, sondern nur im Falle der Gefahr den Landsturm, der nur von Basken kommandiert werden durfte. Die Fueros de Sobrarbe nennt der Baske diese älteste Verfassung. Jeder spanische König hatte sie unter der heiligen Eiche von Guernica beschworen. Die Aufhebung der Fueros trieb sie in die Arme der Karlisten, und in jedem Karlistenkriege sind sie die Hauptstützen des Prätendenten gewesen.

Spöttisch schaut selbst der ärmste Baske auf den hergelaufenen Spanier herab, dessen Ahnen ja im höchsten Fall erst mit den Goten ins Land kamen, als seine Vorfahren schon Jahrtausende lang da wohnten. Der Spanier betrachtet den dickköpfigen Basken mit Haß und Verachtung und macht sich besonders über dessen „unaussprechliche“ Sprache lustig. „Die Basken schreiben Salomo und sprechen es Nebukadnezar aus, sie schreiben Bilbao und sprechen es Ibaizobel“, kann man von den Spaniern jederzeit hören und ebenso die Geschichte vom Teufel, der sich sieben Jahre in San Sebastian aufhielt, um das Baskische zu studieren und doch nur drei Worte erlernte. Den Basken kümmert das wenig; er glaubt, daß seine Sprache die älteste in der ganzen Welt ist, und daß sie heute noch ausschließlich im Himmel von den Engeln gesprochen wird.

Dem Lande gereicht der Nationalstolz der Basken offenbar zum Vorteil. Der Baske hat ein großes Talent für Handel und Industrie; Fabriken, namentlich Spinnereien und Papiermühlen, finden sich in jedem Thal; gute Wege führen selbst in die Bergwälder hinein, und der Boden ist sorgsam bebaut. In der Umgegend von Orduña gestatten die ausgedehnten Ackerflächen eine regelrechte Beackerung, in den engeren Thälern aber wird der Boden mit einer Art Gabel bearbeitet, welche unten zwei blattartige Zinken hat. Gebaut wird vorwiegend Mais; zwischen die Maisstauden aber werden immer noch Buschbohnen gepflanzt.

Unsere Ausflüge in der Umgegend von Orduña galten natürlich ausschließlich den Felsen, welche wie ein Zinnenkranz das Kesselthal umgeben; sie waren ziemlich anstrengend, da wir, um zu ihnen zu gelangen, jedesmal gegen 600 Meter an den steilen begrasten Ge-

hängen hinaufklettern mußten. Am ersten Tage kamen wir auf Feldwegen, zwischen Hecken aus Schlehen, Hasel und Brombeeren, in denen unsere heimischen Glockenblumen blühten, in ein kleines Baskendorf, von dem aus steiler, kurzbegraster Rasenabhang zum Felsen emporstieg. Es kostete aber ein stundenlanges, anstrengendes Steigen auf dem glatten Rasen, bis wir hinaufgelangten, und schließlich wurde der Abhang so jäh, daß selbst das Vieh nicht mehr hätte hingelangen können und ich mich an dem langen Grase förmlich Schritt für Schritt emporziehen mußte. Endlich kamen wir auf einen Ziegenpfad und noch an einen großen Viehstall, von welchem uns ein fahrbarer Weg in bequemer Senkung durch den Wald wieder nach unten führte. Es war ein prächtiger Buchwald mit dichtem Unterholz. Der Weg machte endlose Krümmungen, und als wir dieselben abzuschneiden versuchten, verliefen wir uns und kamen nur mit Mühe, nach langem Umherirren, aus dem Walde heraus und auf einen Pfad, der uns nach Orduña zurückführte. Querfeldein gehen ist im Baskenland unmöglich; jedes Feldstück ist sorgsam umzäunt, und wo ein Weg durch die Ländereien eines Basken führt, bringt er am Eingang wie am Ausgang einen Schlagbaum an, als Zeichen seines Eigentumsrechtes.

Die späteren Exkursionen machten mich mit immer neuen Reizen der Gegend bekannt. Ich stieg an der Steilwand hinauf bis zu einem der höchsten Punkte, von wo ich fast das ganze Baskenland übersehen konnte. Wie eine Reliefkarte lag der Kessel von Orduña unter mir, und über seine Ränder hinweg schweifte der Blick über das Bergland von Biscaya bis zum Meer, das sich wie ein glänzendes Gebirge am Horizonte erhob. Lauter grüne, bewaldete Berge, soweit das Auge reichte. Aus dem Grase blickten überall die Blätter der Päonie, und unser Federröschen blühte in den Felsenspalten. Hier und da wuchs auch eine prächtige Lilie, unserem Türkenbund ähnlich. Ein ganz heimatliches Bild, so ganz verschieden von dem, was man sich gewöhnlich unter Spanien vorstellt.

2.

Der Escorial.

— A. L. von Rochau —

Sobald man das letzte Haus von Madrid hinter sich hat, befindet man sich in einer Einöde. Denn der kahle, wellenförmige Boden der ganzen Umgebung entbehrt des Wassers, welches der Hauptstadt

weit her aus der Sierra de Guadarama zugeführt wird. Allein trotz seiner Lage in öder Gegend, gewährt Madrid dem Kommenden oder Gehenden ein Bild voll Pracht, wie es wenige Hauptstädte bieten. Man muß den Augenblick wahrnehmen, wo die Bahn den Mazanares überschreitet. Der kleine Fluß windet sich hier in seinem grünlichen Thale; vier oder fünf Ulmen stehen vereinzelt in seiner Nähe und gewähren einen Vordergrund von bestimmter Zeichnung, ohne den Mittelgrund im geringsten zu beschränken oder zu verdecken. Madrid mit dem breit emporragenden königlichen Schlosse bildet diesen Mittelgrund; in seiner ganzen Länge über die Hügelrücken, auf denen es sich erhebt, ausgebreitet, duftig ferne und doch so hell in der Glut seiner südlichen Sonne. Es liegt auf dem blauen Grunde, welchen die Sierra de Guadarama bildet. Einzelne Schneeflecke, welche bis in den Sommer sichtbar sind, verraten die Höhe der schönen Berglinie.

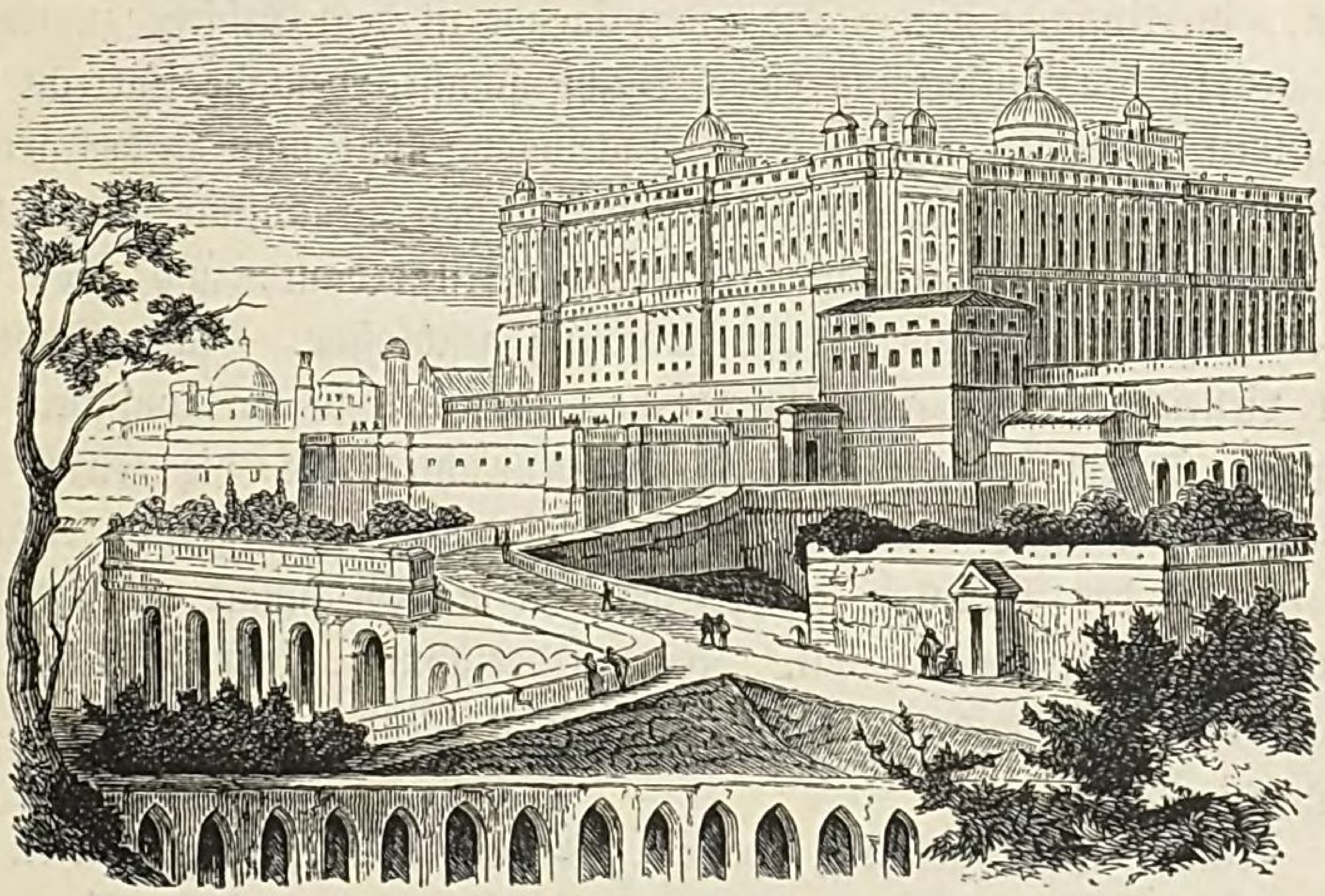


Abb. 51. Das königliche Schloß in Madrid.

Beim Hinabstürzen an dem südlichen Abhange des Guadarama wird die Gegend immer nackter und rauher. Den einzigen heitern Punkt derselben bildet ein Thal zur Rechten des Weges, in welchem zwei freundliche Dörfer liegen. Am Fuße des Guadarama nähert sich der Weg einem kleinen Ort, der den Namen des Gebirges führt, und dann läuft er zwei Stunden weit die ungeheure Granitmauer entlang, an welche sich der Escorial anlehnt. Die Stadt und das Kloster liegen in einem Winkel, den das Gebirge bildet, und man wird ihrer erst auf die Entfernung einer Viertelstunde ansichtig.

San Lorenzo el real de la Victoria, das ist der wahre Name des berühmten Hieronymitenklosters, welches gewöhnlich mit dem Namen des Städtchens, neben welchem es sich befindet, der Escorial genannt wird. Wie sehr man immer auf einen großartigen Eindruck vorbereitet sein möge, der erste Anblick überwältigt jede Erwartung. Ich glaubte, ein Haus zu finden und sah ein ausgehöhltes Granitgebirge vor mir. Wie die eiserne Notwendigkeit steht der starre, kalte Riesenbau da, als ob er gewiß wäre, das Weltende zu überleben. Ein unvergänglicher Grabstein für seinen königlichen Leichnam und eine ununterbrochene Fürbitte für seine königliche Seele: das war der große Zweck Philipps II. bei der Gründung des Lorenzklosters. Zweihundert Mönchen war es zur Aufgabe ihres ganzen Lebens gestellt, zu beten und Messen zu lesen für das Seelenheil eines einzigen Sünders, fort und fort bis an das Ende der Zeiten.

Der Escorial beschreibt ein Viereck, welches eine starke Viertelstunde im Umfang hat. Die Hauptfaçade ist dem Gebirge zugekehrt, welches in der Entfernung eines Büchsenschusses beinahe senkrecht vor derselben aufsteigt. Durch den Haupteingang tritt man in den großen Hof. An diesem Hofe liegt die Kirche, das Prachtstück des Baues, in Form eines Kreuzes im griechischen Stil erbaut, und oben mit einer unglaublich kühnen Kuppelwölbung geschlossen. Ganz Spanien hat vielleicht keine spätgotische Kirche, die einen so harmonischen und zugleich so erhebenden Eindruck hervorbrächte, als die Kirche des Escorial. Einfach und edel, und dabei doch großartig und elegant, ist sowohl der Bauplan der Kirche als der Geschmack, in welchem man sie ausgeschmückt hat. Keine Überladung, kein Flitter, kein überzierliches Schnitzwerk, sondern überall Maß und Ernst und gediegenes Wesen.

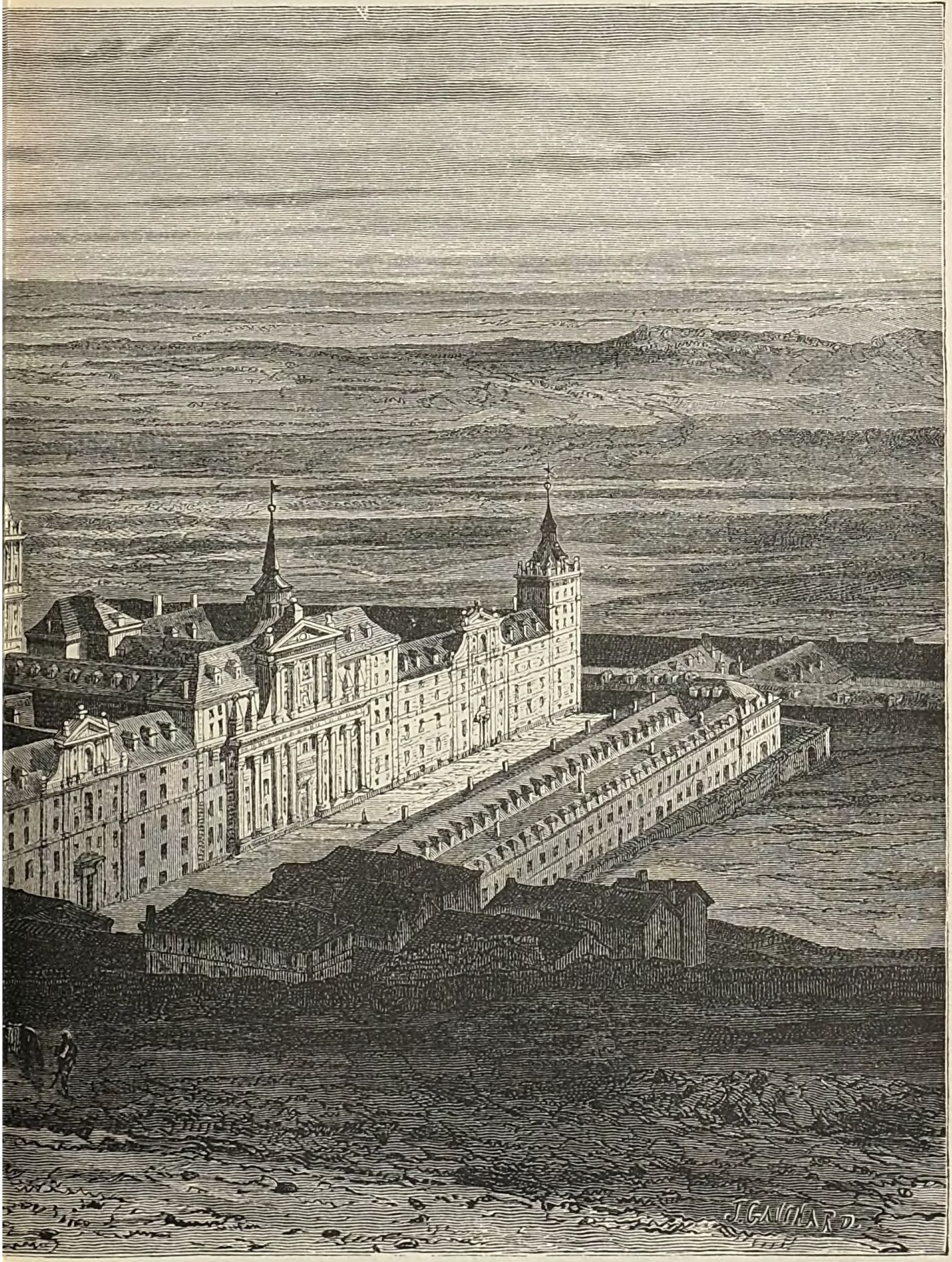
Unter den Chorsitzen, welche aus den kostbarsten Holzarten gearbeitet, aber sehr einfach geformt sind, zeigt man, mit großem Lobe der Demut des Königs, den Platz, welchen Philipp II. unter den Mönchen einzunehmen pflegte. Dieser Sitz ist ganz hinten in einem Winkel angebracht, aus welchem Philipp jedoch nicht blos den ganzen Chor, sondern auch die Kirche übersehen konnte. Die geräumige Sakristei und das Vorzimmer derselben enthalten eine Reihe vortrefflicher Gemälde, von denen mich besonders eine Kreuzabnahme von Albrecht Dürer fesselte.

Eine breite Marmortreppe, deren polierte Jaspiswände den Schein der Lichter spiegelhell zurückwerfen, führt in die dunkle Königsgruft, die unter dem Hochaltare der Kirche liegt. Die Gruft bildet



Europa.

Abb. 52. E



l Escorial.

einen achteckigen Raum, der durch eine Kuppel geschlossen ist. Längs der acht Wände stehen in wagerechten Nischen, je vier über einander, die Marmorsärge der spanischen Könige von Karl V. an. Die Särge sind alle von derselben Größe und Form und tragen auf messingenem Schilde den Namen der Person, deren Reste sie einschließen. Acht oder neun der Särge aber sind bis jetzt noch leer.

Durch die Vermittelung eines Bekannten, den wir das Glück hatten im Escorial zu finden, wurden wir nun auch, nachdem wir die Kirche verlassen hatten, in die gewöhnlich nicht zugänglichen, mit fabelhafter Pracht ausgestatteten königlichen Gemächer geführt, wo besonders die Gobelins, mit denen alle Wände bedeckt sind, die künstlerisch schönsten und farbenprächtigsten, die ich kenne, das Auge des Besuchers fesseln. Zwei dieser Zimmer haben ein historisches Interesse: das eine, weil Ferdinand VII. darin geboren wurde, das andere, weil Isabella II. nach ihrer Flucht aus Madrid dort ihren letzten Ministerrat hielt, bevor sie zu Gunsten ihres Sohnes abdankte und Spanien verließ. Gegen die Pracht dieser modernen königlichen Wohnung stechen die von Philipp II. bewohnten Zimmer, welche sich im unteren Geschoß neben der Kirche noch in demselben Zustande befinden, wie sie der Gründer des Escorial hinterlassen hat, durch ihre asketische Einfachheit merkwürdig ab. Die Wände sind ohne Tapeten, einfach weiß getüncht, die altväterischen, schwerfälligen Lehnstühle und Sessel mit Leder überzogen. In dem Arbeitszimmer des Königs, der trotz seines religiösen Fanatismus doch eine großartig angelegte Natur war, steht auf dem Schreibtische noch das Schreibzeug samt den Federkielen, mit denen Philipp hier vielleicht manches Todesurteil unterzeichnet hat! Daneben befindet sich ein enger halbdunkler Raum, von wo aus man durch eine Öffnung in die anstoßende Kirche und zwar gerade auf deren Hochaltar sieht. Hier pflegte Philipp II. zu beten, und hier ist er auch am 13. September 1598 gestorben.

Endlich stiegen wir in dem Kirchturm des Escorial bis an die Kuppel, unter welcher auswärts eine Galerie herumläuft, von der das Kloster und seine Umgebungen sich nach allen Richtungen hin übersehen lassen. Um noch höher zu steigen, muß man sich entschließen, die Treppe hinaufzuklimmen, welche in das massive Dach der Kuppel eingehauen ist. Dabei ist indessen nichts zu gewinnen, wohl aber sehr leicht das Gleichgewicht zu verlieren, so daß es uns geraten schien, mit der Aussicht von der Galerie uns zu begnügen. Da der Turm beinahe in der Mitte des Klosters liegt, so läßt sich von dort herunter der Plan des Gebäudes überschauen. Der Escorial bildet ein

freistehendes Viereck, dessen Regelmäßigkeit nur dadurch gestört wird, daß vor die eine Hauptfront ein schmälerer Vorbau geschoben ist, welcher einen Teil der königlichen Wohnungen enthält. Der innere Raum zwischen den vier Flügeln des Klosters wird von Quergebäuden durchschnitten, die, bald hoch, bald niedrig, bald breit, bald schmal, bald so, bald anders geformt, eine Menge großer und kleiner Höfe einschließen. Auf den vier Ecken des Gebäudes stehen vier spitze Schiefertürme, die von der Kuppel der Kirche weit überragt werden. Will man nun in diesem Ganzen die Form eines umgestürzten Rostes sehen, so habe ich nichts dagegen; meine Einbildungskraft reicht so weit nicht.

3.

Ein Stiergefecht.

— Emanuel de Cuendias —

Heute ist Montag, und wir sind im Mai; ganz Madrid eilt daher zu los Toros (zum Stiergefecht). — Für den gläubigen Moslem hat das Paradies nicht solchen Reiz, wie das ohrenkitzelnde und hirnbethörende Wörtchen: Toros! für den Spanier hat . . . Was thut heute die Geschäftswelt? Sie ist beim Stiergefecht . . . Die Richter, die Minister, die Mönche und die Bettler? . . . Sind beim Stiergefecht. Der Proletarier und der Zigeuner, der Einheimische und der Fremde, alles geht zum Stiergefecht. Wer nicht in den Cirkus selbst gelangen kann, wird draußen herumstreichen und wenigstens das Freudengeschrei des Volkes, das Beifalls= oder Zornstampfen der vierzigtausend Füße, den Kupferklang der Zimbeln und das Schmettern der Trompeten hören; sieht er nicht den lebendigen Stier mit eingelegten Hörnern den Toreador bekämpfen, so wird er ihn wenigstens tot, blutend, zerfetzt erblicken; die Zigeuner werden in sein Blut ihre seilgeflochtenen Schuhe tauchen, um sie dauerhafter zu machen, und der Straßenjunge wird damit sein Halstuch färben, um sich ein matadorartiges Ansehen zu geben. Aber die Funcion beginnt gleich: eilen wir auf den Balkon, den man für uns gemietet hat. Hört ihr das höllische Konzert, welches über zweitausend ungeduldige Stöcke und über viertausend wütende Füße auf den Brettern der Tribüne aufführen! . . . Es ist 10 Uhr vorbei, und der Kampf beginnt nicht, obschon alles bereit ist. Die Stiere schnaufen in ihren Zwingern; der Divisero ist auf seinem Posten;

die Picadores sitzen auf ihren dürren Rößlein; die Chulos, den Spieß am Gürtel, die Cigarre zwischen den Fingern, spazieren in der Arena umher; die Capeadores und Banderilleros, in ihren Mäntelchen von farbiger Seide, wiegen sich prüfend auf den gelenken Knieen; die Espadas aber, d. h. die Hauptleute der Quadrillas de Toreros, stehen mit ernster Miene da, das Auge auf den Balkon des Gefe Politico geheftet. Jener schwarze Mann in altspanischer Tracht, mit Federhut und steifer Halskrause auf dem altersschwachen Gaul, ist der Alguazil. Hinter ihm reitet ein Kavallerie-Pikett, welches ganz unnütz ist, denn die Spaziergänger räumen die Arena von selbst mit Vergnügen. Jetzt hält der Alguazil ganz allein in der Arena. Seine Rosinante senkt den Kopf zur Erde, der Reiter aber heftet den Blick auf den königlichen Balkon, von wo der Gefe Politico ihm den Schlüssel zuwerfen soll. Diesen händigt er dann feierlich dem Chulo ein, der sich den Schein giebt, damit den Toril (Stierzwinger) zu öffnen, — der Toril ist mit einem einfachen Holzriegel geschlossen, aber der Schlüssel, vom Balkon fliegend aus der Hand des Königs oder seines Stellvertreters ist ein notwendiges Symbol. Aber der Gefe Politico ist noch nicht da. Wir wollen die Zwischenzeit benützen, um euch so schnell als möglich in die Geheimnisse des Stiergefechts einzuweihen. Um zuerst von den Tieren zu sprechen, so ist nicht jeder Stier auf gleiche Weise zu behandeln. Ehe der Fechter seinen Hörnern trotzt, muß er genau unterscheiden können, ob das Tier naiv und offen, rührig, mißtrauisch und mordlustig, schnellfüßig, listig oder feige ist. Jede dieser Eigenheiten erfordert eine besondere Taktik, und vom geringsten Versehen hängt das Leben und außerdem der Ruf des Toreadors ab. Denn es kritisiert das Publikum, welches seinen Platz im Cirkus bezahlt hat, den Stier und den Toreador mit gleich unerbittlicher Strenge. Der Stier soll furchtbar, der Toreador graziös und ritterlich sein. Sein geringster Fehler ist verhängnisvoll; bekommt er einen Hornstoß, so wird gezischt; sein Tod ist gräßlich und lächerlich zugleich. Man kann sich daher denken, welches Studium die spanischen Stierfechter auf ihren Gegenstand verwenden und bis zu welchem Grade die Kunst heutzutage vervollkommnet ist. Ein Toreador muß mutig und leicht gebaut, aber nicht tollkühn sein. Wer nicht kaltblütig und rasch wie der Blitz den rechten Augenblick zu benützen weiß, endet früher oder später sein Leben auf den Hörnern des Stieres.

Die Toreadors sind teils Fußgänger, teils Reiter; beide haben ihre besonderen Regeln, aber ein Zug, der das Stiergefecht charakterisiert ist, daß der Toreador seinen Feind mit ehrlichen Waffen ohne Hinter-

list und mit der größten Ritterlichkeit bekämpfen muß. Den Matador ausgenommen, wagen alle Toreros das Leben, ohne daß sie den Stier töten könnten; selbst die Lanze des Picadors ist nur eine Schutzwaffe, ihre Eisenspitze ist nicht mehr als 2—3 cm lang, und kaum stärker als eine große Stricknadel, so daß man das Tier damit höchstens von sich abwenden kann. Die Fußgänger (peones) unter den Stierfechtern teilt man in Capeadores (Mantelschwinger, die vor den Hörnern des Feindes in sehr graziösen und gefährlichen Touren herumtanzen), Banderilleros (welche Raketen und Pfeile dem Tiere auf den Hals pflanzen), Chulos (Lückenbüßer), Cacheteros (Faustschläger), die dem Stier den Gnadenstoß geben, wenn ihn der Matador gefällt hat; der Faustschlag, Cachete, geschieht mittelst eines kurzen, starken Dolches und besteht in einem Stoß in die Naht zwischen Stirn- und Hinterkopfbein, und endlich in Matadores oder Espadas (Totschläger, Schwertträger). Jeder Matador befehligt eine Quadrille von Capeadores, Banderilleros und zwei oder drei Picadores.

Der Toreador macht die Bekanntschaft des Stiers erst im Cirkus, errät aber auf den ersten Blick seine Eigenheiten. Der echte Toro ist nicht über sieben und nicht unter fünf Jahr alt, hat feines, glänzendes Haar, einen langen elastischen Schweif, gelenke Knie, kleine Hufe, starke schwarze und nicht zu lange Hörner, bewegliche, runde Ohren und feurige dunkle Augen. Das ist ein Stier von Rasse. Je tapferer der Toro, desto leichter ist er zu behandeln, desto besser kann der Toreador mit ihm glänzen, indem er die verschiedenen Nuancen dieses gefährlichen und in Spanien so sehr beliebten Kampfspiels regel- und schulgerecht den Augen der gaffenden Menge vorführt.

Doch die Fanfaren ertönen. Da ist der Gefe Politico; er grüßt mit weißem Schnupftuch, und der Schlüssel fällt in den Hut des Alguazils, neues Trompetengeschmetter: das Drama hat begonnen. — Bravo, Picador, Deine Lanze hat den Stier geschickt abgewendet . . . der Stier ist brav. Himmel! der zweite Picador ist nicht so glücklich, sein Pferd ist ausgeweidet. Statt links auszuweichen, hat er die Bestie herankommen lassen, und gleitet mit der Lanze über ihren Rücken hin, statt ihren Hals zu stacheln . . . glücklicherweise ist der Stier naiv und folgt dem seidenen Mäntelchen des Capeadors, der ihn im rechten Augenblick herausfordert. Der Ungeschickte wird Zeit haben, aufzustehen, während die Toreros zu Fuß seinen wütenden Gegner beschäftigen.

Doch versäumen wir nicht den zweiten Akt. Die Picadores haben das Ihre gethan. Jetzt dreht und wendet sich der Kampfstier im Kreise,

den leisesten Bewegungen des Capeadors folgend. Wenn das Ballet zwischen dem Stier und den Capeadores zu Ende ist, wird der dritte Akt beginnen. Da werden die verräterischen roten, gelben, grünen oder weißen Papierchen erscheinen, die man Banderillas nennt und die den Toro zu neuen Heldenthaten reizen sollen. Und wenn die einfachen Banderillas nichts helfen, so kommen die Banderillas de Fuego an die Reihe.

Sehen wir noch einmal dem Capeador zu; er befindet sich gerade unter unserem Balkon, und wir können sein Manöver aus der Nähe beobachten. Er steht $1\frac{1}{2}$ — 2 Meter weit vom Toro, der ihn fest anstarrt, und hält das Mäntelchen mit beiden Händen vor ihm ausgespannt. Jetzt stürzt sich der Kampfstier gerade auf den Gegner los, um ihn mit einer cabezada über die Dächer zu schleudern . . . aber fürchtet nichts, der gewaltige Stoß trifft nur den farbigen Mantel. Rasch wie der Blitz macht der Capeador eine Viertelswendung von links nach rechts, dreht sich auf dem Absatz herum, macht einen Seitensprung, senkt den Mantel und verschleiert damit die Augen des Tieres, welches blind vorüberschießt. Kehrt der Stier um, so fängt das Manöver wieder von vorn an.

Wieder schallen die Trompeten. Der Stier will nichts mehr von den Picadores wissen, die ihn mit der Lanze abgewehrt, und nichts von den Capeadores, die ihn gelockt, gefoppt und ermüdet haben. Jetzt kommen die Peones, jeder mit zwei Banderillas bewaffnet. Nehmt euch in acht, ihr Banderilleros, und thut eure Pflicht. Ha, der Eine wird schon ausgezischt, aber mit Recht. Statt gerade auf den Kampfstier loszugehen, beide Arme zwischen die Hörner zu stecken, im selben Augenblick eine Viertelsbewegung und einen Sprung zu machen, um die Banderillas an den Hals zu heften und die Bestie vorbeischießen zu lassen, will er dem Tier von der Seite beikommen, wird beinahe von den Hörnern gepackt und läßt die Banderillas fallen . . . Jetzt aber sitzt ein Paar nach den Regeln der Kunst, mitten am Halse zu beiden Seiten des schwarzen Streifens, der die Rückenwirbelsäule bezeichnet. Bravo! . . . Der Ungeschickte will seine Scharte auswetzen. Er hat die Banderillas auf den Rücken gesteckt. Aber der Stier kann nicht mehr fort. Er will ausruhen. Feuerbanderillas! ruft die grausame Menge. Dies sind fürchterliche Pfeile, die unter schön bemaltem Papier höllischen Brand verbergen. Das Stäbchen mit gekrümmter Eisenspitze, an welchem die mit Zündschwamm anzubrennenden Raketen befestigt sind, ist mit tausend phantastischen Papierschnitzeln und farbigen Bändchen

geziert. Das nennt man Feuerbanderillas. Schon sitzen zwei am Hals des armen Toro. Die Raketen platzen, ein unauslöschliches, unbarmherziges Feuer rieselt ihm über den Nacken, dringt in die zahlreichen Wunden, die ihm Lanzen und Pfeile gemacht, und treibt ihn zur Raserei. Armer Stier, jetzt hast du keine Ruhe mehr, bis du zu Tode gehetzt bist. Seht, wie er verzweifelt hin und her rennt, springt und stürzt und wieder aufspringt mit wilden Sätzen; ach, und wie er brüllt; es ist herzzerreißend anzusehen, wie er brüllend das schaumtriefende Maul gen Himmel hebt, als riefe er die Gerechtigkeit des Himmels gegen die Grausamkeit der Menschen an. Armes Tier! Jetzt kommt das Duell zwischen einem bis zur höchsten Wut gereizten Stier und einem ruhigen Fechter, der keine Trutz- und Schutzwaffe führt, als einen Degen und ein viereckiges, an einem Stäbchen befestigtes Seidenzeug. Die Waffen sind ziemlich gleich. Der Stier hat seine furchtbare Kraft, der Mann seine Kunst. Der Mann, werdet ihr sagen, ist im Vorteil. Ja, er wäre es, wenn er den Gegner töten dürfte, wo und wie er gerade kann, dies aber ist nicht der Fall. Er muß, so lieb ihm seine Ehre ist, den Matador-Comment beobachten. Erstens muß er den Stier von vorn angreifen und den rechten Arm zwischen die Hörner stecken, zweitens muß sein Degen auf ein Haar den Punkt treffen, wo der dunkle Streifen, welcher die Rückenwirbelsäule bezeichnet, zwischen den beiden Schulterblattspitzen durchgeht, drittens muß der Kampfstier auf einen Stoß fallen, wie vom Blitz gerührt, und zu diesem Zweck muß der Degen ganz in den Körper eindringen und gerade durchs Herz gehen. Die Beobachtung dieser Regeln verzehnfacht natürlich die Gefahr des Matadors. Geschieht es ihm, daß er zwei oder mehrmals stoßen muß, dann ist es aus mit seinem Ruhm.

Doch heute erleben wir keine Scene der Art, denn die Trompeten läuten die Totenglocke des Toro, und der berühmte Montes tritt auf. Vivat der geliebte Montes! Es lebe das Schwert des Cid Campeador! So applaudiert man im voraus. Die Damen machen ihre Blumensträuße los, und die Herren ziehen die Handschuhe aus, um besser klatschen zu können: das Volk aber hebt seine Knittel, um auf die Bretter der Barriere zu donnern.

Folgen wir dem wackern Montes! . . Ein Schwung der Muleta! Eins, zwei! . . . Das Schwert ist gehoben! Der Stier bricht los, er ist tot. Da liegt er auf den Knieen vor seinem unerschütterlichen Gegner, als wollte er noch im Sterben die Überlegenheit dieses Menschen anerkennen, der dem Tode mit solcher Würde und Grazie trotzt, daß man glaubt, er habe einfach einen Freund grüßen wollen.

Bevor die Maultiere kommen, um den Stier fortzuschleppen, muß der Cachetero ihm den Rest geben. Aber wenn Francisco Montes auftritt, kann der Cachetero feiern, denn der Stier fällt, wie vom Blitz erschlagen, und die Maultiere erscheinen sogleich.

Das ist der Schluß des Dramas. Aber betrachtet einmal diese Maultiere, es ist der Mühe wert. Ihr Joch ist von vergoldetem Maroquin und Palissanderholz, behängt mit Gold- und Seidenfransen. Auf ihrer Stirn kreuzen sich kostbare Schnüre und Schleifen; zwischen ihren Ohren wallen Federbüsche von einem fabelhaften Wert; der Zaum ist von blauem Sammet, goldbesternt wie ein Sommerhimmel. Und das ganze Geschirr, auf Brust, Rücken und unter dem Halse, klingelt von Glöckchen aus massivem Silber. Ebenso überladen ist die torerosartige Tracht der Chulos, welche die Maultiere lenken. Diesen Putz bezahlt irgend ein Grande.

In alten Zeiten suchten sogar Granden und Könige einen Ruhm darin, den Stier in eigener Person zu bekämpfen, und manche hohe Herrschaft kam dabei elend ums Leben. Die Grandezza floh daher die Schranken und verschwendete seitdem nicht mehr ihr Blut, sondern ihr Gold. So traten nach und nach in die Arena Kämpfer ohne Titel und Wappen, aber von stärkerem Arm, leichterem Fuß und kälterem Mut. Die Granden wurden ihre Gönner und hielten Torerostruppen. Jede Truppe trug die Farben ihres Herrn. Nach erfochtenem Siege kam der Matador, wie ein Ritter im Turnier, mit gesenktem Schwert und Knie, um im Namen der Truppe dem Patron seine Huldigung darzubringen. Der Herr warf dann eine Börse mit Gold hinab, und am Abend sprach man von nichts als von der Tapferkeit, welche die Toreros des Herzogs von N. gezeigt, sowie von den Wunden und Geldsummen, die sie erhalten.

Manches adlige Haus ruinierte sich auf diese Weise durch übertriebene Prunksucht. Ein königliches Edikt machte diesen Ausschweifungen ein Ende und verbot den Toreros, jemandem außer dem König zu huldigen.

Der nächste Stier wird in die Arena gelassen; denn nicht weniger als dreizehn noch stellt uns das Programm in Aussicht. Doch für uns ist es des blutigen Schauspiels genug: wir lassen sie ihrem Untergange entgegeneilen und verlassen unsern Balkon. Das Drama ist ja fast immer dasselbe; man muß eben Spanier sein, um durch die Eintönigkeit nicht ermüdet zu werden.

4.

Sevilla.

— A. L. von Rochau —

Vieler Menschen Städte, wie weiland der vielgereiste Odysseus, habe ich gesehen; aber nirgends habe ich eine Stadt gefunden so voll reizvoller Anmut wie Sevilla.

Freilich die Schönheit Sevillas ist leichter zu fühlen, als durch Worte anschaulich zu machen, denn es fehlen ihr die stark hervortretenden Züge, welche der Physiognomie von Neapel, Lissabon und Konstantinopel einen überwältigenden Ausdruck geben. Jene Städte sind vorzugsweise schön als Staffage einer Landschaft. Sevilla dagegen hat eine ganz selbständige, von der Umgebung unabhängige Schönheit, die nicht aus der Perspektive, sondern aus ihrem eigenen Mittelpunkte heraus beurteilt und genossen sein will. Dabei darf man aber ja nicht an breite, geradlinige Straßen mit massiven Palästen, an winkelrechte Plätze mit irgend einer Reiterstatue in der Mitte denken.

Vielmehr sind die Häuser Sevillas nichts weniger als imponierend; aber sie haben durchweg einen blendend weißen Kalkanstrich, der ihnen ein festliches Ansehen giebt, und ihr gewöhnlich sehr einfacher Bau erhält durch zierliche Balkons vor allen Fenstern, auf denen eine Fülle der schönsten Blumen prangt, einen Schmuck, welcher die fehlenden architektonischen Zierraten hinlänglich ersetzt. Am Eingange jedes Hauses findet sich eine kleine Flur, die durch eine Gitterthür mit dem Hofe in Verbindung steht, auf welchem sich die Treppen und Ausgänge des Innern des Hauses vereinigen. Dieser Hof nun, der Patio, ist der Teil der Häuser, auf dessen Bau und Pflege die meiste Kunst und Sorgfalt verwendet wird. Der Boden des Patio ist mit Steinplatten von verschiedener Farbe belegt, die oft ein sehr zierliches Mosaikpflaster bilden. In seiner Mitte plätschert ein Springbrunnen, halb versteckt in einem kleinen Walde von Rosen oder andern Blumen und Zierpflanzen, wie sie die Jahreszeit mit sich bringt. Gold- und Silberfischchen spielen in dem Becken des Brunnens. Die eine Seite des Hofes entlang läuft ein Bogengang mit Säulen von Marmor und Jaspis, der sich zuweilen auch im zweiten oder dritten Stockwerke des Hauses wiederholt. Die Decke des Patio bildet entweder ein dichtes Gewebe von lebendigem Weinlaube, oder wo dieser grüne Baldachin fehlt, wird in den heißen Stunden des

Tages ein Sonnendach von Leinwand über den Hof gespannt. Hinter Hof und Haus befindet sich oft noch ein kleiner Garten oder ein zweiter Patio, in welchem zwischen duftigen und farbenglänzenden Gewächsen des Südens nur schmale Gänge zum Lustwandeln übrig bleiben. Und alle diese häusliche Herrlichkeit wird nicht etwa neidisch und selbstsüchtig abgesperrt, sondern ihr Anblick gehört allen Vorübergehenden. Durch jede Hausthür hat man eine Aussicht auf einen kleinen Winkel des Paradieses; denn der erste und der zweite Patio sind entweder ganz offen oder nur durch eine Gitterthür verschlossen. Im Sommer ist der kühle, frische Patio der Mittelpunkt des ganzen häuslichen Lebens der Sevillaner. Die Bogengänge desselben werden möbliert; neben seinem Springbrunnen wird der Tisch gedeckt; im Patio wird musiziert, gearbeitet, Besuch empfangen und sogar Siesta gehalten. In Gasthöfen und Kaffeehäusern herrscht dieselbe Einrichtung, so daß auch der Fremde die Annehmlichkeit dieses halb antiken und halb orientalischen häuslichen Lebens erproben kann.

Die Straßen von Sevilla sind weder breit noch schmal, weder gerade noch krumm, aber sie sind im Durchschnitte ansehnlicher und freundlicher, als die irgend einer der übrigen spanischen Städte. Freilich giebt es auch manche Winkelgassen, in denen ein breitschulteriger Mann versucht sein könnte, größerer Sicherheit wegen seitlings zu gehen. Staatsgebäude, die einen bedeutenden Eindruck machen könnten, sind in geringer Zahl vorhanden, und ebenso giebt es nur wenige großartige oder schöne Kirchen. Dafür ist Sevilla denn aber desto reicher mit herrlichen Spaziergängen ausgestattet, die mit der Aussicht auf den stattlichen und mit Schiffen bedeckten Guadalquivir stundenlang am Ufer des Flusses hinlaufen.

Der Sammelplatz der eleganten Welt ist die Alameda Cristina, welche die lange Reihe der Uferalleen des Flusses am Thore von Xeres, in der Nähe des sogenannten Goldturmes, unterbricht, und den hier sehr breiten Raum zwischen der Stadtmauer und dem Guadalquivir fast gänzlich ausfüllt.

Den Mittelpunkt der Alameda Cristina bildet eine steinerne Terrasse, zu welcher vier oder fünf Stufen hinaufführen und die von einer doppelten Reihe von Marmorbänken eingefaßt ist. Auf dieser Terrasse, welche, wenn die Sonne nicht gar zu hoch steht, ihrer ganzen Länge und Breite nach von hohen, dichtbelaubten Bäumen beschattet wird, pflegt sich gegen Abend die gute Gesellschaft von Sevilla, jedoch mit Leuten aller Stände untermischt, sehr zahlreich einzufinden. Man plaudert und trinkt Eiswasser; man unterhält sich; die Herren rauchen

ihre Cigarren; die Damen spielen ihr ewiges Fächerspiel, bis die hier sehr spät schlagende Theaterstunde oder die Kühle der Nacht das Zeichen zum Aufbruche giebt.

Ich eilte, die Kathedrale zu besuchen, den einzigen wahrhaft bedeutenden Kirchenbau der Stadt. Sie steht auf dem Platze, wo die Araber ihre Hauptmoschee hatten, von welcher auf der Nord- und Ostseite der Kirche noch zwei hohe und starke Mauern übrig sind, die den an die Kathedrale stoßenden „Orangenhof" einfassen. Die Kathedrale von Sevilla hat außer zwei Reihen von Kapellen fünf Längenschiffe, die durch sechsunddreißig Säulenbunde von riesenhaftem Durchmesser von einander getrennt werden. Das Mittelschiff kann trotz einer Höhe von 45 Meter für seine Breite fast etwas zu niedrig scheinen. Gleichwohl bringt es eine gewaltige Wirkung hervor. Darin besteht die Hauptschönheit dieses Baues, dem wenigstens inwendig aller architektonische Schmuck beinahe gänzlich fehlt. Die Außenseite desselben ist nicht so schmucklos, wie das Innere, ohne daß sie sich indessen durch außerordentliche Pracht auszeichnete. Die Portale sind bei weitem nicht so künstlich und reich gearbeitet, wie zum Beispiele das Hauptportal der Notre-Dame in Paris, geschweige denn, daß sie mit den Façaden des Straßburger Münsters und zwanzig anderer Kirchen in Deutschland und Frankreich verglichen werden könnten. Die Kathedrale steht übrigens nur nach Westen hin ganz frei. Auf den andern Seiten ist sie mehr oder weniger in Nebengebäuden versteckt.

Von diesen Nebengebäuden verdient nur ein einziges eine nähere Erwähnung: die weit und breit berühmte Giralda, welche sich an das östliche Ende der Kathedrale anlehnt, der sie als Glockenturm dient. Die Giralda, vor etwa achthundert Jahren von einem arabischen Baumeister gebaut, ist ein ursprünglich 81 Meter hoher viereckiger Turm von Backsteinen, hier und da mit zierlichen Fenstern in Form von drei- oder fünfblättrigen Kleeblättern durchbrochen und auf einem großen Teile seiner Mauern mit orientalischem Schnörkelwerk bedeckt. Im sechzehnten Jahrhundert wurde ein in drei Abteilungen spitz zulaufender Aufsatz auf den bis dahin stumpfen Turm gestellt, auf dessen Gipfel man zugleich die kolossale Figur als Wetterfahne anbrachte, von welcher jetzt der ganze Turm La Giralda genannt wird. Sonderbar genug ist es, das Bild des Glaubens, welchem man das Amt des Windhahnes gegeben hat. Der Neubau, welcher die ganze Höhe des Turmes auf 114 Meter bringt, paßt übrigens nicht übel zu dem Araberwerke, obgleich er in einem sehr verschiedenen

Stile gehalten ist. Das Ganze des Turmes macht mit einem Worte ein recht gefälliges Bild, aber es ist eine große Übertreibung, wenn man die Giralda als ein Wunder der architektonischen Schönheit ausschreit.

Man ersteigt die Giralda auf einem Wendelgange, dessen Fall so sanft ist, daß er die Stufen überflüssig macht. Man könnte ohne die mindeste Schwierigkeit auf den Turm hinaufreiten und selbst hinauffahren, wenn der Gang für einen Wagen breit genug wäre. Oben auf dem Glockenstuhle hat man die Aussicht über eine unermeßliche, aber durchaus nicht interessante Landschaft. Die Ebene von Sevilla bietet dem Auge sehr wenige Haltepunkte dar, und ihr Horizont verschwindet beinahe nach allen Seiten hin in ungewissen, charakterlosen Linien. Nur in der Richtung des Guadalquivir hat die Landschaft einen etwas lebendigeren und beredteren Ausdruck. Das jenseitige rechte Ufer des Flusses entlang läuft ein wohlbebauter Höhenzug, auf dessen Abhange und vor dessen Fuße weißglänzende Dörfer und Städte mit Kornfeldern, Olivenpflanzungen und zahlreichen Baumgruppen abwechseln, während zwischen der Stadt und jenen Hügeln der breite Strom, von Alleen und Fruchtgärten beschattet, sich in sanften Schlangenwindungen dahinzieht. Das Bild des Flusses mit seinen Umgebungen mag durch die nichtssagende Miene der übrigen Landschaft sehr gehoben werden, aber es ist auch an sich anziehend und malerisch. Der Blick auf Sevilla selbst ist von der Giralda aus nicht ganz befriedigend, weil dieser Turm fast am äußersten Ende der sehr umfangreichen Stadt liegt. Mehrere der ansehnlichsten öffentlichen Gebäude befinden sich indessen just zu den Füßen der Giralda, wie die Kathedrale, deren Plan man erst von dort oben herunter vollkommen begreift; weiter links die berühmte Tabaksfabrik mit ihren endlosen Façaden und unzähligen Höfen, südwärts der Alcazar mit seinen hohen Mauerzinnen, seinen Festungstürmen und seinen herrlichen Gärten.

Sevilla ist das spanische Rom, wenn auch ein Rom im kleinen. In keiner Stadt des Landes vereinigen sich wie hier die Denkmäler des Altertums mit den Schätzen der Kunst und mit den Schönheiten der Natur. Dazu kommt bei den Sevillanern eine feine Weltsitte, ein heiterer, geselliger Geist, eine Anmut und Eleganz des Lebens, wie man sie im gleichen Grade im ganzen übrigen Spanien nicht findet.

Die Reste des römischen Altertums sind sehr zahlreich in Sevilla und dessen nächster Umgebung. Die Mauern der Stadt mit ihren spitz auslaufenden Zinnen und ihren unzähligen Türmen gelten

wenigstens zum Teil für Römerbau. Auch der eigentümlich, aber keineswegs geschmacklos geformte Turm am Guadalquivir, dessen heutiger Name „Goldturm“ daher rühren soll, daß er Peter dem Grausamen zur Schatzkammer gedient, wird ebenfalls den großen Baumeistern des Altertums, den Römern, beigemessen; mit welchem Rechte, mag dahingestellt bleiben. Unverkennbar und unzweifelhaft ist dagegen der römische Ursprung einer Menge von Bildhauerwerken, die in und um Sevilla aufgefunden sind. Zu den merkwürdigsten dieser Kunstwerke gehören die sogenannten beiden Herkules, welche auf der nach ihnen benannten Alameda beinahe im Mittelpunkte der Stadt aufgestellt sind. Die beiden Bildsäulen, von denen nur die eine den Herkules, die andere aber einen Imperator darstellt, ruhen auf frei stehenden sehr alten Säulen, deren jede bei einer Höhe von etwa 13 Meter aus einem einzigen Granitblocke besteht.

Aus der Araberzeit hat Sevilla nur wenige, aber äußerst kostbare Baudenkmale. Das merkwürdigste derselben ist ohne Zweifel der Alcazar, ein Königspalast, von hohen Festungsmauern eingeschlossen, in welchem Prunkgemächer, prächtige Säulenhöfe, Terrassen, Galerien und köstliche Gärten in labyrinthischer Folge mit einander wechseln.

Der Stil, in welchem der Alcazar von Sevilla gebaut ist, stimmt in seinem allgemeinen Charakter durchaus mit dem Stile der Alhambra überein; in gewissen Einzelheiten machen sich indessen doch Verschiedenheiten zwischen beiden bemerklich. So findet sich hier die Hufeisenform des arabischen Bogens fast niemals so ausgebildet, wie auf der Alhambra. Der Bogen des Alcazar ist vielmehr gewöhnlich ein beinahe ganz reiner Kreisabschnitt, der ungefähr aus drei Vierteilen des vollen Kreises besteht. Ein zweiter Unterschied besteht darin, daß den Säulen des Alcazar gewöhnlich ein nach antikem Muster modellierter Knauf aufgesetzt ist, während die Säulen der Alhambra aus einem einzigen Stücke bestehen und keinen Knauf haben.

Nächst dem Alcazar ist die Giralda ein ehrenvolles Denkmal der sarazenischen Baukunst.

Auch die hohen Mauern, von denen die Kathedrale auf zwei Seiten umgeben ist, sind Sarazenenwerk, aus dem neunten oder gar aus dem achten Jahrhundert herrührend.

Die gotische Periode hat in Sevilla weniger Baudenkmale zurückgelassen, als man meinen könnte. Außer der Kathedrale ist hier kein einziges Werk der gotischen Architektur vorhanden, welches eine ernstliche Berücksichtigung verdiente.

Meine Hauptfreude in Sevilla war ein Morgen- oder Abend-

spaziergang am Ufer des Guadalquivir. Der Fluß läuft drei Viertelstunden weit unter den Wällen von Sevilla hin, so daß nur der Raum einer Esplanade zwischen seinem linken Ufer und der Stadtmauer bleibt. Diese Esplanade ist mit mehrfachen Reihen von Ulmen und anderen schattigen Bäumen bepflanzt, zwischen denen mehrere Fahrwege und sorgfältig unterhaltene Fußpfade mit einander abwechseln. Da, wo der Fluß sich rechts von der Stadt abschwenkt, ist der erweiterte Raum zu größeren und schöneren Anlagen benutzt. Die erste derselben ist die Alameda Cristina, von der ich schon gesprochen habe. Hinter ihr erstreckt sich ein Lustwäldchen wenigstens eine halbe Stunde weit flußabwärts. Schmucke Reiter auf feurigen Pferden sprengen durch die Schattengänge, in denen sich hier und da auch ein altväterischer Staatswagen zeigt, zuweilen mit fünf oder auch sieben reich aufgeschirrten Maultieren bespannt. Hier ist ein Blumenfeld in dem Buschwerke angelegt; dort sticht das saftige Grün eines Orangenhaines gegen die dunklere Färbung der Akazien und der Platanen ab, und weiterhin über duftigem Rasen wuchert Granatengebüsch, glänzend von purpurnen Blüten wie ein Weihnachtsbaum. Die entfernteren Teile dieser ausgedehnten Anlagen sind etwas vernachlässigt und verwildert, aber darum wahrhaftig nicht weniger reizend.

Den Rückweg aus diesem herrlichen Volksgarten nehme ich gewöhnlich auf einem schmalen Fußwege, der rechts mit einer dichten grünen Wand eingefaßt ist und links die Aussicht auf die Landschaft hat. Zu meinen Füßen strömt der Guadalquivir, auf dessen jenseitigem hügeligen Ufer schneeweiße Dörfer und Landhäuser aus Orangengärten und Olivenpflanzungen hervorblicken. Stromaufwärts, in einiger Entfernung, zeigt mir die Vorstadt Triana ihre stattlichen Uferstraßen und die Kuppeln ihrer vielen Kirchen. Triana gegenüber liegt der Hafen mit hundert Segeln und mit einem Gewühle, wie man es unter andern Himmelsstrichen nur in sehr bedeutenden Seestädten findet. An dem Hafen und auf dem diesseitigen Ufer streckt sich der rätselhafte Römerbau, der unter dem Namen des Goldturmes bekannt ist, in die Höhe, und bald zeigen sich auch die zweitausendjährigen Stadtmauern mit ihren spitzen Zinnen und ihren unzähligen Türmen, im Hintergrunde überragt von der majestätischen Giralda.

Diese ganze Scenerie, mit dem weichen romantischen Lichte der hinter den Hügeln von Triana untergehenden Sonne übergossen, giebt ein zauberisches Bild, das für alle Zeit mir unvergessen bleibt.

5.

Landreise in Spanien.

— Franz Lorinser —

Von Lorca ging es weiter auf das hochgepriesene Granada zu. Unser Weg führte in fast südlicher Richtung weiter, da der Westen durch eine Sierra gesperrt war, über die wir erst bei Puerto de Lumbreras, dem Ziele unserer heutigen Reise, einen Paß finden sollten. Der Weg war einförmig und öde. Allmählich verloren sich die Kornfelder, und wir fuhren in einer steinigen, unfruchtbaren, sanft ansteigenden Ebene. Der Anblick der Sierren, die in allen Richtungen den Horizont begrenzten, war, wie stets in der Nachmittagsbeleuchtung, prächtig. Auf einem vorspringenden Felsen erhob sich malerisch ein maurischer Wartturm. Die öde, unangebaute Ebene war mit großen, am Boden hinkriechenden Kapernsträuchern und mit vielen stark riechenden, aromatischen Gewächsen bedeckt, unter denen besonders häufig eine Artemisienart war, deren penetranter Geruch, da sie in großen Massen gesammelt und in den Häusern der Ortschaften aufbewahrt wird, oft die Straßen der spanischen Dörfer erfüllte. Auf den 20 Kilometern, die wir zurücklegten, trafen wir keine einzige Ortschaft an. Puerto de Lumbreras, das letzte elende Städtchen der Provinz Murcia, erreichten wir schon um sechs Uhr. Von dem kleinen Orte, der am Fuße felsiger Sierren liegt, und dessen Häuser sich zum Teil an ihren Abhängen erheben, ist weiter nichts zu sagen, als daß die dortige Posada (Wirtshaus) die schlechteste war, die ich auf meiner ganzen Reise angetroffen. Das elende Zimmer, das ich erhielt, war schmutzig. Nichtsdestoweniger wurde das Bett, ohne Bettstelle, auf dem schmutzigen Lehmboden zurecht gemacht. Am späten Abend ließ sich vor meinem Fenster ein Guitarrenspieler hören, der eine muntere Gesellschaft mit seinem Gesange und seiner noch rauheren Begleitung unterhielt.



Abb. 53. Blütenzweig des Kapernstrauchs.

Noch glänzten die Sterne am Himmel, als wir am andern Morgen Lumbreras verließen, und in der Dunkelheit von dem Hausknecht der Posada auf den rechten Weg geleitet wurden, der mittelst eines beschwerlichen Gebirgspasses uns nach Andalusien hinüberführen sollte. Dieser Hauptpaß, welcher Murcia mit Andalusien verbindet, ist

von höchst eigentümlicher Beschaffenheit. Er wird nämlich durch nichts anderes, als durch das trockene Bett eines Gießbaches gebildet, der

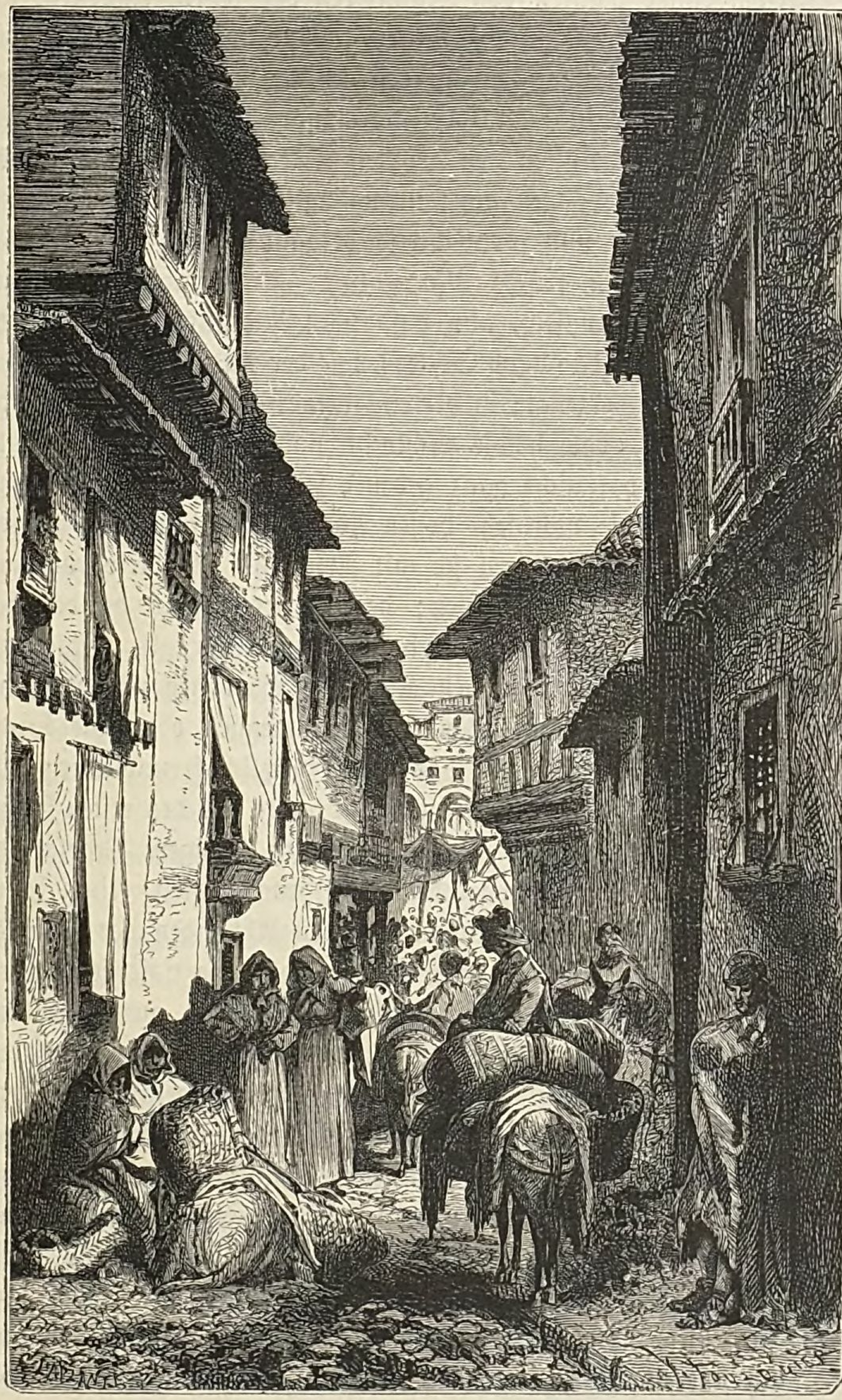


Abb. 54. Eine Straße in Süd-Spanien.

zwischen den Felsen der Sierra einen Durchgang gewühlt hat, woselbst man ohne Weg und Straße in dem Kies und den Steinen, die

das Wasser hier angeschwemmt hat, fortzukommen suchen muß, so gut es eben geht. Ein Wagengeleise war nirgends sichtbar; höchstens konnte man zuweilen einige Spuren von Maultieren oder Eseln entdecken, die ihren Weg hier mühsam gesucht hatten. Eine solche Schlucht, die das von den Bergen im Winter niederströmende Wasser zwischen den Felsen gebildet hat, nennt man barranco, und diese Barrancos bilden in dem gebirgigen Andalusien den größten Teil der Kommunikationswege, die sehr oft für Wagen ganz unzugänglich sind. Da der Weg höchst beschwerlich war und fortwährend bergauf führte, ging ich hier meistens zu Fuß. Die frische Morgenluft, der prächtige Sonnenaufgang und das Bewußtsein, nun bald nach Andalusien zu kommen, in die tierra de Dios (das Land Gottes), wie der Andalusier prahlerisch sein Vaterland nennt, erzeugte in der einsamen Wildnis in mir eine sehr heitere Stimmung, obgleich die Schlucht unheimlich genug aussah, und auch in der That nicht ganz geheuer sein mochte. Die Gegend war wild und öde; die nicht sehr hohen Abhänge des Barranco zeigten teils kahle Felsen, teils waren sie mit Artemisia, Espartogras und anderen wilden Kräutern bewachsen; der Horizont war bei den beständigen Windungen des engen Thales sehr beschränkt. Nachdem wir wohl an zwei Stunden in dem Kiese des Barranco uns mühsam fortbewegt hatten, ohne einem Menschen zu begegnen oder eine Spur von Kultur zu bemerken, wurde das Thal plötzlich freundlicher; ein helles Bächlein, das an der Seite rieselte, brachte uns den ersten Gruß aus Andalusien, und mit ihm erschien auch eine üppigere Vegetation. Weiden, Pappeln und Tamarindenbüsche umkränzten seine Ufer. Hier zeigte sich auch einiger Anbau auf den Abhängen des Thales. Weinstöcke zogen sich bis zu bedeutender Höhe die fast senkrechten Felsen hinauf, welche nur höchst mühsam und mit ausdauerndem Fleiße für die Kultur gewonnen worden sein konnten. Der Horizont war im Westen, so lange wir auch schon bergan gefahren waren, immer noch durch neue Höhen beschränkt, die erstiegen werden mußten. Zuweilen erschien eine Ziegenherde an den Abhängen oder irgend eine einsame Wohnung, von einem kleinen, grünen Fleck umgeben, der durch Mais oder Canna hervorgebracht wurde. Endlich erreichten wir die Höhe und waren nun in Andalusien. Ein großartiges Panorama eröffnete sich hier. Hohe und steile Felsgebirge stiegen empor und türmten sich übereinander, deren kühne, wild zerrissene Formen an die Alpen erinnern. Sie gehörten zu der Sierra Estancias und Sierra de Maria, die als letzte Ausläufer der Sierra Nevada betrachtet werden können. Die Aussicht beherrschte, soweit die Gebirge es zu-

ließen, einen sehr ausgedehnten Umkreis. Rechter Hand erblickte man (gegen Norden) ein weites, von entfernteren Sierren eingeschlossenes Thal. Im Nordwesten glänzte von einem Bergabhange aus der Ferne die Stadt Velez el Blanco mit ihrem malerischen Kastell herüber.

Nachdem wir auf der Hochebene noch einige Schritte gefahren waren, eröffnete sich vor uns das tiefe, von den kühn anstrebenden Felsspitzen der Sierra de Maria im Westen begrenzte Thal. Aus ihm blickte Velez el Rubio, die erste andalusische Stadt, die wir betreten sollten, hervor, tief unten zu unseren Füßen gelagert und umgeben von einer üppigen Vegetation, die hier meist aus Ölbäumen und Pappeln bestand. Ein halsbrecherischer Hohlweg führte uns wohl eine Stunde lang den mächtigen, steilen Abhang hinunter. Dieser war felsiger und zugleich sumpfiger Natur, und bald rieselte ein klarer Bach in der Mitte unseres Weges, von fingerdicken, manneshohen Binsen begleitet, die in außerordentlicher Üppigkeit hier wuchsen. Ein weißer Adler mit schwarzen Flügelspitzen umkreiste uns ganz in der Nähe. Unten im Thale angekommen, fuhren wir eine Zeitlang zwischen grünem Gebüsch am Wasser hin, das hauptsächlich aus blühenden Tamarindensträuchern gebildet wurde, die mit ihren feinen, zarten Blättern einen außerordentlich schönen Baumschlag bilden. Dann ging es noch einen steilen, mit fruchtbaren Gärten bedeckten Berg hinan, um die am Abhange erbaute Stadt zu erreichen, in deren Posada wir gegen 10 Uhr anlangten. Ein Gang auf den in der Nähe der Posada gelegenen Hügel belohnte durch die herrliche Aussicht auf das rings von hohen, wild zerrissenen Felsen eingeschlossene, äußerst fruchtbare Thal. Andalusien empfing uns, man mußte es bekennen, mit einer Gegend von großartig schönem Charakter.

Am Nachmittage durchfuhren wir das wilde Thal, das zwischen der Sierra de Maria und der Sierra Estancias sich hinzieht, deren hohe, großartige Gipfel majestätisch herniederragten. Der Weg, der in der Nähe der Städte in der Regel gut ist, verlor sich bald wieder in ein geleisloses, breites Barranco, das, von einem Bache bewässert, mitunter schöne Baumgruppen darbot. Namentlich waren es prächtige, hohe Pappeln, die in dem Kiese des trockenen Strombettes wuchsen, und herrlichen Schatten gaben. Die Pappeln gewinnen in diesem südlichen Klima ein viel feineres, zierlicheres Ansehen als bei uns, und sind hier ohne Zweifel zu den schönen Bäumen zu rechnen, was man von den unsrigen nicht immer sagen kann.

Je weiter wir kamen (meist wieder sanft berganfahrend), desto ausgedehnter wurde das Thal, und öde Stoppelfelder bedeckten die

Fläche. Um 6 Uhr gelangten wir zu dem kleinen, in einer wellenförmigen, mit Stoppeln bedeckten, baumlosen Hochebene gelegenen Dorfe Chirivel, dessen Lage nur durch die majestätischen Sierren, die im Norden und Süden sich erheben, einiges Interesse erhielt. Unser durch die mühseligen Barrancofahrten ermüdetes Pferd bedurfte der Ruhe, und wir beschlossen deshalb, für heute hier zu bleiben. Die Posada war, wiewohl von der geringsten Klasse, doch ungleich besser als die in Bumbreras, und ließ wenigstens an Reinlichkeit nichts zu wünschen übrig. Ein kleiner Spaziergang in der herrlichen Abendluft, im Angesicht der phantastischen Sierren und der neuen Mondsichel, die friedlich am Abendhimmel glänzte, war recht angenehm, und ein im Staube der Straße sich wälzender Esel bot eine höchst komische Scene dar. Ein bejahrter Fuhrmann, der, von Granada kommend, ebenfalls hier eingekehrt war, versuchte auf einer alten Guitarre zu klimpern, um welchen Kunstgenuß wir jedoch, da recht zur Unzeit eine Saite sprang, leider gebracht wurden. Die hier von den gemeinen Leuten gebrauchten Guitarren sind von sehr roher und einfacher Konstruktion und bestehen nur aus einigen zusammengeleimten, unpolierten Brettern, die mit schlechten, schnarrenden Saiten überzogen sind.

Von Chirivel brachen wir am folgenden Tage wiederum in aller Frühe auf, und durchzogen zuerst eine öde, einförmige Gegend, die jedoch höchst fruchtbar zu sein scheint, denn alles war mit gelben Stoppelfeldern bedeckt, auf denen das Getreide in mächtigen Schobern aufgespeichert stand. Die hügelige Beschaffenheit des Bodens beschränkte beständig den Horizont und würde den Weg höchst langweilig gemacht haben, wenn nicht die eigentümliche Gestalt der Sierras, die von allen Seiten herniederschauen, der Gegend jenen pikanten, echt spanischen Charakter verliehen hätte, der das Interesse an derselben stets rege erhält. Sehr wenig Verkehr scheint auf dem einsamen Wege stattzufinden, der selten die Spur eines Wagengeleises zeigte, und oft mehr erraten werden mußte, als daß er mit Bestimmtheit hätte verfolgt werden können. Überall, wo Wasser vorhanden ist, wird auch die Vegetation frisch und treten Bäume hervor, hier meist nur Pappeln, Ölbäume und Tamarindenbüsche. Palmen findet man hier nirgends. Das frische, auch im Sommer stets lebhafte Grün des Weinstocks kontrastiert schön mit den nackten, weißen, ausgebrannten Abhängen, an denen er wächst.

Weiterhin geht es durch wüstes, unangebautes Land, und über einige nicht unbedeutende Hügelketten, deren Lehnen auf dem

weißen, kalkigen Grunde meist tigerartig punktiert sind durch die Büschel des Espartograses und einer Art Artemisia. Eine besondere Art von Rebhühnern mit buntem Gefieder zeigte sich hier (wie schon am vorigen Tage in dem Lumbreras) ziemlich häufig. Auch wilde Bergkaninchen sah man hie und da springen. Der Charakter der ganzen Gegend war öde und einsam. Gegen 10 Uhr kamen wir nach Cullar de Baza.

Cullar ist eine der sonderbarsten Städte, die ich angetroffen. Es bedeckt mit seinen weißen, zum Teil nur aus Lehm gebauten Häusern den südlichen Abhang eines dürren, schattenlosen Hügels, dessen Gestein gleichfalls von blendend weißer Farbe ist. Eine fruchtbare, von einem Bache bewässerte, üppige Huerta (Pflanzung) erfüllt das Thal, das sich am Fuße dieses Hügels hinzieht, und bedeckt zum Teil eine gegenüberliegende Berglehne, die oben gelbe Stoppelfelder und auf ihrem höchsten Punkte einen alten, sonderbar gestalteten, maurischen Turm trägt. Das hoch an der Berglehne gelegene Städtchen beherrscht eine weite, in große Ferne sich erstreckende Aussicht über eine vielfach von Hügeln durchzogene und von Schluchten durchfurchte Ebene, die rings von blauen, am Horizont sich erhebenden Sierren umkränzt wird. Das Eigentümlichste dieser Stadt aber, das ihr ein höchst sonderbares Ansehen giebt, sind die auf dem oberen Teile des Hügels, an dessen steilem Abhang sie gebaut ist, aus der Erde pyramidenförmig aufsteigenden Schornsteine von Lehm, die den Rauch aus den in den Berg hineingearbeiteten Höhlen entlassen, welche den Zigeunern und armen Leuten zum Aufenthalt dienen. Man glaubt eine Stadt von Troglodyten zu erblicken. Durch die engen, steilen, mit dem schlechtesten Pflaster bedeckten Gassen arbeiteten wir uns mühsam bis zum Markte hindurch, woselbst die Posada befindlich war. Auf dem kleinen Platze, dessen eine Seite eine Kirche einnimmt, saßen in dem schmalen Schattenrande längs der Häuser eine Menge Fruchtverkäuferinnen, die uns Melonen zum Dessert unseres Mittagsessens lieferten.

Nach demselben machte ich einen höchst interessanten Spaziergang, von der Hitze wenig belästigt, die hier durch kühlenden Luftzug, der wohl schon von der Sierra Nevada herwehen mochte, angenehm gemildert wurde. Ich stieg zuerst durch krumme und steile Gäßchen zu seinen Höhlenwohnungen empor, die in den weißen Gipsfelsen gearbeitet waren. Man hat hier eine schöne und weite Aussicht, die nur durch das allzublendende Sonnenlicht, das von den weißen Häusern und dem weißen Erdboden zurückprallt, den Augen beschwerlich fällt. Desto lieblicher nimmt sich das frische Grün der Huerta im Thale

aus, und der auf dem gegenüberliegenden Hügel stehende einsame Turm, der mir so interessant erschien, daß ich beschloß, durch das Thal der Gärten mir einen Weg zu ihm aufzusuchen. Ein angenehmer Fußsteig war bald gefunden, der mich zuerst durch üppige Anpflanzungen und dann, den steilen, buschigen Abhang empor, durch eine wilde Schlucht, und weiter über Stoppelfelder zu dem gewünschten Ziele führte. Ich unterhielt mich lange damit, die in Spanien sehr häufigen Eidechsen zu beobachten, die mit unglaublicher Beweglichkeit an den Mauern und über die Felsen hingleiten, und von denen manche bis zu einem Meter lang sind. Es sind ganz unschädliche, allerliebste Tiere, grün und gelb prachtvoll gezeichnet, mit einem klugen Kopf und äußerst niedlichen Augen, aber so scheu und schnell, daß sie bei der geringsten Bewegung, die man macht, wie der Blitz in ihre Löcher verschwinden. Der merkwürdige, maurische Turm war eine Ruine, nur von Eulen und Fledermäusen bewohnt. Die Aussicht von dieser Höhe ist prachtvoll, sowohl auf die Stadt, die man hier vollständig übersehen kann, als auf die weite, von Hügeln und Schluchten durchfurchte Ebene, aus der hohe Gebirge an allen Richtungen des Horizontes emportauchen.

Die kolossale Mauer der Sierra Nevada, deren Schneefelder von den letzten Strahlen des Tages vergoldet wurden, bildete den majestätischen Hintergrund. Über alles war ein rosiges Dämmerlicht ausgegossen, das die letzten Reflexe der untergehenden Sonne noch eine Zeitlang über dem Thale erhielten.

6.

Alhambra und Generalife.

— G. von Beaulieu —

Wir waren in Granada. Zwei Hügel erheben sich innerhalb der Stadt, die Alhambra und der Albaicin, dieser ist jetzt der Wohnort der Schmuggler und Zigeuner, auf jener befindet sich das Maurenschloß, welches wir im engeren Sinne Alhambra nennen. Der lang hingestreckte Hügel der Alhambra ist treffend mit einem Flügel verglichen worden, seine beiden Spitzen liegen nach Südost und Nordwest. Die Nordseite des Felsens wird scharf abfallend vom wilden Darro bespült; im Nordost bildet den Abschluß des Berges das Lustschloß Generalife, über dem ein steiler Felskegel aufragt. Im

Süden fällt der Fels sanfter ab und hier ist er mit dem schönsten Walde bestanden, jeden Baum hat man dazu aus England herbeigeschafft und die Spanier staunen die Ulmen so an, wie wir wohl die Palmen.

Langsam stieg ich die Straße hinauf und trat aus dem Staube und der Hitze der unteren Stadt in den erfrischenden Ulmenhain. Auf dem grünen Untergrunde spielten Licht und Schatten, zur Linken des Weges plätscherte ein krystallheller geschwätziger Bach, Ruhebänke von Stein luden zum Sitzen ein. So war ich denn am Fuße der Alhambra und zugleich wie in einem deutschen Walde, ein Anblick, der mir lange nicht geworden.

„Wasser! Wer wünscht Wasser?" tönte eine langgezogene Stimme. Ein spitzohriges Maultier kam die Straße herauf, rechts und links am Sattel hingen große Thonkrüge, die der Wasserverkäufer oben an der berühmten Quelle der Alhambra füllen wollte. Er selbst folgte in koketter Tracht, die rote Faja um den Leib, den schwarzen Sombrero schief aufgesetzt, eine Cigarette im Munde, seinem Tiere, es mit Stößen und Liebkosungen antreibend. Ich ging mit ihm. Bei einem Springbrunnen bogen wir zur Linken. Ein arabisches Thor in schön geschwungenem Hufeisenbogen erhob sich vor mir, die Torre de Justicia.

Das Thor birgt einen engen, festungsähnlichen Gang, der im Bogen wieder ins Freie führt. Ein neuer Anstieg geht an einem zweiten anmutigen Portale vorbei, — der Torre del Vino. Es ist mit seinem Hufeisenbogen und zierlichen Ornament noch größtenteils erhalten.

Einige Schritte weiter und ich stand auf einem mäßig großen Platze, der Plaza del los Algibes. Zur Linken erhebt sich die Torre de la Vela mit der kleinen Wachtglocke, welche jede Nacht den Thalbewohnern die Zeichen für die Bewässerung der Gärten und Felder angiebt.

Von dem Turme hat man die schönste Aussicht auf Granada, die Vega und die Sierra Nevada. An seinem Abhange liegt ein entzückender Garten mit tropischer Vegetation und herrlichen Fernsichten. In der Mitte des Algibes-Platzes befindet sich die Cisterne, welche der Darro speist, auch der Brunnen, dessen Wasser so begehrt ist. Zur Rechten ragt hinter Myrtenhecken und blühenden Akazien, welche den Weg beschatten, ein runder cirkusähnlicher Renaissancebau. Es ist der Palast Karls V. Um ihm Raum zu schaffen, wurde einer der zierlichsten Teile der Alhambra heruntergerissen.

Von dem maurischen Palaste selbst ist, auch wenn man dicht

davorsteht, wenig mehr als die Außenmauer zu sehen. Er birgt alle Zierlichkeit, allen Reiz in seinem Innern. Durch eine unscheinbare Pforte trete ich ein und wende mich zur Rechten. Wie durch einen Zauberschlag bin ich mitten im Orient, im Löwenhofe, dem schönsten Patio der Alhambra. Er ist ein Oblongum, von Säulenhallen umgeben, die auf den Schmalseiten zu zwei, mit runden Kuppeln überwölbten Pavillons vortreten. Die Säulen sind teils gekuppelt, teils einzelstehend, von herrlichem, durchsichtigem Marmor, dem Zeit und Luft eine reiche Patina gegeben; die inneren Wände sind mit Kacheln und bunter Bemalung geschmückt. Die ziemlich kleinen und sehr schlanken Säulen tragen pfeilähnliche, durch schöne Hufeisenbogen miteinander verbundene Aufsätze. Die Wand, welche auf ihnen ruht, besteht aus einer Fülle der zierlichsten Ornamente, sie ist durchbrochen wie Filigranarbeit, und der tiefblaue Himmel Granadas schimmert durch sie hindurch. Der Fußboden ist von weißem Marmor, die Decke der Säulenhalle flach aus schön geschnitztem Cedernholz, die der Pavillons besteht aus Stuck, wie die Wände und erhebt sich in Stalaktitenwölbung, welche Spuren von blauer Bemalung zeigt. Das Äußere der Kuppeln war einst ganz von Gold schimmernd, es ist jetzt mit grün-, blau-, weiß- und schwarzglasierten Ziegeln versehen, ebenso das schräge Dach der Arkaden. Die Bogen der Thür und der Ajimenes (kleinen doppelten Fenster) der inneren Wand sind mit Denksprüchen und Arabesken reich umrahmt.

In der Mitte des offenen Hofes befindet sich der Löwenbrunnen, von dem schon soviel Dichter gesungen haben. Ein Bassin von Alabaster ruht auf zwölf bärtigen Löwen, die nicht natürlich aussehen, sondern Wappentieren gleichen. Sie sind absichtlich so gearbeitet, denn der Islam verbot die naturgemäße Versinnlichung gottgeschaffener Wesen. Die Fontäne über ihnen und die Röhren in ihren offenen Rachen spieen zur Araberzeit immer Wasser; jetzt geschieht es nur bei hohem Besuche und Festen in der Alhambra. Doch wenn auch das Plätschern der Fontäne fehlt, der Löwenhof ist auch ohne den belebenden Quell zur Maienzeit einer der poetischsten Plätze auf Erden. Der Duft der Orangen und Limonen aus dem benachbarten Orangenhofe dringt herein und mischt sich mit dem Wohlgeruche der blühenden Akazien auf dem Algibes-Platze, die Nachtigallen flöten schmelzend in den Gärten der Alhambra, der süße Klang tönt zu mir, während ich, auf orientalische Weise kauernd, mich auf den Steinboden niederlasse. Der blaue Himmel schimmert durch die Spitzenwände der Pavillons, in dem goldigen Sonnenlichte erscheinen die weißen Marmor-

säulen durchsichtig und mit Leben durchgossen; die Bienen summen und fliegen zu den nahen Blüten; ein paar Schwalben, die in den

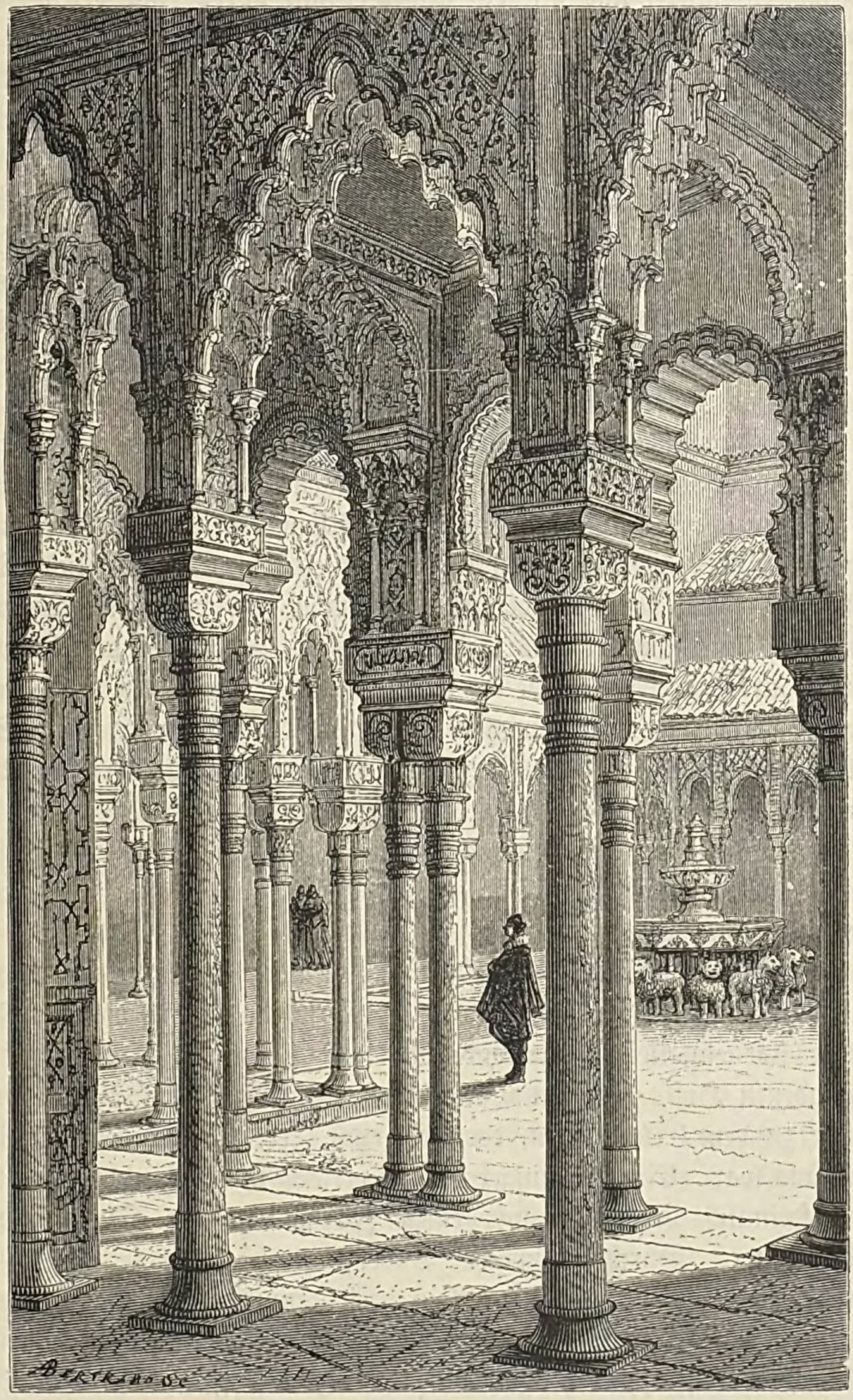


Abb. 55. Der Löwenhof in der Alhambra.

Gängen nisten, flattern über den Hof und dann in den blauen Äther empor; weiße Schmetterlinge lassen sich auf den ehrwürdigen bärtigen

Löwenköpfen nieder. Ohne Blumen, ohne Baum ist der Löwenhof; die Träger seines Brunnens sind die einzigen Darstellungen des Lebens, welche er enthält und dennoch atmet er fast hörbar mit der wundersamen Natur des Südens. Schritte erschallen — ich raffte mich auf und ging in das anstoßende Gemach, die Halle der Abencerragen. Boabdil der Kleine soll seine Mutter hier an ihrer christlichen Nebenbuhlerin Zoraya, dem Stern des Morgens, gerächt und deren Anhänger, die ritterlichen Abencerragen, ermordet haben. Die Blutflecke werden romantischen Freunden noch heute gezeigt. Die Halle ist einer der reichsten Räume der Alhambra. Stalaktitendach, dessen rote und blaue Bemalung teilweise noch zu sehen ist, wölbt sich über ihr. Eine Galerie, wie sie die Araber so liebten, zieht sich unter den tausend Zacken und Tropfsteinbildungen der Decke hin.

Der der Eingangswand des Löwenhofes gegenüberliegende Pavillon führt zur Sala del Tribunal. Das ist ein langer Gang, den sechs Bogen mit wundervoller Stalaktitenwölbung in sieben Abteilungen scheiden, über vier derselben erhebt sich eine bienenkorbähnliche Decke mit einer Fülle von herabhängenden Zapfen oder versteinten Tropfen, über dreien schimmert das Himmelsblau. Gegenüber der Abencerragenhalle liegt die Sala de las dos Hermanas, der beiden Schwestern. Zwei ganz gleiche Marmortafeln geben ihr diesen Namen. Ein Stalaktitendach in Blau, Rot, Grün und Gold wölbt sich über ihr, darunter zieht sich eine Galerie hin und in den Ecken schließen sich wieder Wölbungen an. Über den Thüren befindet sich je ein Fenster, durch welches wohl die Damen des Harem den Festen zuschauten, die man unten gab.

In diesen Sälen ist der Orangenduft noch stärker als anderswo, wir folgen ihm und kommen in die Sala de los Ajemeces. Hier öffnet sich ein kleiner Balkonvorbau auf einen mit Orangen dicht bestandenen Hof, den Patio de Lindaraja. Die vollen Blütenzweige nicken zu dem Erker herein, der wohl einst der Lieblingsaufenthalt einer Sultana war. Einen wonnigeren Platz vermag man sich nicht zu denken.

Heimlich breche ich mir einen Zweig von den Orangen und gehe weiter. Durch maurische Bäder, durch Räume, welche die katholischen Könige nach der Maurenzeit benutzten, komme ich wieder in einen Patio, er ist der größte Raum der Alhambra, der Myrtenhof. Ein Bassin mit hellgrünem, klarem Wasser, in dem Goldfische schwimmen, befindet sich in seiner Mitte, eingefaßt von kurz geschorenen Myrtenhecken, aus denen kleine Orangenbäume hervorragen. Säulenhallen begrenzen an den Schmalseiten diesen anmutigen Raum. Die eine

derselben öffnet sich in die entzückende Sala de la Barca. Von hier führt ein Gang in den Turm des Comares, in welchem sich die Halle der Gesandten, de los Embajadores, befindet. Ich trat hinein, doch ich warf keinen Blick auf ihre Pracht, ich eilte nach der Fensternische der Vorderseite und sog das herrliche Landschaftsbild trunkenen Auges ein. Nirgends paart sich Schönheit des Südens und Nordens, wie auf diesem Fleckchen der Erde; ein nordischer Laubwald, riesige Gletscherfirnen und im Thal und auf dem Fels alle Üppigkeit und Pracht tropischer Vegetation. Ich stand an der Balustrade und konnte mich nicht satt sehen. Unten, zu Füßen des Alhambraberges, rauscht der Darro, kleine malerische Brücken überspannen sein enges, steiniges Bett, das von wildem, schäumendem Gebirgswasser durchströmt wird. An der Promenade des Darro weiter nach Westen hin liegt Granada, eingebuchtet zwischen dem Felsen der Alhambra und dem des Albaicin. Letzterer erhebt sich der Alhambra gegenüber. Ein Wald von Opuntien hat sich über den nackten Stein gesponnen. Tausend und aber Tausende ihrer gelben sonnenblumenähnlichen Blüten umweben den Berg gleich einem Goldnetze. Zur Linken sieht man in die Vega, die üppig fruchtbare Ebene von Granada, weiterhin erheben sich anmutige Berge. Von den Schneegipfeln der Sierra Nevada erblickt man hier nichts, aber just in seiner Begrenzung hat das Bild einen großen Reiz. Ich trat zurück und überblickte den imposanten Raum der Gesandtenhalle. Neun Bogenfenster öffnen sich nach drei Seiten von ihr, ihre Wände sind so dick, daß diese Fenster Nischen bilden. Die gewölbte Decke ist schönste Schnitzarbeit aus Lärchenholz, dessen vergoldete Rippen auf rot und blauem Grunde kräftig leuchten. Am Deckeneinsatz lassen kleine Fenster wieder Licht in die Halle dringen. Ein großes Sternenornament darunter wirkt effektvoll. Sprüche aus dem Koran umziehen es friesähnlich. In der mittleren Wandnische stand der Thron des Königs.

Im Westen der Halle gelangt man von dem Myrtenhofe in die kleine Moschee der Alhambra. An dieselbe stößt ein maurischer Garten, dessen Blütenduft und Sonnenschein durch die Fenster der Moschee eindrangen. Doch es war spät geworden; ich ging weiter.

Eine feierliche Cypressenallee führte mich zum Thore der Generalife. Er war ein Lustschloß und Sommersitz der maurischen Könige und gehört jetzt dem Marchese Pallavicini. Besucht wird der Generalife hauptsächlich wegen seiner originellen Gartenanlagen und der schönen Aussicht, die man von ihnen aus hat. Der Garten ist terrassenförmig, in kleine Abteilungen getrennt. Wasserfälle und Fontänen

rauschen überall, Rosen und Myrten blühen in Hecken, Orangen reifen über ihnen, Cypressen halten feierlich Wacht, und man hat diese wunderlich beschnitten, so daß sie fast architektonische Formen angenommen.

Bevor ich die Alhambra verließ, bestieg ich noch die Torre de la Vela, welche den schönsten Ausblick gewährt. Ich mußte eilen, denn die Sonne stand schon tief, und wenn man das Glück hat, den Velaturm besteigen zu können, darf man keinen Sonnenuntergang versäumen. Ich stieg eine dunkle Treppe hinan. Ein Invalide geleitete mich, ein freundlicher, weißhaariger Mann, der mir auf den Stufen schon das Notwendigste von seinem und seiner Familie Leben erzählte. Wir gelangten bei beständigem Plaudern auf das flache Dach des Turmes. Welch ein Bild! Die Kette der Sierra Nevada, die mir im Comaresturme die Bauten der Alhambra verdeckt, breitet sich jetzt vor mir in voller Majestät aus, weiß und hoch ragen ihre Firnen, ihre gewaltigen Schnee- und Eisfelder in den tiefblauen Himmel; ein Gürtel von Felsen und grünen Vorbergen begrenzt sie und zu ihren Füßen ruht die üppige Vega mit Ortschaften, Wiesen und Getreidefeldern bedeckt. Vor mir Granada, der Genil, auf der anderen Seite der Darro und der Albaicin.

In der klaren Luft erscheint die Sierra so nahe, als könnte man in ihren Schnee hineingreifen. Und nun beginnt das Farbenspiel des Sonnenunterganges auf dieser köstlichen Landschaft, rötlich strahlen die Schneegipfel, tiefblau und violett die Felsen. Über die Vega legt es sich wie ein zarter Schleier, grau wird der Albaicin, bald tauchen Lichter auf ihm, bald in der Stadt drunten empor, wie Sterne blinken sie aus den Patios, aus dem Grün.

Dazu ertönt Musik, Gesang, umweht mich laue, duftreiche Frühlingsluft — wer vermöchte deine Poesie zu schildern, Alhambra von Granada, so wie sie es verdient? —

7.

Nach Malaga.

— G. von Beaulieu —

Nur allzubald kam der Tag, an dem ich den Bahnhof aufsuchen und die schöne Märchendichtung in Stein, die Alhambra, verlassen mußte. Bis zum letzten Augenblicke stand ich auf dem Perron und

prägte mir das Landschaftsbild ein — der Maurenburg grün bewaldeten Fels, die Stadt zu ihren Füßen, der Sierra mächtige Schneekette zu ihren Häupten.

Südwärts ging die Fahrt. Bald war die herrliche Sierra Nevada ganz verschwunden. Olivenbewachsene Höhen sah ich nun; Gerstenfelder, Aloen mit ihrem seltsam geformten, hohen Blütenstengel, gelbblühende Opuntien, Rittersporn und Löwenmaul. Die kriegerischen Blumen wachsen in der Vega von Granada wild, auch die Geranien und Levkojen.

In Bobadilla indessen befinde ich mich wieder in einem Hochgebirge, das den Pyrenäen, den Schweizer Alpen an romantischem Reize ebenbürtig ist. Wilde Felspartieen, tiefe Schluchten zeigen sich meinem Blicke, darunter schäumt ein ungebändigter Strom, mächtige



Abb. 56. Korkeiche und Johannisbrotbaum.

Viadukte, Brücken spannen sich kühn aus, der Zug braust in einen Tunnel hinein, neue Felsenlandschaft, neuer Bergdurchstich. Dreizehn Tunnels zählte ich so. Plötzlich ändert sich die Gegend. Nach der Gebirgswelt mit ihrer spärlichen Vegetation thut sich eine wonnige Hügellandschaft auf. Die kleinblättrigen, kräftigen Steineichen weichen den Palmen, rotblühende Granatenbäume leuchten in dichten Reihen am Feldrain, ja sie erheben sich in Gruppen oder einzeln inmitten der Gersten- und Weizenfelder. Orangenfelder wechseln mit Olivenplantagen ab, auf leicht gewellten Hügeln wachsen Reben.

Hier in Süd-Andalusien ist Wachsen ein anderes Ding als bei uns. Es ist ein Sprießen, Treiben, ein zauberhaft schnelles und üppiges Gedeihen. Die Stämme der Orangen sind so dick, die Bäume so umfangreich, wie ich sie nirgends gesehen. Freilich liegt

dieser Küstenstrich auch sehr geschützt und auf demselben Breitengrade mit Algier. Bei Granada waren die Kornfelder noch grün, hier beginnt für Gerste und Weizen die Ernte, goldig sind die Halme und die Schnitter haben sie an einzelnen Stellen schon gemäht. Dattelpalmen, Zwergpalmen treten auf, Johannisbrot-, Pfefferbäume mit ihnen. Der Guadalhorce durchzieht das üppige Land, Rosen, Granaten, Aloen blühen an seinem Ufer. Oft sehe ich einen großen, schmalblätterigen Baum, in dessen Laub einzelne rote Blätter wie Früchte erscheinen. Es ist der Eukalyptus, der als Luftverbesserer gilt.

Die ferneren Berge sind kahl, doch von weicher Form und von zartem Dufte umhüllt, Licht und Schatten spielen reizvoll auf ihnen. Hinter La Pizarra hören die Wälder auf; das Getreide ist nun fast durchweg reif, der Eukalyptus begrenzt die Felder, riesige Feigenbäume breiten weit ihre Zweige aus. Von Station zu Station sieht man förmlich den Fortschritt der Vegetation. Bald erscheinen die ersten Stoppelfelder, die Ernte ist eingebracht. Weinhügel, welche die feurigen Malagareben nähren, fliegen vorüber, im Flußthale blühen fremdartig wundersame Blumen. Schneller saust der Zug, wir nähern uns dem Ziele, die Hügel werden wellenförmig wie das Meer, das ich nun bald sehen werde.



Abb. 57. Frucht des Johannisbrotbaums.

Es ist gegen sechs Uhr abends, das ferne Gebirge ist bläulich beleuchtet; gleich dem graziösen Fächer der Andalusierin bewegt sich leicht hier und da eine Palme über den Feldern, lau, weich, blütenduftreich umweht mich die Luft. Zuckerrohranpflanzungen mit frischem, kräftigem Grün zeigen sich nun. Der Landstrich bei Malaga ist der einzige, auf welchem in Europa das Zuckerrohr angebaut wird und gedeiht, da die Sierra Nevada Süd-Andalusien nach Nordosten hin schützt und da sich hier mit tropischer Sonne die befruchtende Wirkung des Meeres vereint. Fabrikschornsteine, Gemüsefelder künden die Nähe einer großen Stadt an: ein gellender Pfiff — ich bin in der Weinstadt Malaga. Malaga streckt sich am Meere hin, im Nordost geschützt durch eine kahle Felsenkette, die im Westen zurücktritt und Hügeln

Platz macht. Der Guadalmedina teilt, von Norden kommend und in das Meer mündend, die Stadt in zwei Hälften: eine kleine westliche, auf der unter anderem der Bahnhof liegt, und eine große östliche, die das Herz und die Hauptbauten Malagas umfaßt. Vor die quaiumrahmte Küste lagert sich hier eine Landzunge, die einen schönen natürlichen Hafen bildet.

Phönizier haben die Stadt gegründet, Karthager, Römer, Mauren hier nacheinander geherrscht. Zur Araberzeit war Malaga, wie die übrigen andalusischen Städte, glanzreicher, üppiger und schöner. Jetzt bietet die vielfach eingeäscherte Stadt, deren Bauten zum Teil durch Erdbeben zerstört wurden, an historischer Architektur wenig. An die Maurenherrschaft erinnern nur einige Thore und Bruchstücke. Daher zieht uns Malaga, obwohl es eine sagenhaft alte Stadt ist, doch nicht seines historischen Charakters wegen an, es sind drei von Geschichte und Alter unabhängige Dinge, welche Fremde und Einheimische dort fesseln: das Klima, die landschaftliche Lage und der Handel. Vor allem das köstliche Klima, welches an Milde und Gleichmäßigkeit das von Nizza überragt. Es giebt wenig Regentage in Malaga; tritt der Regen auf, so währt er nicht lange, und in dem goldigen Sonnenschein, in der durch die Sierra Nevada vor Nordwinden geschützten Küstenluft genießt man den zweiten Vorzug Malagas, die herrliche landschaftliche Lage: ungeschmälert tiefblaues Meer, fruchtbar üppiges Thal und eine Vegetation, wie man sie sonst nur in den Tropen findet. Freilich hat die Sonne in den Sommermonaten eine gewaltige Kraft, so daß das Bett des Guadalmedina dann austrocknet und als Weg benutzt werden kann; allein die Meeresluft und die Einrichtung der Wohnungen machen das erträglich. Endlich der Hafen, der Welthandel, das bunte Gewimmel fremder Nationen, das frische Pulsieren des Lebens durch das Zusammenströmen so verschieden gearteter Elemente geben Malaga den dritten Reiz. Da lohnte es sich wohl etwas zu verweilen.

8.

Das Panorama vom Cumbre de Mulahacen.

— Moritz Willkomm —

12 Uhr war vorüber, als wir endlich, von Süden her emporklimmend, den höchsten Gipfel des gewaltigen Cumbre de Mula-

hacen in 3567 Meter Höhe erreichten. Unbeschreiblich mühselig war der Anstieg vor dem Dorfe Trevelez gewesen; aber wir hatten uns wacker gehalten, Vicente, mein treuer Begleiter und ich. Und welch' erhabenes Schauspiel lohnte uns jetzt!

Ein Meer von Gebirgen lag gen Osten, Norden und Westen, so weit das Auge reichte. Über den Bergketten von Jaen und Lucena tauchten hier und da die schwarzblauen Kuppen der Sierra Morena empor. Dann folgten weit hinaus die unermeßlichen Ebenen der Mancha und Castiliens, die allmählich mit dem Blau des Himmels verschwammen; nur am fernsten Horizonte bezeichnete eine scharfe Wellenlinie die Sierra de Guadarama hinter Madrid! Gegen Süden überblickte man einen großen Teil der Küste von dem keck hervorspringenden Felsen von Gibraltar an, über welchem die heller gefärbten Gebirge von Algesiras sich mit denen der afrikanischen Küste zu einem undeutlichen Ganzen verbanden, bis zum Cabo de Gata jenseits des Golfs von Almeria, und über dieser Landschaft spannte sich das Meer aus, das im Osten noch weit über die Gebirge von Murcio emporragte. Während des Aufstiegs zum Mulahacen hatte eine lange Reihe rötlichweißer Wolken längs des südlichen Horizontes die Küste von Afrika bezeichnet. Kaum hatten wir den Gipfel erreicht, als diese sich plötzlich hoben und nun auf einmal die ganze Küste von Afrika, von den Säulen des Herkules an bis weit gen Osten, vielleicht bis Oran, im hellsten Sonnenschein dalag. Und nicht bloß die in sanft geschwungenen Linien emporsteigende Küste; denn als die Wolken, vom Südwind rasch vorwärts getrieben, sich mehr und mehr von Afrika entfernten, zeigten sich im Westen die hohen, schneebedeckten Gipfel des großen Atlas von Marokko! — Hatte mich schon der Gedanke, auf dem höchsten Punkte des gesamten westlichen Europas zu stehen, mächtig erregt, wie soll ich schildern, in welche Bewegung mich dieser Anblick versetzte! — „Dort liegt das Mohrenland!“ rief Vicente mit verächtlicher Handbewegung aus; ich aber starrte lange unverwandt auf die rötlich schimmernden Gebirge Marokkos, und meine geistigen Augen drangen weit über die eisigen Zinnen des Atlas gen Süden in das unbekannte Innere des sonnendurchglühten Afrika! —

Dieser Augenblick wird mir ewig unvergeßlich bleiben: es war der größte Moment meines Lebens!

Ein höchst interessantes Schauspiel boten auch jene Wolkenmassen dar, deren anfangs zusammenhängender Damm bald, nachdem er sich von der afrikanischen Küste gelöst hatte, in eine Menge kleiner Wölkchen

zerflatterte, die, blendendweiß in der Sonne schimmernd, eine Herde von Schwänen zu sein schienen, welche auf dem tiefblauen Meere schwammen. Noch ehe ich den Gipfel des Mulahacen verließ, hatten diese Wolken das breite Meer überschritten und fingen bereits an, die Gebirge der spanischen Küste zu bedecken.

Nicht minder großartig war die Ansicht der Sierra selbst, zumal der Alpujarras, deren Hauptthäler man in ihrem Verlauf von hier aus sehr gut verfolgen kann. Zu beiden Seiten des Mulahacen eröffnete sich ein weites, tiefes Thal, auf der einen der Barranco de Poqueira, dessen unterer Teil von Ortschaften wimmelt, auf der andern der kesselförmige, vom Alcapaba eingeschlossene Grund, welcher die vier Lagunas la Caldera in seinem Schoße birgt. Am Nordrand gähnen die schauerlichen schwarzen Felsenschlünde des Val de Infierno und des Val de Casillas und der tiefe Grund des Barranco del Real. Platt am Boden liegend, betrachtete ich von der äußersten Felszacke den schwindelnden, fast senkrechten Felsabsturz, der die Nordseite des Mulahacen bildet.

Drei volle Stunden verweilte ich auf der breiten Kuppel des Mulahacen, mit barometrischen Messungen und mit Aufnahme einer Karte über das Gebirgssystem der Sierra Nevada beschäftigt, und die Nacht war längst eingebrochen, als wir wieder an die ersten Hütten von Trevelez kamen.

9.

Gibraltar.

— W. Kobelt —

Unser Schiff fuhr dicht an den Felsen von Gibraltar hin, und wir hatten Zeit genug, uns das reizende Bild einzuprägen, welches die europäische Säule des Herkules von der Westseite her bietet. Der gewaltige Felsblock stürzt nach Westen und Süden hin weniger steil ab, als nach Osten und Norden, und wo er nur die kleinste Möglichkeit für eine Anpflanzung bietet, haben die Engländer Bäume und Sträucher gepflanzt und so von der äußersten Felsenspitze, der Punta de Europa, bis zur Stadt einen zusammenhängenden Garten geschaffen, aus welchem unzählige weiße Landhäuser hervorblicken. Am üppigsten ist das Grün unmittelbar vor der Stadt, wo sich die Alameda ausdehnt, der Sammelplatz der feinen Welt, nach oben begrenzt durch

eine senkrecht abfallende Felswand. Die Stadt selbst erhebt sich amphitheatralisch an dem steilen Abhang, überragt von dem maurischen Kastell, das Tarik gründete. Darüber steigt der Felsen über 400 Meter hoch empor, oben in drei Kuppen auslaufend; nach dem Lande hin stürzt er jäh und fast senkrecht ab, während er südwärts einige Terrassen bildet, von denen die unteren mit Festungswerken und Militärgebäuden bedeckt sind.

Mit Ungeduld erwarteten wir die Landung, und es schien uns eine Unendlichkeit, bis wir endlich dem engen Thore, welches den einzigen Eingang vom Meere her bildet, zuschritten. Gibraltar hat überhaupt nur drei Thore: Waterport, vor dem wir eben standen, Main-Port oder Spanish Port nahe dabei nach der Landenge hin, welche den Felsen mit dem Festlande verbindet, und South Port nach der Alameda hin.

Alsbald machte ich mich zu einer Recognoscierungstour nach dem Felsen auf. Ich ging Main Street, die Hauptverkehrsader Gibraltars, entlang, eine ziemlich enge, krumme Straße, welche aber gut gepflastert und tadellos sauber ist. Sie führt direkt nach South Port, dem Landthore; durch dasselbe gelangt man auf das Glacis und über dasselbe hinüber in die schattige Alameda. Diese ist eine der schönsten, die ich gesehen, und jedenfalls die bestunterhaltene. Eine Reihe Kanonen, deren Zweck ich nicht ergründen konnte, drohen in die Alameda hinein, in die man über eine breite Treppe gelangt. Ihr vorderer Teil, welcher sich um einen Musiktempel gruppiert, ist den spanischen Alamedas ähnlich, ein geräumiger Kiesplatz mit Bellasombras und anderen Schattenbäumen bepflanzt, dann aber folgt ein wunderschöner englischer Garten mit allen möglichen Zierpflanzen, unter denen namentlich die in Gibraltar verwilderte, baumartige Aloe eine Hauptrolle spielt. Den Schatten geben prächtige Strandkiefern, welche sich auch am Abhange bis zur steilen Felsenwand hinaufziehen. Die Anlagen reichen bis zum Flecken Rosia.

Ich hatte viel von dem buntscheckigen Treiben in Gibraltar gelesen und gehört, aber meine Erwartungen wurden sehr getäuscht. Nur hier und da sah man einen marokkanischen Mauren oder Juden, letztere in unscheinbarer dunkler Tracht mit langem Kaftan, auch durch ihr kriechendes Benehmen unangenehm abstechend von ihren Glaubensbrüdern drüben in Algerien, manchmal auch einen Neger, nur ganz selten einen türkischen und griechischen Matrosen, wie sie sonst überall in den Häfen des Mittelmeeres die malerischste Staffage bilden. Bunt wird das Treiben nur durch die englischen Soldaten in ihren roten Röcken, welche man überall sieht.

Am andern Morgen machten wir uns zeitig auf, um die Höhe des Felsens zu besteigen. Durch ein Gewirr von engen Gäßchen und

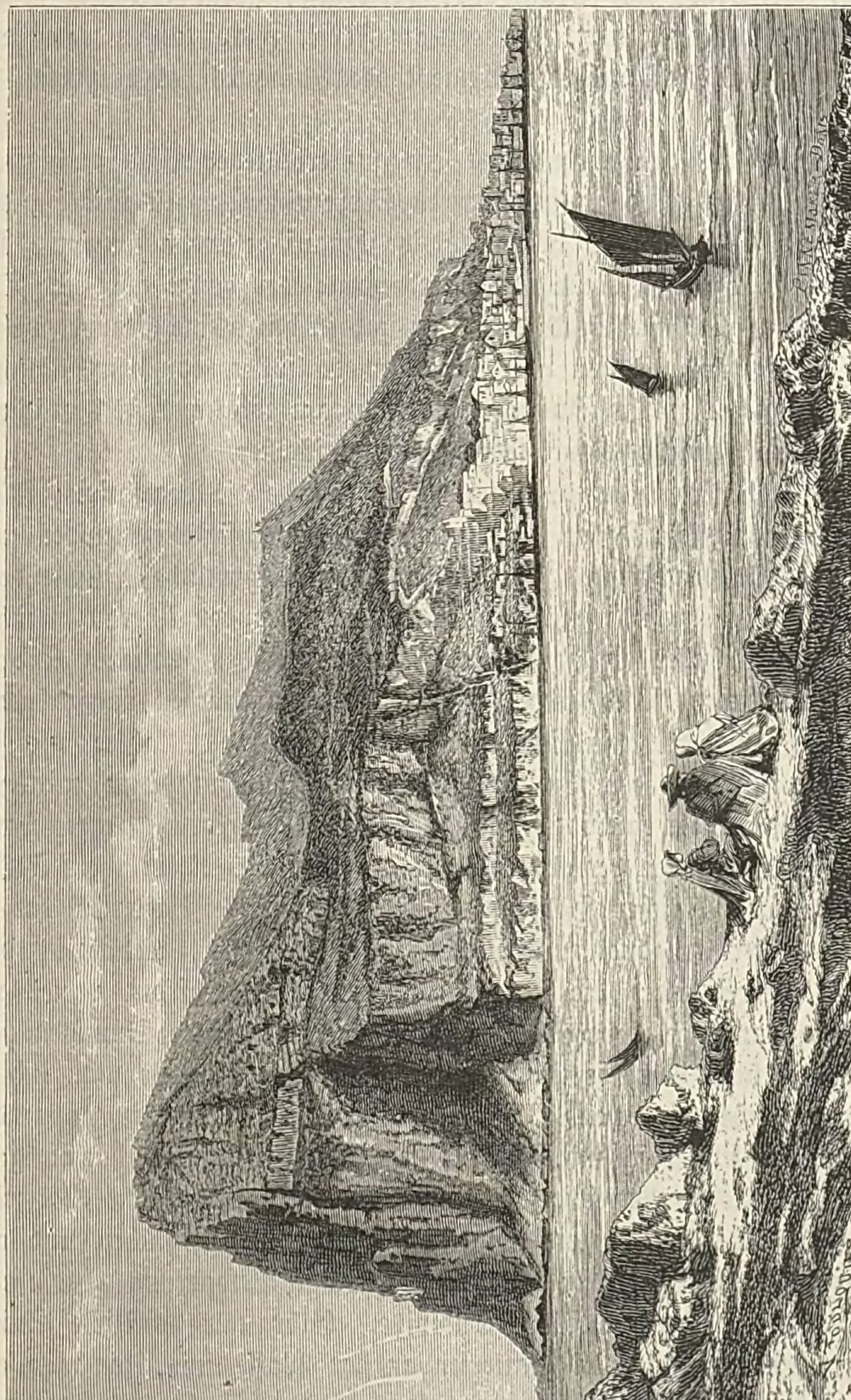


Abb. 58. Gibraltar. Nordwestansicht (von Europa aus).

über Treppen suchten wir uns den Weg nach der Höhe und gelangten endlich an das alte Maurenkastell, welches die Stadt nach oben abschließt. Scharen von Turmschwalben nisten in den Ritzen des

alten Gemäuers und umschwärmen den Turm mit lustigem Schreien. Unmittelbar unter dem Kastell hat man großartige Cisternen angelegt, welche die Stadt mit Trinkwasser versorgen; große Strecken in der Umgegend sind cementiert, und weit am Felsen hinauf laufen cementierte Sammelgräben. Durch den Cementboden hindurch aber sproßte die südliche Flora.

Von dem Kastell an führt ein gut erhaltener Pfad nach oben, anfangs in kurzen, dann in längeren Serpentinen; er ist so breit, daß Fuhrwerke bis auf die höchste Spitze hinauf gelangen können. Ein Thor ist nach dieser Seite nicht vorhanden; der ganze nördliche Teil des Felsens wird zur Stadt gerechnet und ist durch eine Mauer, welche bis zu dem steilen Felsen über der Alameda führt, von dem südlichen Teile geschieden. Die Aussicht ist schon am Maurenkastell prächtig, weiter hinauf wird sie mit jedem Schritte schöner.

Je höher wir stiegen, desto üppiger wurde die Vegetation; es ist das eine natürliche Folge der Nebel, welche häufig die Kuppen umziehen. Ein prachtvolles Löwenmaul bildete förmliche Blumenbeete zwischen den Felsen; strauchartige Euphorbien standen überall zwischen den Steinen, aber die Zwergpalme, welche an den südlichen Kuppen einen förmlichen Wald bildet, fehlt an der nördlichen nahezu ganz. Überhaupt ist der nördliche Felsen auffallend viel kahler als die anderen; nur in der Einsenkung zwischen ihm und dem mittleren Signal-Point liegt eine von Obstbäumen umgebene Farm, Bruces Farm genannt, der einzige bewohnte Punkt oberhalb des eigentlichen Stadtbezirkes. In gleicher Höhe mit ihm liegen starke Batterien und in denselben der Eingang zu den berühmten Galerien, welche in drei Etagen übereinander die senkrecht abstürzende Nordfront verteidigen und die Landenge beherrschen. Sie haben unendliche Summen verschlungen, über ihren fortifikatorischen Wert aber äußerte man sich in Gibraltar sehr absprechend. Sie füllen sich nämlich wegen ungenügender Ventilation sehr rasch mit erstickendem Dampf. Gibraltar hat übrigens solcher zwecklosen Verteidigungsbauten noch mehr, auch die Batterien auf der Höhe zur Verteidigung der absolut unersteiglichen und unangreifbaren Ostfront sind für eine etwaige Belagerung ebenso unnütz, wie der Turm auf der Südspitze. Gibraltars wirkliche Stärke liegt in den gepanzerten Batterien an der Wasserlinie, die man erst sieht, wenn man unmittelbar davorsteht, und deren Kanonen trotzdem imstande sind, Algesiras in ein paar Stunden in einen Schutthaufen zu verwandeln.

Von den Batterien am Eingang der Galerien führt der Weg in

regelmäßiger Steigung bis zum Sattel zwischen den beiden nördlichen Felsspitzen empor und spaltet sich dann in zwei Zweige; gerade hinter dem Sattel liegt am Ostabhange eine vollständig alarmierte, aber in Friedenszeiten unbesetzte Batterie, welche einen prächtigen Blick auf das Mittelmeer bietet. Noch schöner aber und geradezu überwältigend ist der Blick von der Spitze des Felsens selbst, wo ein Festungsturm Schutz gegen die trotz der Höhe heiß brennende Sonne bietet. In ihrer ganzen Ausdehnung liegt die Straße von Gibraltar zu den Füßen des Beschauers; am östlichen Eingange glänzen die Festungsmauern von Ceuta, weiterhin erhebt sich der Dschebel Musa, fast doppelt so hoch, wie der Felsen von Gibraltar, weiter nach Westen hin verflacht sich die Küste und wird von grünen Hügeln eingefaßt, bis am äußersten Ende dicht vor dem weit hinaustretenden Kap Spartel die weißen Häuser von Tanger sichtbar werden. Der Blick dringt weit hinein nach Marokko bis zu den Bergen von Tetuan, und ganz am Horizont schimmern die Schneeberge des hohen Atlas. Wenden wir die Augen herüber nach Europa, so liegt unmittelbar zu unseren Füßen Gibraltar mit seiner grünen Alameda und den prachtvollen Gärten und Landhäusern, welche sich dem Meere entlang hinausziehen bis zu dem freundlichen Dorfe Rosia; dahinter liegt der von Schiffen wimmelnde Hafen, jenseits der Bai dicht am Ufer Algesiras, und hinter ihm erheben sich die mit düsteren Korkeichenwäldern erfüllten Berge Süd-Spaniens in immer höheren Ketten. Ganz weit draußen, jenseits Tarifa, welches durch die Berge verdeckt wird, streckt sich ein flaches Kap ins Meer hinaus: Trafalgar, wo die englische Flotte ihrem Lande die Herrschaft des Meeres erkämpfte und Nelson fiel.

Wenden wir uns weiter rechts, so haben wir gerade unter uns die Landenge, welche den Felsen mit dem Festlande verbindet, mit den englischen und spanischen Wachtlinien, dahinter San Roque, die Sommerfrische der Gibraltaraner, mit seinem Eichenwalde, und weiterhin die kahlen, kühngeformten Kalkberge der Serrania de Ronda, überragt von dem gewaltigen Kegel der Sierra de Yunquera. Noch weiter nach Osten hin aber schimmern am Horizont jenseits des Mittelmeeres wie eine weiße Wolke die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada.

Dreht man sich ganz herum, so sieht man gerade unter sich, so daß man mit einem Stein hineinwerfen zu können glaubt, das blaue Mittelmeer endlos hingestreckt, stets belebt von Schiffen, welche der Völkerpforte zueilen oder sie eben passiert haben. Nur ganz schwach tönt sein Branden herauf, denn wir stehen vierhundert Meter über ihm, wenn auch die klare Luft es viel näher erscheinen läßt. Eine grausige,

wildzerrissene Felsmauer, nur unten von einem kahlen Schuttkegel verdeckt, bildet die Ostseite des Felsens; sie ist unbewohnt von Menschen, nur gerade zu unseren Füßen, wo die Catalan-Bai ein Landen gestattet, liegen ein paar Fischerhütten.

Hierauf statteten wir der mittelsten der Spitzen, dem Signal-Point, unseren Besuch ab. Hier ist die Signalstation, von welcher aus alle die Meerenge passierenden Schiffe, sowohl hinunter in die Stadt, als auch direkt nach London gemeldet werden; wenige Minuten nachdem ein Schiff vorüber, wird sein Name bei Lloyds in London angeschlagen.

Von der Batterie aus kann man die ganze steile Ostküste übersehen, den Tummelplatz der Affen, mit deren Beaufsichtigung auch der wachthabende Sergeant betraut ist. England ist sich der Pflicht wohl bewußt, die einzigen vierhändigen Affen in Europa zu beschützen; es ist bei strenger Strafe verboten, sie zu beleidigen oder gar einen zu töten. Der Affe von Gibraltar ist der schwanzlose Magot, eine auch in Nord-Afrika und namentlich in Marokko weit verbreitete Art, die mit Vorliebe unzugängliche Felsenschluchten bewohnt und die Wälder meidet. Er wird über einen Meter hoch, ist aber vollkommen harmlos, so lange man ihn nicht angreift, dann aber soll er sich zur Wehr setzen und, da er immer in Herden lebt, wie der Pavian, selbst dem Menschen gefährlich werden. In Gibraltar ist er sich des Schutzes, den er genießt, wohl bewußt, aber der Fremde bekommt nur ganz ausnahmsweise einen Affen zu sehen. Nur zwei Ursachen treiben ihn bei Tage aus seinen Verstecken in den unzugänglichen Klüften der Ostseite herüber: der Wassermangel im Nachsommer und der Levanter oder Ostwind. Dieser feuchte, kühle Wind wirkt auf alle Bewohner Gibraltars gleichmäßig in unerfreulicher Weise ein; Mensch und Vieh fühlen sich unbehaglich und gereizt, und vorsichtige Menschen halten zu solcher Zeit keine Gesellschaft; wer nicht muß, verläßt seine Wohnung nicht. Eine dicke Wolke legt sich dann auf den Gipfel des Felsens; doch kommt es selten zu eigentlichem Regen. Ganz besonders unangenehm ist der Levanter aber den Affen; sobald er weht, verlassen sie die Ostseite und suchen auf der Westseite Schutz.

Die Herde zählt einige zwanzig Individuen. Vor einigen Jahren war sie in ihrem Bestande sehr reduciert und drohte auszusterben, denn der alte town major — die Engländer beehren in höchst respektwidriger Weise nämlich den regierenden Leitaffen mit demselben Titel, wie den Platzmajor der Festung — war Todes verblichen und hatte keinen Nachfolger hinterlassen, so daß in seinem Reiche sich alsbald

die deutlichsten Spuren des beginnenden Verfalles erkennen ließen. Da intervenierte das englische Gouvernement und ließ einen hoffnungsvollen Affenprinzen in Marokko einfangen und auf dem Rock aussetzen. Die verwitweten Affendamen nahmen ihn mit offenen Armen auf, und der neue town major hat sich seitdem als entschiedener Mehrer des Reiches erwiesen. Nicht gerade zur Freude der Gartenbesitzer Gibraltars, denn die Affen plündern die Gärten nachts in unverschämter Weise. Sonst leben sie vorwiegend von dem süßen Wurzelmarke der Zwergpalme, welche am Ostabhang in großen Mengen wächst.

Von Signal-Point kann man auf einem bequemen Wege nach den tiefer gelegenen Ebenen nahe der Südspitze hinabsteigen. Wir verließen durch ein schmales Pförtchen, welches sich in der Batterie unmittelbar unter der Beobachtungsstation befindet, den engeren Stadtbezirk. Je weiter man kommt, desto üppiger wird die Vegetation; namentlich erreicht hier die Zwergpalme eine Entwicklung, wie man sie sonst nur in botanischen Gärten bei sorgsamer Pflege findet. Zu Hunderten stehen die mannshohen Stämme umher, und zwischen ihnen ist alles dicht mit Gebüsch bedeckt. So könnten alle südspanischen Sierren aussehen, denn die Vegetation wird hier durchaus nicht besonders gepflegt, man hält nur die Ziegen fern.

Wir erfreuten uns an der herrlichen Aussicht, welche auf dem geraume Zeit unmittelbar unter dem Gipfel hinlaufenden Wege immer gleich prächtig bleibt. Der Weg selbst, obschon wenig betreten, war, wie alle am Felsen, ausgezeichnet unterhalten; er führt mit geringer Senkung bis zur Vereinigung mit dem von der Südspitze herabkommenden Pfade, senkt sich dann rasch nach unten und mündet unweit des Fleckens Rosia auf die Hauptstraße, welche von der Stadt nach Europa-Point führt. Von dort bis Gibraltar erstreckt sich eine ununterbrochene Reihe von Landhäusern und Gärten, von üppigster Vegetation umgeben, bis zur Alameda. Heliotrop, Geranien und Pelargonien bilden förmliche Bäume, hochstämmige Dattelpalmen stehen überall zwischen Strandkiefern und Bellasombras, hier und da überdeckte auch die prächtige Bougainvillia die Mauern mit ihren violetten Blütenmassen.

Leider entbehrt die Straße vollständig des Schattens. Zwischen den hohen Gartenmauern brannte die Sonne entsetzlich, und wir waren nicht wenig erfreut, als wir endlich die Alameda erreichten, deren schattige Gänge sich bis zum Landthore hinziehen.

Gibraltar an und für sich bietet dem Fremden nur sehr wenig Unterhaltung; auch die Eingeborenen sind davon wenig erbaut. Es

ist und bleibt ein großes Gefängnis, dessen Thüre jeden Abend sorgsamst verschlossen wird. Eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang ertönt ein Kanonenschuß als Signal für jeden, der sich noch draußen befindet; eine halbe Stunde später werden die Thore geschlossen, und wer draußen ist, kann sehen, wo er ein Quartier findet. In der Stadt aber beginnt unmittelbar nach dem Kanonenschuß der feierliche Zapfenstreich, eine musikalische Leistung, mit der sich höchstens die Musik der Turcos messen kann. Zwölf Trommler und zwölf Pfeifer, eine große Trommel und zwei Becken, so geht es Main-Street hinauf und dann wieder herunter, ein baumlanger Tambourmajor voran, die gesamte Straßenjugend hinterdrein; die Musiker wissen, daß die Augen und Ohren von ganz Gibraltar auf sie gerichtet sind und arbeiten drauf los, was das Zeug hält. Sind sie wieder zurück, so folgt ein zweiter Kanonenschuß und ein zweiter Zapfenstreich, dann ist der Tag für Gibraltar vorüber.

Uns rief der Schuß auf unser Schiff zurück.

10.

Lissabon.

— G. von Beaulieu —

Als der Morgen dämmerte, befanden wir uns am Ufer des Tajo, der schon eine recht ansehnliche Breite zeigte. Wir folgten seinem Laufe — noch ein paar Stunden, und wir waren in Lissabon.

Lissabon ist ganz anders als spanische Städte. Vor allem bietet es einen scharfen Gegensatz zu den halb arabischen andalusischen Orten. Es besitzt breite, gerade Straßen, die freilich auch in ein Gewirr enger, bergansteigender Gassen münden, doch im ganzen herrscht die gerade Linie, die lichte Breite vor. Große, grünbestandene Plätze mit weißen Standbildern unterbrechen die Straßen, meist mit dem zierlichen Pfefferbaume oder der schattenspendenden Platane bestanden; Palmen sieht man wenig. Die Façaden der Häuser sind oft vollständig mit glasierten Kacheln in Gelb und Schwarz, Blau und Rot, Grün und Gelb bedeckt; andere sind rot, dunkelgelb oder braun bemalt, was der Stadt ein buntes, frembartiges Gepräge verleiht. An den Balkons und Fenstern sieht man viele leuchtend gefiederte Papageien an Ketten oder mit gestutzten Flügeln, ein Beweis, daß man sich in einem Hafenorte befindet. Denn Lissabon ist, obwohl

nur am Tajo, nicht am Meere gelegen, eine Seestadt ersten Ranges. Der Tajo bildet hier ein seeartiges Becken, das nur durch eine schmale, hügelige Landzunge vom atlantischen Ocean abgeschlossen ist; sein Wasser schlägt Wellen wie das Meer; einzig durch seine gelblich graue Farbe unterscheidet er sich vom Meere. Lissabon baut sich wie Neapel amphitheatralisch auf, am rechten Tajoufer zwischen zwei Höhenrücken, an denen sich Straßen und Häuser hinaufziehen. Das gegenüber befindliche ferne Ufer des Tajo erscheint wie ein Stück Meeresküste, das, in weitem Bogen ausschweifend, sich schließlich doch wieder der Schwesterküste nähert.

Hierhin muß man, wenn man Lissabon in seiner vollen Ausdehnung überschauen will, übersetzen. In der nächsten Morgenfrühe bestieg ich daher das kleine Dampfschiff, das alle zwanzig Minuten zu dem gegenüber liegenden Flecken Cacilhas führt. Auf dem Deck des Dampfers entschleierte sich mir erst aller Reiz der Landschaft. In weiter, stolz geschwungener Linie umgiebt die Küste die große Wasserfläche des Tajobassins; nach dem atlantischen Ocean zu rücken sich die beiden Ufer ganz nahe und bilden dort scheinbar eine Meerenge. Der Höhenzug des rechten Ufers, desselben, auf welchem Lissabon sich aufbaut, verläuft nach dem Binnenlande hin ganz flach, so daß, von ferne gesehen, das Land dort auch wie Meer erscheint; nur einzelne weiß blinkende Ortschaften verraten, daß dort der Kontinent beginnt. Das linke Tajoufer, auf dem sich Cacilhas mit dem es bekrönenden Fort erhebt, bildet einen langgestreckten Rücken. Es ist teils kahl, aus rötlich schimmernden Felsen gebildet, teils bewaldet; ein Fischerdorf liegt am Strande. Nach dem Meere zu verläuft das Ufer in eine schmale sandige Landzunge.

Nach viertelstündiger Überfahrt legt der Dampfer in Cacilhas an. Jeder Fremde besucht das Fort, der wunderbar schönen Aussicht wegen.

Zwischen hohen Steinmauern steigt der gepflasterte Weg bergan. Ein roter Geraniumbusch, ein üppig blühender Nelkenstrauch liegt oft über die Mauer, ein kleiner kläffender Hund steht auf ihrem Rande und bellt die neugierigen Fremden an, welche den Frieden von Cacilhas stören. Dann biegt der Weg zur Rechten; Bastionen ragen auf; wir ersteigen das Fort. Hier erst überschaut man ganz die Schönheit Lissabons. Majestätisch breitet es sich mit seinen grünen Plätzen und Gärten, seinen bunten Häusern auf den Höhen und Buchten der gegenüberliegenden Küste aus; meerwärts, also von hier aus zur Linken, zieht es sich mit seinen Vororten hin.

Ich sehe den Palast des Königs, ein mächtiges weißes Viereck, ähnlich dem Schlosse von Athen; ein großer grüner Park schließt sich daran. Mehr westwärts am Ufer leuchtet eine schneeige Marmorkuppel: es ist die Casa Pia von Belem. Und weiterhin ragen ein altes Araberkastell und ein Leuchtturm über die graugelbe Tajoflut, die sich dort unten bei S. Julião do Barra dem atlantischen Ocean vermählt.

Löwenmaul und riesengroße Kamillen wuchern wild auf den Rasenwällen des Forts.

Am Nachmittage unternahm ich einen Ausflug nach dem südlich gelegenen Vororte Lissabons, Belem. Ich fuhr durch die Hafenstraße an bunten Häusern, an Plätzen mit Palmen und Pfefferbäumen, an vielen Eisenfabriken und Holzniederlagen vorbei. Dann ging der Weg hart am Meere, d. h. richtiger gesprochen am Tajo hin, der zu meiner Linken nicht blaute, sondern graute. Die unschöne Farbe des Wassers ist wohl der einzige Mangel an diesem stolzen Landschaftsbilde. Um so anmutiger sind die Töne der gegenüberliegenden Küste mit ihrem weichen Grün und warmen Gelbrot.

Zu meiner Rechten zieht sich am Bergrücken des Festlandes noch immer Lissabon hin. Man sieht aber, daß es nur seine Ausläufer sind. Die Fabrikschornsteine mehren sich; Landhäuser mit schönen Gärten beginnen sich zu zeigen, und auf der Höhe erscheinen des Kirchhofes spitze, weiße Leichensteine und schwarzgrüne Cypressen.

Bald sind wir in Belem. Vor allem zieht uns hier die Kirche des h. Hieronymus an, ein Bau von überraschender Schönheit. Durch ein mit reichen Skulpturen verziertes Portal, einen weit ausgeschweiften Spitzbogen, trete ich in die Kirche. Das Innere ist dreischiffig. Wenige, ganz schlanke, mit zierlicher Steinhauerarbeit geschmückte Säulen ragen palmenstammähnlich empor und tragen die flachgewölbte Decke, über die sich die Steinrippen in vielfacher Verästelung wie Zweige eines Baumes spannen. Auf niedrigem, weit ausgeschweiftem Bogen ruht der Chor mit seinen zwei vergoldeten Orgeln und den Bildern der zwölf Apostel.

Noch überraschender, malerischer als die Kirche wirkt der anstoßende Klosterkreuzgang. Er zeigt ein Gemisch maurischer und gotischer Motive und ist fast überreich in der Fülle seiner durchbrochenen, gezackten Bogen und kunstvollen Skulpturen. Im Klostergarten wachsen Palmen und indische Rosen mit großen roten Glockenblüten. Das Kloster ist zur Zeit Vasco de Gamas gegründet worden; jetzt befindet sich eine Waisenanstalt in dem alten Bau. 350 verwaiste Knaben werden vom siebenten bis achtzehnten Jahre hier erzogen.

An den Kreuzgang stößt ein großer Garten. Weitere Baulichkeiten schließen sich an die Kirche, doch sagen wir Belem mit seiner der Menschenliebe gewidmeten Stiftung Lebewohl. Es mag größere Waisenhäuser geben, aber schöner gelegen, in einem so interessanten historischen Bau, findet man wohl keines wieder.

Die italische Halbinsel.

11.

In der Lombardei.

— R. Schlüter —

Im herrlichsten Sonnenschein fuhren wir von Chiavenna nach Colico. Die Straße führt bald an die nordöstliche Seite des Comersees und bleibt demselben bis Colico stets nahe. Wenn gleich hier wie in der Schweiz die wilden Bergwasser häufig bedeutende Steinmassen in den Gebirgen abgelöst und damit große Flächen der Ebene bedeckt haben, so zeigt sich doch im ganzen die Landschaft reich und üppig. Je mehr man sich Colico nähert, desto häufiger werden die Maulbeerstämme. Kräftig wie unsere Apfelbäume stehen sie in langen, ziemlich nahen Reihen auf den Feldern, und unter ihnen wuchert die herrliche Maispflanze, deren feine fahnenartige Spitzen oft in die Zweige der Bäume hineinreichen. Auf manchen Feldern sind die oberen Stücke bereits abgeschnitten, und die am unteren Teile des Stengels in gelber Blatthülle quellende Schote verheißt eine reiche Ernte.

Kaum hatten wir nachmittags in Colico den Dampfer bestiegen, als sich ein heftiger Südostwind erhob. Regenwolken verdunkelten die Sonne, und zwischen den hohen Felsen und den düster erscheinenden Uferortschaften wollte der See durchaus nicht jenes freundliche Ansehen gewinnen, mit welchem ich nach so vielen Schilderungen ihn mir vorzustellen gewohnt war. Nach einer Stunde indessen legte sich der Wind; die Sonne lüftete den Schleier und blickte noch einmal heiter lächelnd auf den See, als wir über seine Spiegelfläche in kleiner Barke fröhlich Bellagio zuruderten.

Da sitze ich nun auf dem breiten Balkon des Gasthauses. Unten vor mir der lichtgrüne See; diesseits und jenseits schimmern am Fuße der Berge die freundlichen weißen Dörfer; aus dem Laube der Platanen, Feigen und Lorbeeren leuchten die breiten Façaden der

fürstlichen Villen hervor; der Duft frischblühender Oleander und Orangen durchwürzt die Luft, und von der gegenüber liegenden Villa Carlotta bewegt sich mit allmählich hörbarer werdendem Rudergeplätscher ein Kahn herüber.

Der Comersee ist so unendlich reich an prächtigen Villen, üppigen südlichen Gärten und Parkanlagen, daß man Wochen an ihm zubringen möchte, um das Auge sich so recht satt weiden zu lassen an all dem Schönen.

Gleich über unserm kleinen Flecken auf dem hügeligen Auslaufe des Gebirgszuges, welcher den nach Lecco führenden Seearm von dem Comer Gewässer scheidet, liegt die Villa Serbelloni. Zwischen Hecken von Lebensbaum, durch Maulbeerbaumalleen, sind wir in die schönen Anlagen hinaufgestiegen, wo unter den hohen Cypressen Granaten und Oleander blühen, vorbei an Olivenbäumen mit ihren feinen, graugrünen Blättchen und an den Büschen saftiger Lorbeerbüsche bis auf die äußerste Spitze des Hügels. Von dort genießt man, unter dem Schutze einer weithin schattenden südlichen Pinie, eines herrlichen Überblicks des nach drei Seiten sich dehnenden Sees. Unter dem jähen Fels, auf welchem wir standen, ruhte das Wasser in durchsichtigem Lichtgrün, während es weiterhin bläulicher und tiefblau wurde.



Abb. 59. Fruchtzweig des Ölbaumes.

Wir ließen die Blicke stundenweit an den hohen Seebergen hinschweifen, an deren Abdachungen Weingärten, Dörfchen in Maulbeer- und Feigenhainen und die weiten Parke der Villen bis in das Wasser hinabsteigen, das ihre marmornen Treppen bespült. Wie freuten wir uns der Julisonne, welche, gemildert durch die Wassermassen, zwischen Palmen und Kakteen, Volkamerien und Riesenaloeen, unter den perlenden Blumen der am Gestein aufrankenden Asklepien auf uns niederschien! Da wucherte alles so üppig im Freien, was wir in unserem trüben Norden nur mit der größten Sorgfalt im erwärmten Gemache ziehen können. Ach, es ist ein anderes Leben unter südlichem Himmel! Alles in herrlicher Farbenpracht der Blüten und Blätter; unaufgefordert reicht die Natur dem Menschen, was er zum Leben bedarf: Marmor, Eichen- und Cedernholz für seine Wohnungen, Wild auf den Bergen, Fische im See, Öl, Feigen, Trauben, Honig auf den sanften Hügeln zu seiner Nahrung, Maulbeerblätter für den Wurm, welchem er die herrliche Seide abgewinnt. Wir ruhten unter den

weitgestreckten Zweigen einer hundertjährigen Magnolie und sahen einem Gärtner zu, der auf einen Feigenbaum geklettert war, um die köstliche, violette Frucht für seines Herrn Tisch zu pflücken.

Und nun inmitten aller Fülle der Natur diese herrlichen Kunstschöpfungen! Es drängt mich zur königlichen Villa Carlotta, hinweg über ihre seebenetzten Stufen, durch ihre blühenden Citronenlauben und die Orangengelände voll goldner Früchte, hin in den weiten Vorsaal, dessen Wände Thorwaldsens Alexanderzug ziert. Das große Relief, welches den ganzen Raum in der Mitte seiner Höhe umzieht, ist so natürlich und einfach konzipiert, daß man meinen möchte, eine andere Auffassung sei gar nicht möglich gewesen. In der Mitte auf seinem Triumphwagen vor allem herrlich, ist der Sieger Alexander. In einem leichtgeschwungenen, reichverzierten griechischen Wagen steht er da, der jugendlich schöne Krieger, in stolzer, fast übermütiger Haltung. Die Freude des Überwinders findet ihren natürlichen Gegensatz und eine schöne Folie in der Niedergeschlagenheit des Überwundenen. Langsam, gesenkten Hauptes schreitet König Darius daher. Für ihn ist alles Leben, das ihn umgiebt, keines mehr; sein Auge ist in das Innere gekehrt, und aus seinen Zügen spricht die vollständige körperliche und geistige Erschöpfung.

Von der herrlichen Villa trägt uns der Dampfer nach Süden und in kurzer Frist die Eisenbahn nach der lombardischen Hauptstadt.

Mailand giebt nur einen Vorgeschmack italienischer Städte; spezifisches Welschtum und universales Großstadttum vermischen sich. Die Häuser sind hoch, oft vortreffliche Bauwerke. Kirchen und Palästen begegnet man jeden Augenblick, und auf Balkonen zeigen sich neugierige Frauen zwischen Kamelien und Rosen. Vor zahlreichen Cafés werden an kleinen Tischchen die Zeitungen gelesen; Laden drängt sich an Laden, das Beste seines Inhalts den Kauflustigen in eleganten Schaufenstern zeigend. Düstere Gassen wechseln mit hellen breiten Straßen, und sie alle durchzieht der regste Verkehr. In den gutgepflasterten Straßen sind Fahrbahnen von starken Steinplatten so angelegt, daß die Wagenräder über sie glatt hinlaufen können. Der in großem Halbkreise von der Porta Nuova bis zur Porta Romana sich ausdehnende Korso mit seinen schönen Kastanien-Alleen kann sich, von zahlreichen Equipagen, Reitern und Fußgängern belebt, den schönsten großstädtischen Spaziergängen kühn zur Seite stellen.

Mein erster Gang galt dem Dom. Ich ging um das kolossale Bauwerk langsam herum, und der erste Eindruck weckte lauter Staunen und Bewunderung. Wie ein schöngeformter Berg von weißlich grauem

Marmor hob sichs aus dem großen Rund des Platzes weit über die hohen Gebäude ringsumher. Tausende von weißen Nischen, Spitzen, Türmchen und Statuen ließen die Dachlinien in vielgezackten Windungen wie feine Eisgebilde der benachbarten Alpengletscher dahinlaufen, und der stolze schlanke Turm schoß wie eine krystallisierte Marmorsäule mit seinen feinen Zieraten zwischen ihnen in die Höhe. Leider war der Himmel dicht bezogen. Was für ein herrlicher Anblick muß es sein, wenn dieser blendend weiße Marmor des oberen Domteiles vom Tiefblau des italienischen Himmels sich schimmernd abhebt und die reine Luft jeden feinen Knauf, jede Nischenblume, jede Türmchenkrone wie Gebilde der Natur dem staunenden Beschauer zeigt!



Abb. 60. Straße in Mailand.

Aber wie kurze Zeit blieb dieser erste Eindruck! Nur zu bald fiel die Verschiedenheit der an diesem Dome verewigten Baustile meinen durch das Anschauen des Kölner Domes vor noch nicht vielen Tagen verwöhnten Augen gar zu unangenehm auf. Es fehlt allenthalben jene Einheit des Gedankens, welche allein ein Kunstprodukt als vollkommen erscheinen zu lassen vermag. So ist der Eindruck, den man hinwegnimmt, weder tief noch bleibend.

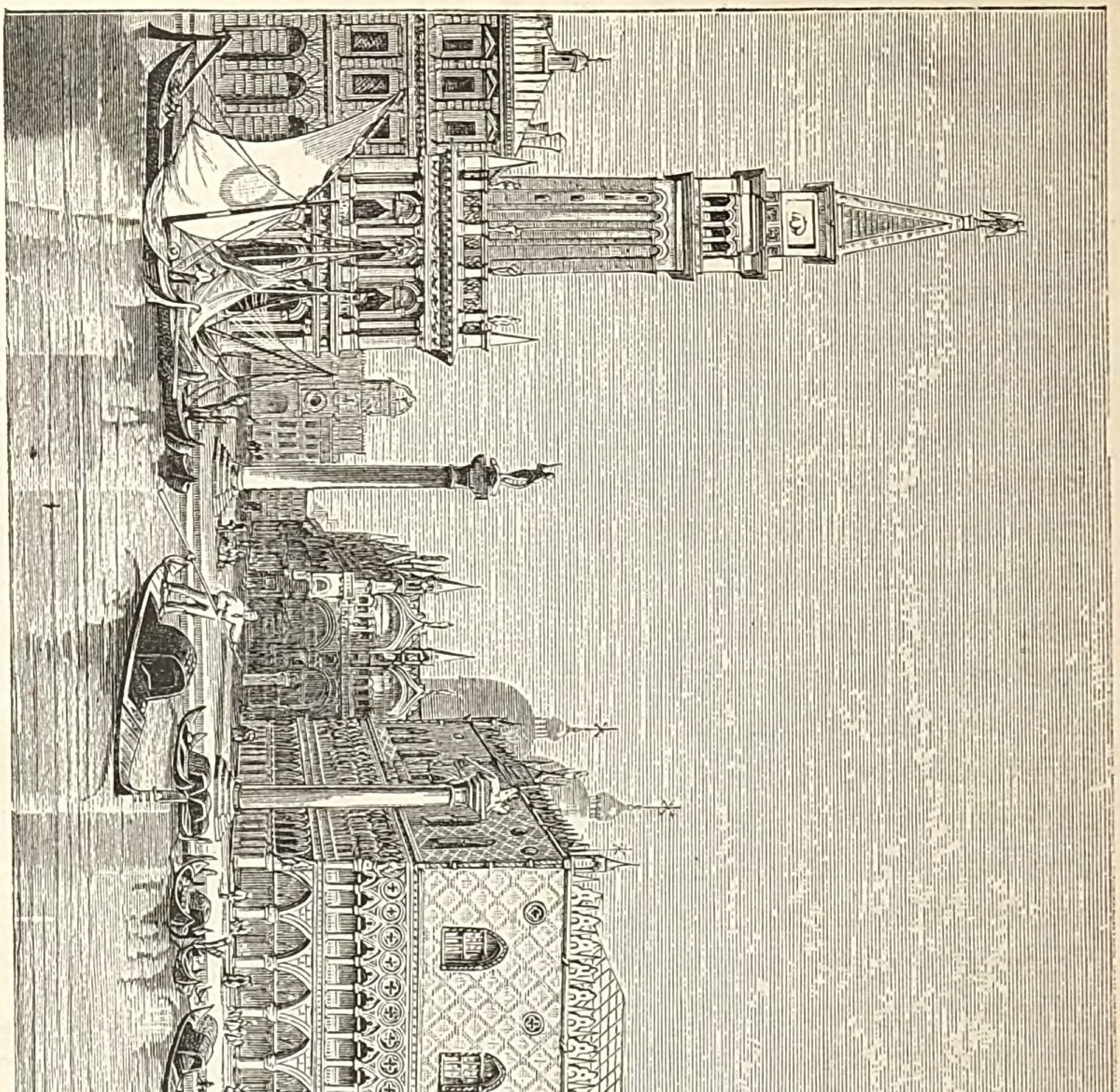
12.

Venedig.

— H. Stieglitz —

Die Nacht war bereits angebrochen, als uns das von Padua herkommende Dampfroß auf langer Lagunenbrücke der Meerstadt Venedig zuführte. Auf einmal schimmerte eine Menge Lichter aus dem Wasser hervor; der Zug hielt still, und beim Austritt aus dem Bahnhofsgebäude empfing mich sogleich eine Gondel. In dem schwarzen sargähnlichen Fahrzeug auf weichen Kissen orientalisch hingestreckt, vernahm mein Ohr alsbald keinen andern Laut als den einförmigen Schlag der Ruderer und ihr kreischendes „Eh' und Ah"! womit sie beim Begegnen andern ausbogen, die gleich dunkeln Schatten an uns vorüberschwebten. Zu beiden Seiten stiegen Häuser, Paläste, Kirchen aus der Flut empor. Aus einem der Paläste sah ich durch einen finstern Thorweg festlich gekleidete Gestalten, begleitet von Fackelträgern nach einer Gondel hinschreiten, die an bemalten Pfeilern angekettet lag; aber nur einen flüchtigen Blick hatte ich von der Scene, denn eine der vielen Brücken, die sich auf uns herabzusenken schien, verdeckte sie sogleich wieder. So fuhren wir auf Wasserstraßen durch diese geisterhaft düstere, in seltsames Schweigen gehüllte Stadt, wo nur hier und da aus den Fenstern einige helle Strahlen in die Tiefe niederfielen und den umnachteten Spiegel besternten. Endlich kamen wir an einer Treppe an, die vom Wasser herauf zu einem großen Hause führte, in welchem ich mich, nachdem ich durch unzählige Korridore und Galerien gegangen, zur Ruhe legte.

Am folgenden Morgen galt mein erster Besuch dem Markusturm, der frei und schlank bis zu einer Höhe von 100 Metern sich erhebt. Ein bequemer Gang ohne Stufen führt auf die Galerie desselben. Von dort herab überschaut man mit einem Blicke die triangelförmige Stadt mit ihren Häusern, ihren nach allen Richtungen laufenden Kanälen, ihren Brücken, ihren Häfen, ihren Lagunen, die bald als Gewässer, bald als Sumpf erscheinen. Mehr als hundert größere und kleinere Inseln liegen ringsum verstreut. Ostwärts unterscheidet man deutlich die Küste des adriatischen Meeres. Gen Süden zeigen sich viele wasserumflossene Ortschaften, im Westen das lachende Grün der Ebene von Padua, nördlich hinter einer weiten fruchtbaren Landschaft erglänzt mit beschneiten Gipfeln die Kette der Alpen. Wendet man von der wundervollen Fernsicht das Auge auf die nächsten Gegenstände, so ist es da



Der Markusturm. Die Markuskirche. Abb. 61. Venedig. Der Dogenpalast.

die uralte Markuskirche mit ihren fünf orientalischen Kuppeln, welche die Blicke fesselt, dann der riesenhafte Dogenpalast mit den übrigen mächtigen Gebäuden, welche den Platz umgeben, endlich das auf demselben sich bewegende ameisenartige Gewimmel der zwerghaft zusammengeschrumpften Menschen.

Vom Markusturm stieg ich hinunter auf den Markusplatz, dessen Ostseite die Markuskirche begrenzt. Über dem Portal der Markuskirche stehen die vier korinthischen, aus Erz gegossenen, vergoldeten Rosse, welche einst durch Nero aus Griechenland nach Rom, durch Konstantin nach Konstantinopel und 1204 von da durch den Dogen Dandalo nach Venedig gebracht wurden. Die im Jahr 967 begonnene Kirche bietet ein seltsames Gemisch byzantinischer, gotischer und italienischer Bauart. Die Decke der Vorhalle ist ganz mit Mosaik ausgelegt. Drei bronzene Thüren mit eingelegten Arbeiten aus Silber führen in das Innere, wo der wellenförmige Fußboden von Jaspis und Porphyr Tiere, Bäume und Hieroglyphen darstellt. Über demselben erhebt sich ein Wald von kostbaren Säulen, deren Zahl im ganzen auf 500 angegeben wird. Das Gewölbe, die Bogen und die Kuppeln alle sind von Mosaik, die Altäre und Kapellen mit Gold, Silber und Edelsteinen überladen. Dies alles bringt am Abend, wenn die Sonne ihre Strahlen durch die gedrückten Bogenfenster hereinsendet und die vergoldeten Wände erleuchtet eine wirklich feenhafte Wirkung hervor.



Abb. 62. Die Seufzerbrücke.

An die Markuskirche stößt der alte Dogenpalast, ein maurisch-gotisches Riesengebäude, zur Zeit der Republik Residenz des Staatsoberhauptes, Ratskammer und Staatsgefängnis. Durch den Haupteingang gelangt man in einen geräumigen Hof, wo verschiedene alte

Bildsäulen stehen und zwei metallne Brunnen, in denen das von den Dächern aufgefangene und in unterirdischen Kanälen durch große Sandlager filtrierte Regenwasser rein und trinkbar zum bequemen Schöpfen sich sammelt. Die sogenannte Riesentreppe führt vorüber an dem einst so gefürchteten Löwenrachen in das Innere des Palastes. Aus dem ersten Stockwerke des Gebäudes führt eine bedeckte Galerie, „die Seufzerbrücke", über einen Kanal in die gegenüberliegenden Staatsgefängnisse, die berüchtigten „Bleidächer". Außer diesen enthielt der Palast noch unterirdische Kerker, wo die Gefangenen im feuchten Moderduft umkommen mußten, während die unter den Bleidächern vor Hitze verschmachteten. Hier am Dogenpalaste endigt der Canale grande, welcher die Stadt in Form eines S durchschlängelt und sie in zwei Hälften teilt. Er ist für Venedig, was der Korso für die italienischen Städte des Landes, nämlich die Hauptstraße, nur nicht mit Steinen, sondern mit „Meereswellen" gepflastert, zu beiden Seiten mit Marmorpalästen eingefaßt; aber statt der Kutschen drängen sich da die schwarzen Gondeln. Fast mitten in der Stadt wölbt sich über diesem Kanal die berühmte Rialto-Brücke. Sie besteht aus einem einzigen Bogen von weißem Marmor und ist mit Verkaufshallen bedeckt. Hier nehmen wir eine Gondel, die uns hinausträgt zu dem Volksgarten, wo man unter Baumgängen sich etwas in der freien Natur fühlt. Frei schweift von hier der Blick über die weite Lagune, deren Grenze gegen das Meer erst die langgestreckten Lidi bilden.

13.

Karneval in Rom.

— Robert Davidsohn —

Was ein glänzender Karneval in Rom bedeutet, davon kann die ans Graue, Nüchterne gewöhnte nordländische Vorstellung schwer sich ein Bild entwerfen. Ein klarer, blauer Himmel hat sich über die Stadt der Quiriten gespannt, und wenn die Tausende von Pulcinellen in ihren weißen, bauschigen Kitteln, von Albanerinnen in ihren zierlichen Röckchen, ein wenig gefroren haben mögen, so tollts doch so übermütig unter der spitzen Filzkappe Pulcinellos, unter dem dreikrämpigen Hut des toskaner Hanswurst und im Kopfe Pierrots, daß sich niemand um den Thermometerstand gekümmert hat, und gar in den letzten Tagen war Tag und Nacht ein Jauchzen und Jubeln, ein Umherziehen,

Tanzen und Musizieren, ein Korsofahren, Blumenwerfen, Lichterausblasen, ein Anstaunen von Maskenwagen, daß man schier Mühe hatte, sich zu besinnen, daß der Mensch nicht mit einer schwarzen Maske vor dem Gesicht, einem spitzen Filzhut auf dem Kopf, in einem Leinwandkittel mit langen Ärmeln und mit einem Moccoli-Lichtchen in der Hand auf die Welt gekommen ist; daß er nicht ausschließlich dazu da ist, zu lachen, zu tanzen, Blumen zu werfen und Moccoli auszulöschen.

Die ganze Stadt ist während der zwölf Karnevalstage voll übermütig wogenden Lebens, aber auf der Piazza Navora und auf dem schmalen Korso drängen sich die Masken am dichtesten, klingt das Jubeln am lautesten, sind die Tribünen am zahlreichsten, die Balkons am buntesten geputzt und am vollsten; hier tobt das Blumen-Bombardement am heftigsten, hier giebt es an den Nachmittagen der letzten Karnevalstage keine Minute, wo nicht tausend Sträuße die Luft durchfliegen, von der Volksmenge zu den Wagen, von den Wagen zu den Balkons, von den Balkons zu der Menge.

Wenn die Sonne sinkt, tönen an jedem dieser Korsotage von der Engelsburg her drei Kanonenschüsse. Das ist das Zeichen, daß der Fahrweg des Korso frei gemacht werden müsse für die „barberi“, das altherkömmliche Rennen reiterloser Pferde. Es giebt kein Land in der Welt, in dem das Vergnügen so sehr als Staatsangelegenheit, als ein Ding von höchster öffentlicher Wichtigkeit behandelt würde, als in Italien. Von Staatswegen sind die Querstraßen, die auf den Korso münden, für diese Rennen mit Barrieren abgeschlossen; von Staatswegen ist ein Bataillon Militär kommandiert, an der Piazza Venezia den Raum frei zu halten für das Einfangen der Pferde, und federhütige Municipalgardisten sorgen dafür, daß sich die quiritischen Gassenbuben nicht vom Trottoir herabwagen, wenn im wilden Laufe die gehetzten barberi angesprengt kommen. Man hat jetzt Feuerwehrleute mit Trompeten von fünf zu fünf Häusern auf den Balkons postiert, die mit den Hörnern von der Piazza del Popolo bis zum alten Palast der venetianischen Republik ihr Warnungssignal geben, so lange noch galoppierende Nachzügler zu erwarten sind. Da es beim ersten barberi-Rennen dieses Karnevals Unfälle gab, hat man diese moderne Neuerung der alten römischen Volksbelustigung hinzugefügt. Im übrigen ist der Anblick immer derselbe — sechs, acht gehetzte Pferde, die mit Bouquets beworfen werden, klappernde Schellen und Stacheln auf dem Rücken tragen, durch gellende Zurufe der tausendköpfigen Masse angefeuert werden, scheu vor Lärm und Schmerz, toll über den Korso jagen, wie eine Windsbraut erscheinen und ver-

schwinden und, nachdem sie eine 2 Kilometer lange Straße in etwa fünf Minuten durchrannt haben, vermittelst riesiger Leinentücher, die man ihnen vorhält, an der Piazza Venezia eingefangen werden.

Fast an jedem Abend rennen die barberi, aber nur einmal, nur wenn der Karnevalsjubel laut aufjauchzt, weils in wenigen Stunden zu Ende geht mit seiner Herrlichkeit, leuchten die moccoli. Dann schimmert es im Korso von jedem Balkon, von jedem Fenster auf; dann flimmern die Wachslichtchen in den Karossen; dann beginnt der graziöse Kampf um das Verlöschen der kleinen Kerzen, welche die einen in der Hand, die andern an langen Stöcken tragen, welche diese mit wehenden Taschentüchern, jene mit Flederwischen, andere mit langen Schilfgrasbüscheln auszuwehen versuchen. Wie von Tausenden huschender Irrlichter glänzt der Korso; von Balkon zu Balkon geht der Kampf, und ebenso sucht man auf demselben Balkon dem lieben Mitmenschen sein Lichtchen auszulöschen. Die Maskenwagen sind manchmal zu dem Zweck so hoch gebaut, daß man von ihnen aus bequem die Lichter auf den Balkons der ersten Stockwerke ausblasen kann, während ihre eigene Höhe und Würde es natürlich unmöglich macht, solche Vertraulichkeit zurückzugeben, umsomehr als ihre Insassen die Lichtchen meist noch an langen Stangen tragen. Zu all dem lustigen Treiben glänzt der Korso von bengalischen Flammen; auf Laternen sind Gas-Kronen aufgeschraubt, und hinüber und herüber wälzt sich der Ruf: „moccoli, moccoli!“

Wenn das Vergnügen der moccoli sein Ende erreicht, bereitet sich ein anderes buntes Schauspiel vor — der große Maskenzug mit Lampions, der sich eine Viertelstunde lang den Korso hinaufbewegt. Da wandelt in ungeheurer Größe, transparent erleuchtet, der Obelisk des Petersplatzes, umgeben von lauter transparenten Steinpfeilern umher; da sieht man die Geschichte der Straßenbeleuchtung, von den bescheidenen Öllaternen bis zu den strahlenden Gaskandelabern; da hat man schließlich allerlei Zeit- und Lokalanspielungen von faschingsfroher Lustigkeit. Und zum Schlusse kommt auf phantastisch geschmücktem, phantastisch erleuchtetem Wagen er selber, der arme „Karneval“ im Todeskampfe. Eine ungeheure bunte Puppe, der ein grotesker Arzt mit einem riesigen Tuch den Angstschweiß von der Stirne wischt, diese Beschäftigung nur hier und da unterbrechend, um sich selbst die Thränen aus den Augen zu trocknen. Und des armen Karneval Todesangst ist nur allzu gerechtfertigt, denn wenn man auf der Piazza del Popolo angelangt ist, wird er herabgeholt von seinem ragenden Hochsitze und er, der ein so guter, lustiger, übermütiger Herrscher gewesen,

wird — o, höchst schnödes, undankbares Volk von Rom! — nicht nur gestürzt wie so viele andere Herrscher, die in dieser Stadt regiert vor ihm, nein, er wird gar angesichts des ernsten ägyptischen Obelisken unter brausendem Jubel den leuchtenden Flammen eines Scheiterhaufens übergeben, aus dessen Asche erst in Jahresfrist seine Herrschaft neu erstehen wird.

Weit entfernt mit des Karnevals feierlicher Feuerbestattung zu Ende zu sein, lebt aber der Faschingsjubel nur um so lebendiger mit der hereinbrechenden Nacht wieder auf. Abend für Abend, Nacht für Nacht finden in den letzten Karnevalstagen ein halb Dutzend großartiger Maskenbälle in Rom statt. Ein wahrer Rausch des Vergnügens, der Lust, tobt in diesen Tagen im Blut der Romulus-Enkel, und man lernts begreifen, wie dieses Volk durch Spiele und Feste zu gewinnen, zu bestimmen war. Welches Aufgehen im Vergnügen, welche Vergessenheit in der Lust! Da ist ein prächtiger afrikanischer Neger, ganz tiefschwarz, eine Federkrone auf dem Kopf und einen Federschurz um die Hüfte. Die sämtlichen weißhemdigen Pulcinelle des Saales finden plötzlich, daß ihr Weiß und das Schwarz des Negerhäuptlings einen prächtigen Kontrast geben müßte. Im Nu sitzt der Schwarze zehn Pulcinellen auf den Schultern, zwanzig springen voran, zwanzig hinterher, und jubelnd gehts durch den Saal, bis der sudanische Krieger in einer längeren Rede seine weiße Schar verabschiedet und die Gruppe auseinander stiebt. Dort hat sich eine Schar Albaner und Albanerinnen zusammengefunden. Musiker mit Dudelsack, Flöte, Guitarre und Harmonika thun sich auch dazu, und sie improvisieren einen Hochzeitszug, einen Hochzeitstanz, um sich dann wieder zu verlieren. Da ist jauchzendes Leben, da ist Lust überall, da ist eingeborener künstlerischer Sinn. Nur in Italien giebts einen Karneval, und anderswo ist das, was man so nennt, eine mehr oder minder langweilige Lüge.

14.

Der Ostersegen des Papstes.

— Martino Röder —

Es war das erste Mal, daß wir in Rom waren. Der neunte Pius saß noch auf dem Stuhl St. Peters und betrachtete sich noch nicht als einen Gefangenen. Noch spendete er allosterlich dem Volke seinen Segen.

Schon am frühen Morgen begaben wir uns nach dem Petersplatze, den die gewaltigen Arkaden vor der Peterskirche einfassen. Aber welch ein Leben herrschte hier schon in der Nähe des Vatikans und der Peterskirche! Die ambulanten Limonadenverkäufer waren im geschäftigsten Hin- und Herlaufen. Die Kutscher knallten lustig mit der Peitsche drauf los, um die Fremden zu einer Fahrt aufzufordern.

Die Via Orsa, Papale, Giulia della Lungara waren, kaum daß die neunte Stunde geschlagen, dermaßen mit Fußgängern überfüllt, daß man sich nur mit dem Ellenbogen Platz und Durchgang verschaffen konnte.

Was das Auge da nicht alles erschaute! Überreich vergoldete Kardinalkutschen, die glänzendsten Aufzüge der päpstlichen Armee, in allen möglichen Uniformen und Farben, allerlei mögliche und unmögliche Gestalten, meist Fremde: Engländerinnen, Russinnen, Deutsche, Französinnen, deren Anzüge erheblich gegen die Volkstracht der aus der Umgegend Roms herbeigeströmten Campagnolen abstachen. Vorhistorische Fracks, die sich ehrsame, echt päpstlich gesinnte Krämer oder Kanzlisten hervorgesucht hatten, um bella figura zu machen, daneben die reich gallonierten Diener der römischen Aristokratie, kurz die Straßen, welche zum Vatikan und zur Basilika führten, waren ein wirres Durcheinander von allen möglichen Gestalten, belebt von den wie Raketen in die Luft fliegenden Witzen der buoni romani.

Punkt 10 Uhr mußte das heilige Kollegium der Kardinäle, die Gesandten, die Fürstlichkeiten und Erzbischöfe, der ganze Schwarm der päpstlichen Hof- und Rangliste sich auf seinem Ehrenplatz befinden. Dieser Platz befand sich in den zu beiden Seiten des päpstlichen Thrones errichteten Tribünen unter der Kuppel der Peterskirche.

Einige Minuten nach 10 Uhr erschien der Papst auf dem von päpstlichen Familiaren gehobenen Tragsessel in reichster Pracht angethan, strotzend von Gold und Edelstein und huldvollst im Vorübertragen rechts und links seinen Segen erteilend. Er war von einem großen Zuge hoher, kirchlicher Würdenträger aus seiner nächsten Umgebung, von Ehren- und Schweizergarden und zur Seite von Fächerträgern begleitet. Ihm voran gingen die Kardinäle, Bischöfe und andern Geistlichen, alle mit brennenden Wachskerzen versehen.

Es war ein überwältigender, unbeschreiblicher Anblick, das Mittelschiff der Kirche mit all dem blendenden Pomp zu überblicken.

Das gedämpfte Licht, welches von den hohen, prächtigen Kirchenfenstern auf der Südseite auf diese Scene fiel, spiegelte sich in tausend

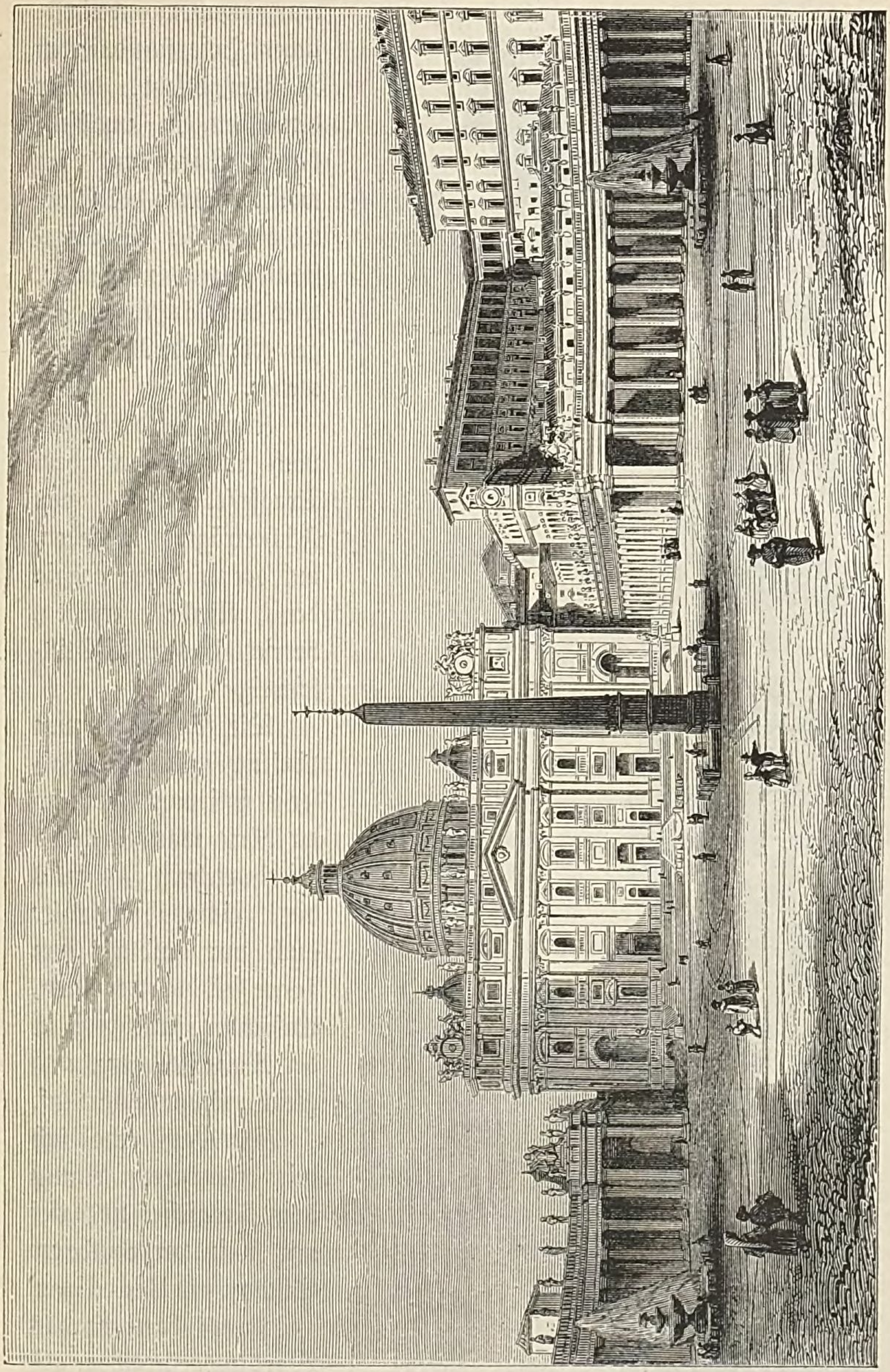


Abb. 63. Der Petersplatz in Rom. Peterskirche. Vatikan.

und abertauſend Farben und Schattierungen an den koſtbaren ſilbernen, goldenen und diamantenen Schätzen wieder.

Der Petersplatz vom Obelisken bis zum Aufgang der Kirche

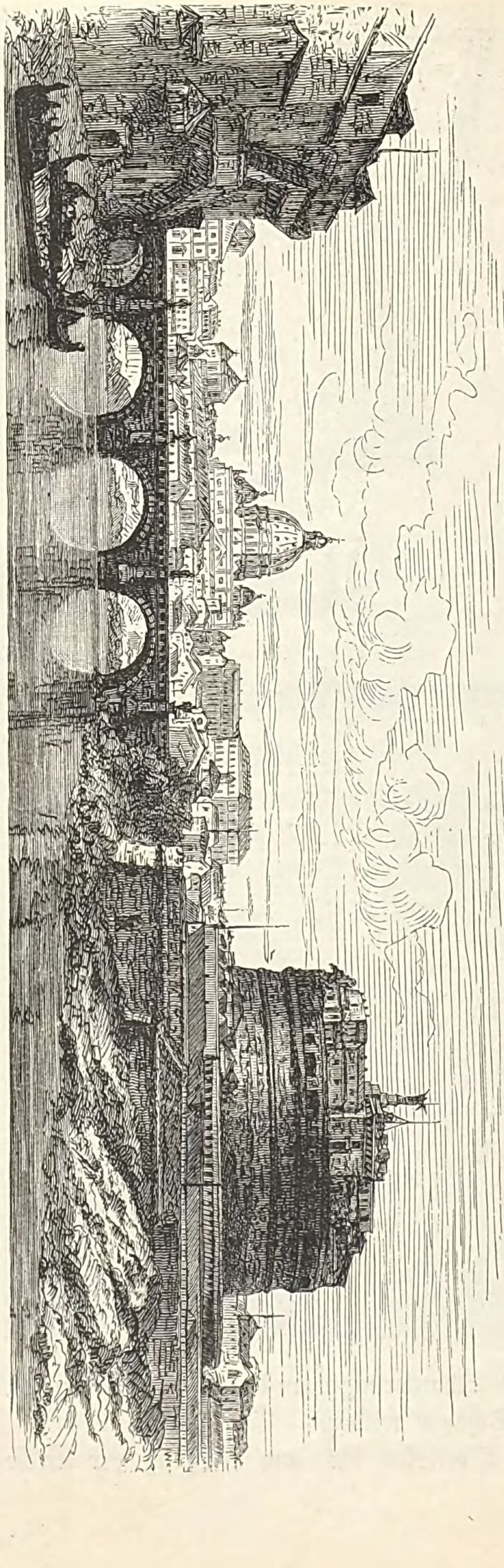


Abb. 64. Die Engelsbrücke in Rom. Peterskirche. Engelsburg.

war von allem am päpstlichen Hofe stationierten Militär besetzt, hinter demselben in unabsehbarer Reihe und im wahren Sinne des Wortes vollgesäet die aufgestaute, teils neugierige, teils den päpstlichen Segen erhoffende Menschenmenge.

Kaum daß der Papst, noch immer auf dem Tragsessel und von Fächerträgern umgeben, auf der mittleren Loggia der Kirche erschien, herrschte das größte Stillschweigen.

Die Springbrunnen hörten plötzlich auf, Wasser zu speien und hier und da hörte man ein leises Pferdewiehern — falls die Limonadenhändler auch nur halblaut ihre Ware feil bieten wollten, traf sie der zürnende Blick der Polizeisoldaten, und gleich verstummte ihr Ruf.

Der Papst erhob sich mit erleuchtetem Antlitz vom Tragsessel und rief mit weit vernehmbarer Stimme sein Benedicat.

Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, als auch schon die dröhnenden Böllerschüsse von der nahen Engelsburg ertönten.

Die Hauptglocke von St. Peter ließ in gewaltigen Schlägen ihren feierlichen Laut erklingen, und die Militär-Oberbefehlshaber riefen mit lauter Stimme „zur Erde nieder". Die Militärkapellen spielten die päpstliche Hymne, und die wie mit einem Schlag in die Knie gesunkenen Gläubigen machten das Zeichen des Kreuzes — die Andersgläubigen fielen gleichfalls auf die Knie, oder bückten sich wenigstens, um zu keinem Ärgernis Veranlassung zu geben.

Es war eines jener Schauspiele, die jedem, der sie miterlebt, unvergeßlich bleiben.

15.

Auf dem Vesuv.

— L. Passarge —

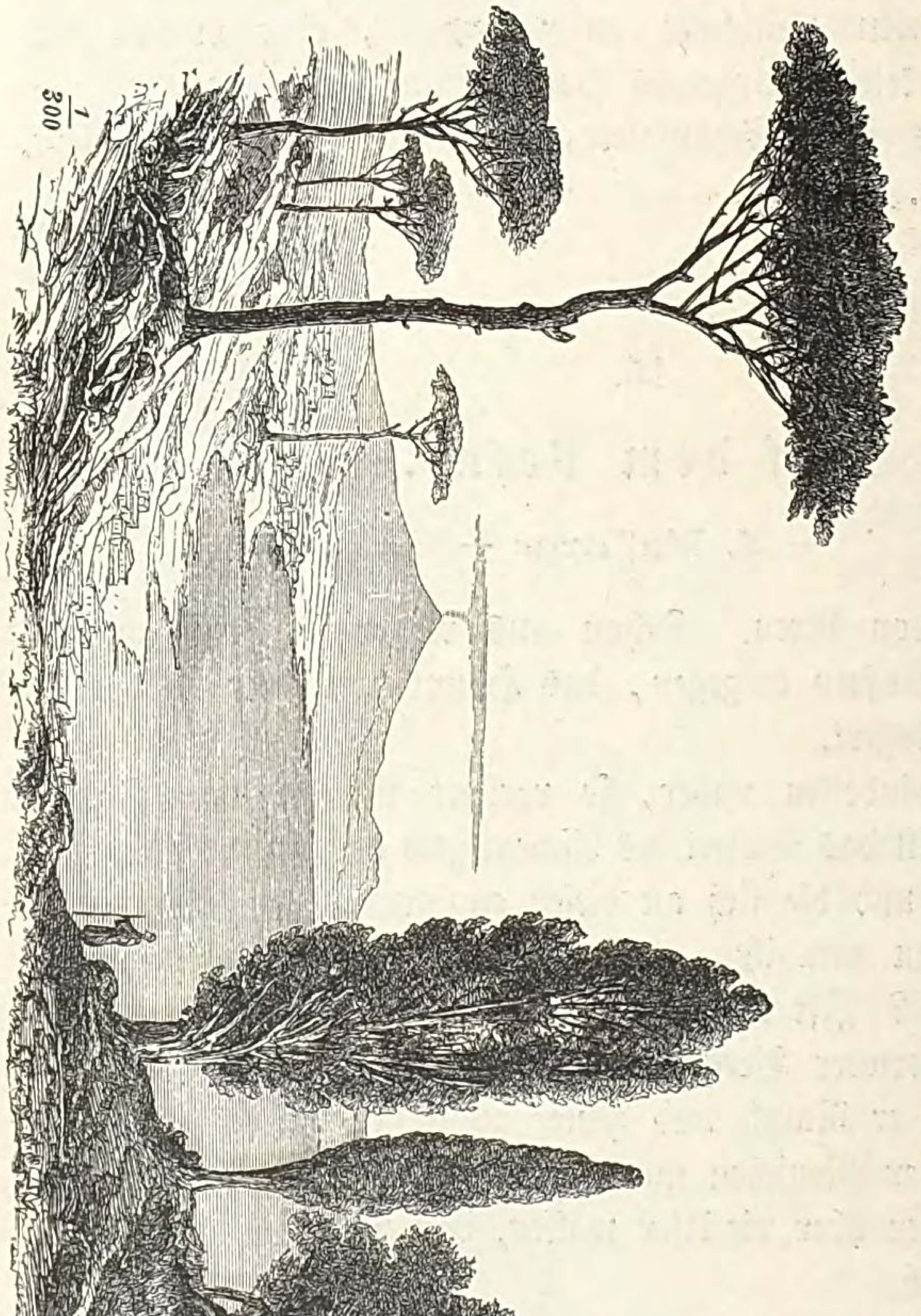
Wir kamen von Rom. Schon aus weiter Ferne schimmerte uns bläulich der Vesuv entgegen, das Haupt von einer breiten gedrückten Wolke umlagert.

Kommt man indessen näher, so verliert sich die blaue Farbe: mehr und mehr tritt das Violett des Aschenkegels hervor und schimmert durch die Pappeln und die sich an diesen emporrankenden Reben.

Was ists denn mit ihm, daß man die Augen gar nicht von ihm abwenden kann? Ist nicht der Vesuv in der wundervollen Landschaft ein schön geformter Berg, wie der Monte Angelo und andere? Freilich, aber daß er Rauch und Feuer ausstößt, daß es in seinem Innern kocht, daß er Menschen und Städte begräbt, die Erde wanken macht und das Meer über die Ufer wallen, das macht ihn interessant, bedeutend, dämonisch.

So fuhren wir denn schon in den nächsten Tagen voller Erwartung ihm entgegen. Die Straße führt durch Weingärten, Felder, Villen. Auf einem alten Lavastrome wächst unser nordischer Roggen. Allmählich breitet sich links die kampanische Ebene aus bis zu den Apenninen dahinter, und über Neapel erscheinen fern die Höhen von Gaeta und die pontinischen Inseln; vor uns aber dampft der Vesuv aus seinem Aschenkegel, der uns grau und braun entgegenstarrt, ohne ein grünes Fleckchen, ohne Ahnung einer Vegetation. Die Straße windet sich im Zickzack hinauf bis zu jenem Vorgebirge, auf welchem sich die Wohnung des Eremiten und das sogenannte Observatorium befindet. Es ist dies ein gar sonderbarer Punkt. Wer je eine An-

sicht vom Vesuv gesehen, der weiß, daß derselbe aus zwei Teilen besteht: der Somma und dem eigentlichen Vesuv oder Aschenkegel. Der Somma, das ist derjenige Teil des Erhebungskraters, der uns von demselben erhalten ist, als im Jahre 79 nach Christus der bekannte Ausbruch erfolgte, welcher Pompeji verschüttete und dem Vesuv, im ganzen genommen, seine heutige Gestalt gab. Vor dem Jahre 79 hatte der Vesuv nämlich etwa die Form von der untern Hälfte eines in der Mitte horizontal durchschnittenen Kegels, mit einer kesselartigen Vertiefung in der Mitte. Dieser ringsum geschlossene und zwar ausgebrannte Krater diente, — wie uns Florus erzählt — eine Zeitlang dem Heere des Spartakus als Lager. Und in der That, solch erloschene Vulkane sind vortreffliche natürliche Festungen; meint doch das Volk, daß auch Hannibal in dem Krater des Monte Cavo im Albanergebirge sein Lager aufgeschlagen gehabt habe.



Pinie. Cypresse. Ölbaum.

Abb. 65. Am Golfe von Neapel.

Als nun die Eruption des Vesuv stattfand, wurde nicht, wie es doch naturgemäß gewesen wäre, die Mitte des Kraters, also die

dünnste Stelle der Erdkruste durchbrochen, der Ausbruch fand vielmehr auf der südlichen Seite unter dem Rande selbst statt. Das Feuer zertrümmerte den Kraterrand an dieser Seite, und die ausströmenden Laven bildeten nebst den ausgeworfenen Schlacken allmählich einen Auswurfskrater, den man den Aschenkegel nennt, obwohl von gewöhnlicher Asche hier nirgends die Rede sein kann, das heißt den eigentlichen heutigen Berg Vesuv.

Bei dieser Katastrophe blieb von der Somma, dem alten Kraterrande, nur der nördliche und östliche Teil, weniger als die Hälfte

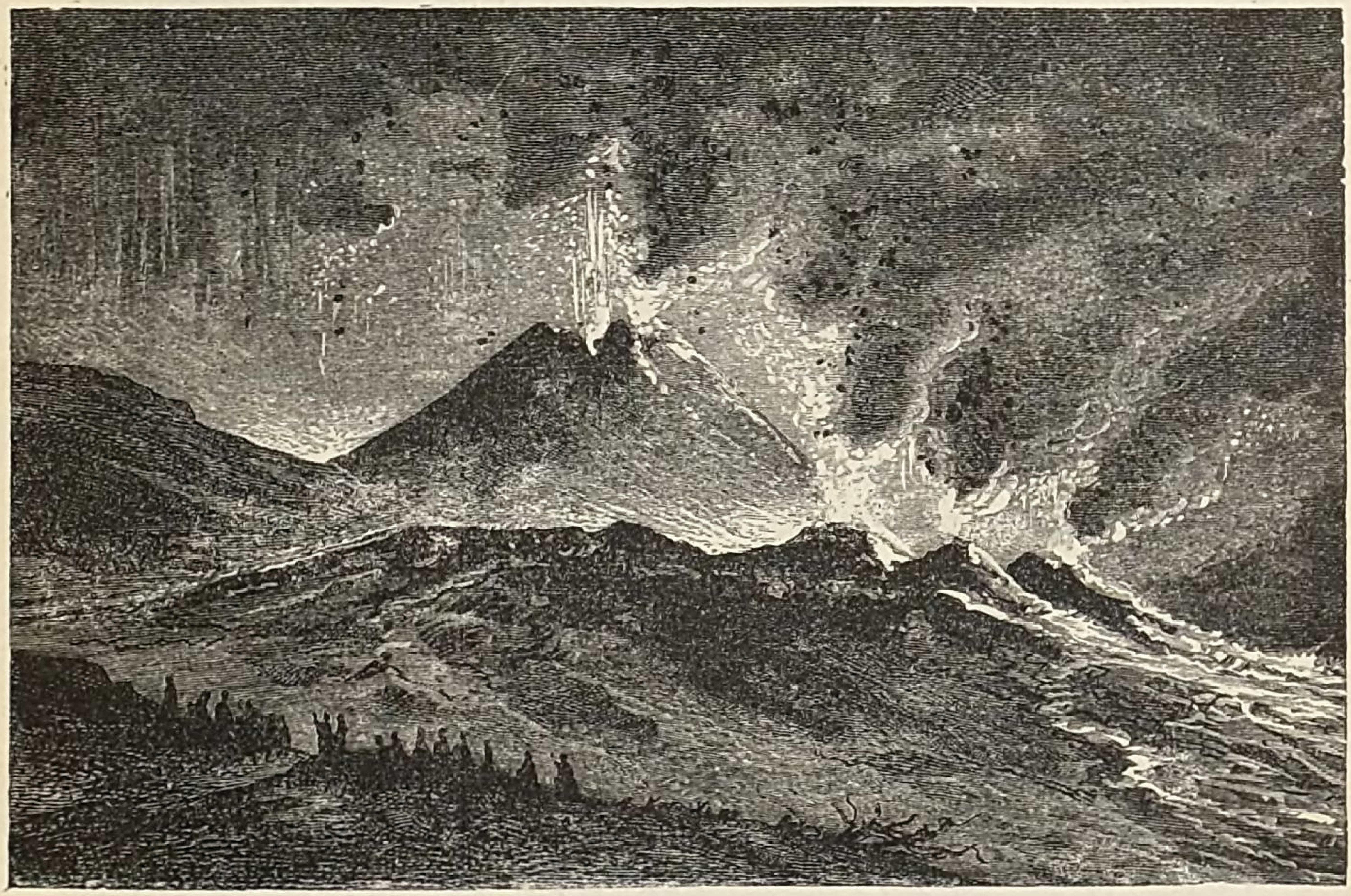


Abb. 66. Vesuv in Thätigkeit.

stehen. Sie umgiebt noch heutzutage den Vesuv an diesen Seiten und zeichnet sich durch ihre außerordentliche Zerklüftung und eine Zackenreihe aus, welche wie ein aufrecht stehender Spitzenkragen sich zu dem Kegel des Vesuvs hinneigt. Letzterer übertrifft jedoch den Rand der Somma an Höhe um ein bedeutendes. Zwischen Vesuv und Somma zieht sich im Bogen ein wüstes Thal hin, welches sich im Westen plötzlich öffnet. Quer vor diese Öffnung legt sich nun wie ein Riegel ein niedriger Höhenzug, der sich vom Aschenkegel des Vesuvs nordwestlich hinzieht und dann abbricht; wahrscheinlich ist es ein alter Lavastrom, der hier aufgestaut und dann erkaltet ist. Auf

der Spitze dieses Riegels liegt das Eremitengasthaus und das meteorologische Observatorium. Rechts und links von dieser Spitze sind die neueren Lavaströme vorübergeflossen. Wir können ja den braunen Faden mit dem Blicke verfolgen, wie er sich in die Tiefe hinzieht, bald geradeaus fließend, bald in Krümmungen wie ein Strom oder vielmehr wie ein Gletscher. Denn die Ähnlichkeit zwischen einem solchen Lavastrome und einem Gletscher ist so auffallend, daß man ganz erstaunt dasteht.

Wie die Schnee- und Firnmassen sich von den Höhen herabsenken: wie sich verschiedene Arme bilden, die sich vereinigen, trennen, von neuem verbinden; wie die Gletscher den Rand des Felsbettes, in dem sie sich bewegen, annagen, Felsen und Erde mit fortführen und dadurch Moränen bilden; wie diese Moränen mehrerer Gletscherarme dann in Parallellinien neben einander laufen und zuletzt mit einander verschmelzen; das ganze wilde Durch- und Übereinander der Schollen, da, wo der Eisstrom steil und gewaltsam heruntergeflossen: — das alles findet sich auch bei den Lavaströmen vor. Und sonderbar; wie die Gletscher an einzelnen Stellen ganz mit Sand und Geröll bedeckt sind, welches das Eis, gleichsam in einer klärenden Gärung, von sich gestoßen, so sehen wir auf diesen erkalteten Lavaströmen ganze Strecken mit schneeweißem Schwefel bedeckt, den die Lava sozusagen ausgeschwitzt hat. Es ist ein sonderbarer Parallelismus: Eis und Lava und doch dieselben Erscheinungen! Aber wir staunen, indem wir einen solchen Strom weiter betrachten und ein Jahrhundert überfliegen, wie sich auf der glühenden und nun erkalteten Lava eine neue üppige Vegetation gebildet hat, wo der Roggen grünt und die Traube reift.

Unser Weg führt uns noch ein Ende in das Thal zwischen Somma und Vesuv. Von der Zackenkrone der Somma schimmert ein mattes Grün, aber die innere Wand ist braun und grau wie der Aschenkegel ihr gradeüber, und Rillen und Runsen furchen die senkrechten Felsabhänge.

Endlich sind wir an dem Gasthause. Eine Drahtseilbahn führt uns von hier in einigen Minuten, während deren wir frei in der Luft zu schweben glauben, zu der Höhe des Berges hinauf, Führer empfangen uns oben; ein Weg in bequemen Windungen leitet uns bis in die Nähe des Kraters.

„Man habe auch tausendmal von einem Gegenstand gehört, das Eigentümliche desselben spricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anschauen.“ Ja, Göthe hat Recht. Wie oft hatte ich es gehört:

der Krater sei eine Vertiefung der Bergspitze, in welcher sich ein oder mehrere kleine Kegel, gleichsam Schornsteine, erheben, aus denen nun Feuer und Rauch hervorbreche. Wohl war es wirklich so, und auch ich kann mit anderen Worten den Krater des Vesuvs nicht beschreiben, aber jeder wird sich etwas anderes dabei denken; und denkt er sich das Richtige, so ist das sinnlich Wahrgenommene doch nicht minder neu und überraschend.

Wir hatten besonders Glück. Vor zwei Stunden nur, sagte einer unserer Führer, als er hier oben gewesen, sei noch keine Lava geflossen.

In dem rings von überhangenden Felsen umgebenen Krater war ein sonderbares Leben. Fast in der Mitte, doch etwas mehr nach Westen stand ein Schlackenkegel, schwarz, ruhig. Nur von Zeit zu Zeit entstand ein unterirdisches Getöse, und es flog unter heftigem Donner eine Menge von Steinen heraus, die rings auf die Felder niederrasselten; ein sonderbares Klingen, wie ich es sonst noch nicht gehört. Ein Ende davon, nach Osten zu, hatte sich offenbar nur erst vor kurzem eine neue Öffnung gebildet. Es quoll daraus der glühende Lavafluß, wallend, doch bedächtig, wie es einer solchen breiigen Masse gemäß ist, und floß nach allen Seiten hin, sich in dem Kessel ausbreitend und die Vertiefungen ausfüllend; die höheren Punkte des Kraterbodens ragten wie Inseln aus dem Lavasee. Über dieser zweiten Öffnung hatte sich ein Kegel noch nicht gebildet, die Lava quoll unmittelbar aus der unterirdischen Röhre. Nur wenn aus dem westlichen Kegel eine Eruption erfolgte, dann äußerte sich die unterirdische Kraft auch hier heftiger; der ruhige Fluß wurde unterbrochen und die Lava in die Höhe geschleudert, so daß sie in Fetzen und flackernd durch die Luft flog.

Ich versuchte es, verschiedene Höhen des Kraterrandes zu besteigen. Nach Westen zu konnte ich jedoch nur einen Moment weilen; denn der Wind trieb den Rauch und Qualm dorthin und machte das Atmen durchaus unmöglich. Die Felsen waren hier von dem Schwefel gelb inkrustiert.

Dagegen schien, da der Wind von Osten wehte, die Besteigung des östlichen Kraterrandes leicht; doch hatte sich in der Nähe desselben die neue Öffnung gebildet, und unten floß die glühende Lava. Während noch darüber gesprochen wurde, ob ich auf die Spitze gehen sollte oder nicht, und man mich zurückhielt, stürzte diese Spitze mit einemmale krachend ein und hemmte den Lavafluß.

Vollkommen gefahrlos war dagegen das Hinabsteigen mitten in den Krater. Da nämlich die fließende Lava nur erst die tiefsten

Stellen des Kraterkessels ausfüllte, so konnten wir auf den Felsinseln mitten darin stehen und von einer Insel zur anderen springen. Es würde dieses immerhin noch unausführbar gewesen sein, wenn nicht die Lava an der Luft sofort erkaltete und sich mit einer Schlackenkruste versähe, welche die ausströmende Wärme zurückhält. Es war hier mitten im Krater nicht wärmer, als an einem stark geheizten



Abb. 67. Fließende Lava.

Ofen, und da der Ostwind sehr stark wehte, so konnten wir den Aufenthalt nur behaglich nennen.

Die Führer brieten mittlerweile in den Lavaspalten Eier und drückten Münzen in die flüssige Masse. Nichts war unterhaltender, als Stücke vom oberen Kraterrande loszubrechen und in die Tiefe stürzen zu lassen. Je nachdem sie an den inneren Wänden viel oder wenig Geröll oder Gestein mit hinabrissen, gab es das sonderbarste Poltern, Klingen und Krachen und ganz zuletzt immer ein langtönendes,

helles Rasseln, wie es aus einem tiefen Brunnen schallt, wenn unten Steine aufs Wasser klatschen, nur tausendmal schrecklicher.

Wandert man rings um den weiten Kessel, so wechseln in reizvollster Art die Aussichten auf Land und Meer. Der Vesuv ist nur eben so hoch, daß sich für das Auge in der Tiefe alles schön und übersichtlich zusammenrückt. Auf der einen Seite starrt das düstere Sommagebirge. Daran reihen sich unten grüne Thalebenen bis wieder hinauf zu jenseitigen Höhen: der Vesuv, wenn er auch nicht hoch ist, will wenigstens als stolzer König für sich allein stehen.

Die Häuser in der Tiefe sehen aus wie weiße Kästchen ins Grüne gesetzt; das baumbesetzte Obstland dehnt sich wie welliges Moos. Am längsten aber werden die Blicke nach der Meeresseite gefesselt, wo es ganz steilab geht. Es ließ sich da behaglich ruhen, denn der Boden war etwas durchwärmt, was in der kühlen Luftschicht angenehm war.

Gegen Abend bildeten Gestade, See und Inseln den wunderbarsten Anblick. Tief unter uns war die Küste von Wolkenballen besetzt. Der Golf teilte sich in zwei Lichtmassen, links das schönste Blau, rechts reinste Wasserhelle; darüber aber schwammen Inseln und Vorgebirge im Äther, als schiene das Licht durch sie hindurch. Nun ging die Sonne unter, und es war seltsam zu sehen, wie sanft und lieblich rotblaues Licht den Berg umfloß und umkoste; zuletzt schien er so sonnig durchwärmt, so rosig und anmutig, als hätte er niemals Höllentücke gekannt.

Auf dem Rückweg, als es längst dunkelte und der Strand von Neapel sich mit tausend und tausend Flämmchen umkränzte, stand die ganze Bergmasse noch in rötlichem Scheine prachtvoll gegen die nächtliche Himmelsbläue; die erhabene Landschaft war erfüllt von unsäglicher Milde und Feierstille.

16.

In Pompeji.

— Julius Faucher —

Wenn man auf dem Bahnhofe anlangt, so stellt sich Pompeji als eine niedrige Erhebung vor, auf welcher einzelne weißstämmige Birken verstreut stehen. In wenig Minuten gelangt man zu dem gerade vor uns liegenden Gasthause „Zum Diomedes“, neben welchem

sich der Haupteingang in die wiedererstandene Stadt, die Porta marina, das Seethor, befindet.

Eine kleine Treppe führt zu einem Gartenwege empor, den zwei hohe, grüne Wälle einfassen. Man hat diesen Eingang mit großen Aloëpflanzen verziert, welche in italienischen Villen und Kirchhöfen häufig die schützende Hecke für die Rasenflächen bilden. Wo der Gang sich plötzlich nach rechts windet, hat man das lange gewölbte Thor und die steil in demselben emporsteigende Stadtstraße vor sich. Sie ist hier, wie in ganz Pompeji, mit großen, unbehauenen Lavablöcken unregelmäßig und zum Teil recht holprig gepflastert. Die überall tief eingedrückten Räderspuren müssen das Fahren eher erschwert, als erleichtert haben. Die sehr schmalen Fußwege waren recht hoch, einen halben Meter und darüber über dem Fahrdamm erhöht, der als Regel nur für einen Wagen Raum bot. Die Fußwege waren mit einer Kante aus behauenen Steinen eingefaßt. Um von einem Fußwege zum andern hinüberzuführen, dienten hohe und breite Schrittsteine, einer oder zwei, in den breitesten Straßen auch drei, wo dann die Wagen an einander vorbeifahren konnten. Es scheint, daß die Stadtgemeinde nur für die Pflasterung des Fahrdammes und die Einfassung der Fußwege sorgte. So weit die Fußwege selber gepflastert waren, scheinen die Hausbesitzer selbst dafür gesorgt zu haben. Denn hier findet man stellenweise ein verschiedenartiges Pflaster aus ganz kleinen Steinen. Auch im Seethor von Pompeji läuft ein anfangs sehr hoher Fußweg, zu welchem man von unten auf Stufen emporsteigen muß, neben dem Fahrdamm einher. Noch im Thore selbst befindet sich der Eingang zum Museum von Pompeji, einem langen und schmalen, niedrigen, von oben erleuchteten Saal. Hier fesseln die Gypsausgüsse der zuletzt gefundenen Toten, sechs an der Zahl, in Glaskästen aufgestellt, zuerst den Blick. Diese Gypsausgüsse sind ein sehr glücklicher Gedanke gewesen. Sobald bei der Ausgrabung in der Asche ein Loch sichtbar wird, welches fast stets darauf schließen läßt, daß eine organische Form hier von der Asche umhüllt worden ist, dann, durch Zersetzung zerstört, den Raum hohl ließ, welchen sie ausfüllte, wird die Ausgrabung an dieser Stelle unterbrochen. Knochen, welche in der Höhlung mit besonderen Drahtwerkzeugen aufgesucht werden, entfernt man nach Möglichkeit, aber mit größter Vorsicht, durch das Loch, und der Guß beginnt. Bis jetzt ist noch jeder Guß besser gelungen, als die früheren. So zeigt einer eine so vollendete Statue eines Sterbenden, daß sich der berühmteste Bildhauer ihrer nicht zu schämen brauchte. Es ist ein

Mann von 50 Jahren und darüber, mit ganz unverkennbarem Römergesicht, wie wir es aus den Büsten der Imperatorenzeit kennen. Er ist vornüber auf den Boden gesunken und lag in gekrümmter Haltung mit der Stirn auf dem Pflaster. Der Ausdruck des Gesichtes, der

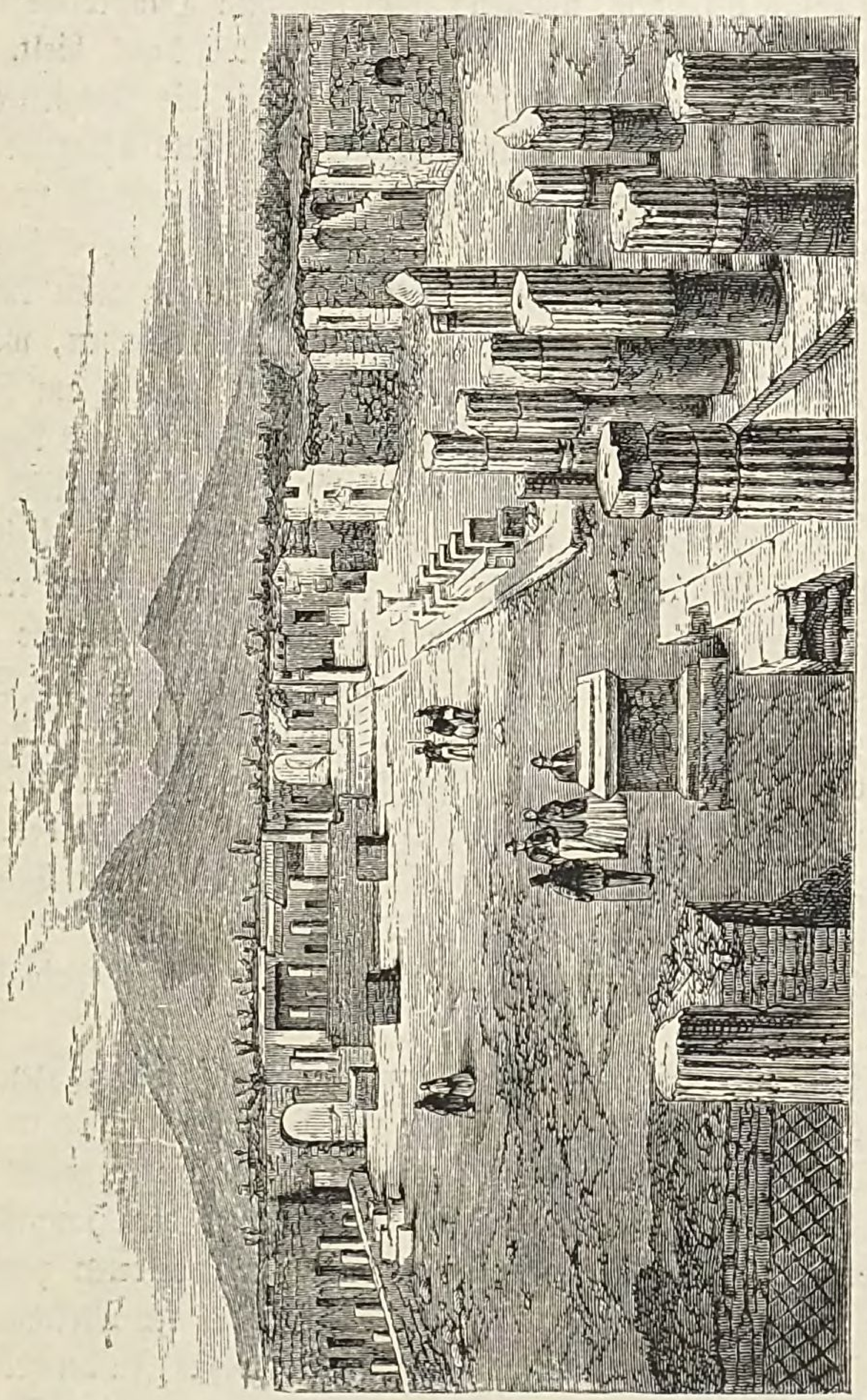


Abb. 68. Das Forum von Pompeji.

ganz makellos aus dem Guß hervorgegangen ist, scheint ruhige Ergebung in sein Schicksal anzudeuten.

Das Seethor mündet oben in eine kurze Straße, welche dann in wenig Schritten auf das Forum Civile führt. Dieses ist von öffentlichen Gebäuden umgeben: dem Venustempel, der Basilika, dem Gebäude der Augustalen und dem Jupitertempel. Der Name eines

Gebäudes der Augustalen ist davon hergeleitet, daß sich auf der Hinterwand dieses großen Gebäudes ein um fünf Stufen erhöhtes, augenscheinliches Heiligtum befindet, in welchem sich in zwei Nischen Standbilder der Livia, der Gemahlin des Augustus, und seines Sohnes Drusus befanden, während man vor dem Hauptbilde in der Mittelnische nur einen Arm fand, der eine Weltkugel hielt. Angesehene Einwohner von Pompeji haben sich, wie die Inschriften beweisen, bis zur Zeit der Verschüttung mit Stolz als Mitglieder der Brüderschaft der Augustalen bezeichnet. Diese Brüderschaft von Verehrern des Julischen Kaiserhauses, welche später nur die Erinnerung an Augustus und seine Familie festhielt, dürfte sich in allen kleineren Städten allmählich ungefähr in dasjenige verwandelt haben, was bei uns die Freimaurer bedeuten. Das stattliche Gebäude am Forum war ihr Festlokal. Rechts vom Heiligtum der Familie des Augustus befindet sich ein langer dreiflügliger Herd oder Anrichtetisch, von welchem aus die Speisen serviert wurden. Links vom Heiligtum öffnet sich ein ähnliches Gemach auf den Hof, mit einer erhöhten und überwölbten Nische, in welchem vielleicht der regierende Kaiser religiöse Verehrung genoß. An dieses letztere stößt, an die Seitenwand angebaut, eine kleine Plattform, etwa einen Meter über dem Boden, bei welcher ich an ein kleines Orchester von drei Musikern denken mußte, welche bei den Festlichkeiten darauf Platz fanden. Die inneren Wände des Gebäudes sind vielfach mit mythologischen Malereien geschmückt, welche sich auf Essen und Trinken beziehen.

Doch eilen wir weiter, um wenigstens einige größere Privathäuser zu sehen.

Westlich und nördlich vom Forum und auf der ganzen Seite der Stadt gegen den Vesuv hin finden sich die guten Häuser in großer Zahl. Die Straße, welche jetzt die Merkurstraße genannt wird, ziemlich breit und ohne alle Läden, scheint einer der Hauptsitze der wohlhabenderen Bewohner gewesen zu sein. Wir betreten zuerst das allerletzte Haus zur rechten Hand, jetzt das „Haus des Meleager" genannt, eines der stattlichsten Privathäuser in Pompeji. In demselben hat offenbar ein erfolgreicher Kornhändler gewohnt; denn er hat Sorge dafür getragen, daß man dies gleich beim Eintritt wisse. Man sieht dort in einem kleinen Wandgemälde Merkur, welcher der Ceres einen Beutel mit Geld überreicht. Wie eng sich doch der Götterglaube des Altertums an das wirkliche, praktische Leben schloß! In dem Hause dieses Kornhändlers muß es übrigens hoch hergegangen sein. An seinen Peristyl mit Garten, in welchem sich eine großartige, inwendig blau

angestrichene Piscina befindet, ein Fischteich mit Springbrunnen, weniger zum Zierrat als für die Tafel, stößt ein sehr geräumiger, mit grellen Farben ausgemalter Gesellschaftsraum, welcher nach vorn offen ist, und an diesen schließt sich dann wieder ein bedeckter Speisesaal an, nicht etwa von der Größe eines gewöhnlichen, für höchstens neun Personen berechneten Trikliniums, sondern ein ganz bedeutender Speisesaal, groß auch in unserem Sinne, und groß genug, daß er allenfalls auch als Tanzsaal hätte benutzt werden können. Die Küche befindet sich in einem kleinen Hofe, hinter diesem der Speisesaal. Waren wir vorher in der Freimaurerloge der Provinzialstadt, so befinden wir uns jetzt bei dem Geheimen Kommerzienrate, welcher die Honneurs der Stadt ganz für sein eigenes Geld gemacht hat, und zu dessen Abendgesellschaften eingeladen zu werden, von den Städtern selbst als besondere Ehre und Unterhaltung angesehen wurde.

Rasch weiter schreitend, verfolgen wir jetzt die Straße aufwärts zum Herkulaner Thor, welches uns ein gutes Bild von einem antiken Stadtthor giebt, das wie in unserem Mittelalter stets für die Verteidigung eingerichtet war. In der ausgedehnten, immer noch gepflasterten Augustusvorstadt vor diesem Thor gehen wir zwischen halbkreisförmigen und wegen des Regenschutzes zum Teil auch überwölbten Ruhebänken und zwischen Familiengrabmälern, wie sie sich in den Vorstädten aller italienischen Städte im Altertum vorfanden, hindurch. Aber auch an Privathäusern fehlt es nicht ganz, ebenso wenig an Verkaufsläden für Speise und Trank, kenntlich an den stets mit Marmor belegten Ladentischen, in welche große thönerne Gefäße eingelassen sind, und zum Teil mit kleinen marmornen Etagèren versehen, auf welchen gewähltere Getränke in Flaschen aufgestellt waren.

Auf halbem Wege erreichen wir zur Rechten einen unverkennbaren Viehmarkt, mit Vorrichtungen zum Anbinden des Viehes und der Pferde, neben dem eine große Schlächterei zu liegen scheint. Endlich weiter abwärts zur Linken befindet sich der Eingang zur berühmten Villa des Arrius Diomedes. So ist sie im Jahre 1770 nach der Inschrift eines gegenüberliegenden Familiengrabmals getauft worden, aber ganz gewiß ohne allen Grund. In derselben hat gar kein Pompejaner, sondern allem Anscheine nach zeitweilig ein Großweinhändler oder Großweinbergpächter aus Rom gewohnt, welcher das utile mit dem dulce verband, und als es sein Geschäft für ihn nötig machte, eine große Kellerei für die aufgekauften Vesuvweine in Pompeji anzulegen, die Gelegenheit benutzte, um zugleich eine Sommervilla für sich selbst zu schaffen. Denn das Gebäude der Villa als einer

solchen ist nur klein und ziemlich unscheinbar ausgestattet; der Weinkeller dagegen, als solcher noch durch die Amphorenlager an seinen Wänden kenntlich, ist ungeheuer groß, läuft um den ganzen, ungewöhnlich großen, viereckigen Garten unter dem erhöhten Peristyle desselben herum und ist mit regelmäßigen Reihen von Kellerluken versehen, um die Küferarbeit in demselben zu erleichtern. Kein anderer Keller in Pompeji, auch die Keller der Stadtweinschänken nicht, zu denen wir noch kommen werden, ist diesem großen und rationell angelegten Keller, zu welchem ein eigener Gang von der Straße hinabführt, auch nur entfernt ähnlich, und es ist gar nicht daran zu denken, daß auch der allerreichste Privatmann jenes Zeitalters sich ein solches Weinlager gehalten haben sollte, wie dieser Keller faßte. Alle Anzeichen aber sprechen dafür, daß derselbe regelmäßig nichts weiter als Wein enthielt, der denn auch darin gefunden ward. In der Villa haben eigentlich nur das Schlafzimmer der Herrschaft, welches durch Fenster im Halbkreise erleuchtet ist, und die damit in Verbindung stehenden Badeeinrichtungen Anspruch darauf, für eine Familie aus dem wohlhabenderen Stande bestimmt gewesen zu sein. Die Leiche des Hausherrn ist mit etwa 300 Mark Gold- und Silbergeld und dem Hausschlüssel im Garten nahe der Hinterthür gefunden worden, ein Diener daneben. Im Keller allein hat man sechzehn Tote, und in der ganzen Villa dreiunddreißig gefunden. In den Keller mögen Nachbarn hinein geflüchtet sein. Die Toten in der übrigen Villa beweisen, daß ihre Bewohner sich um die Spiele im Amphitheater, während deren am 24. August 79 n. Chr. die Eruption stattfand, nicht gekümmert hatten; der vereinzelte Fluchtversuch des Hausherrn mit einem einzelnen Diener, daß er an den übrigen Bewohnern der Villa wenigstens kein Familieninteresse hatte. Der große Garten und die geräumigen Aussichtsterrassen, die sich vorfinden, so wie das zahlreiche, im Hause verunglückte Personal scheinen fast anzudeuten, daß dieses Großweinhandelsgeschäft auch mit einer Sommerwirtschaft für Pompeji verknüpft war. Wir kehren nun in die Stadt zurück, und zwar durch dasselbe Thor, zuerst bis zum Gebäude der Augustalen, von wo aus wir die Straße in östlicher Richtung verfolgen. An der Ecke der letzten Quergasse zur Rechten vor der Stabianerstraße fesselt uns eine größere Taverne oder ein Weinhaus, offenbar für die jeunesse dorée der Stadt bestimmt, mit einem offenen Schänkraume an der Ecke, in welchem ein steinerner Tisch auf rundem Fuße steht. Auch dieses Weinhaus hat einen für ein bloßes Weinhaus schon ziemlich stattlichen Keller, aus welchem ein Gang schräg aufwärts bis in das

Atrium führt, während der Eingang zum Keller sich in jener Nebengasse befindet, die bis zum Niveau des Kellergeschosses hinabreicht. Man ist imstande gewesen, dieser Taverne nach den aufgefundenen Anzeichen wieder ein Schild zu geben; es war einst die Taverne eines gewissen Nonus Campanus.

Die Ecke gegenüber hat ein Laden mit Herrengarderobeartikeln eingenommen. Gegenüber, in der Augustalenstraße, befand sich noch eine Taverne für wohlhabende junge Leute, die des Edo, zu welcher ebenfalls ein vollständiges Wohnhaus mit Atrium und Peristyl verwendet worden ist. Eine dritte Taverne dieser Art befindet sich nicht fern von beiden in der Stabianerstraße. Alle diese drei Tavernen liegen den Ausgängen der neuen Thermen nahe und hängen wahrscheinlich mit der Sitte der Römer zusammen, nach genommenem Bade, wenn sie das abkühlende Frigidarium verließen, Glühwein und zwar in Gesellschaft zu trinken. Wir verfolgen nun die Quergasse abwärts und können nach vielen Anzeichen nicht umhin, zu bemerken, daß wir uns im pompejanischen Quartier des „flotten Lebens" befinden. Die Garküchen und Barbierläden drängen sich hier in der Nähe der neuen Thermen, für deren Besuch wir jetzt keine Zeit haben. Ehe wir den hintern Ausgang aus den Bädern in die Gasse erreichen, wollen wir aber doch oberflächlich in das Haus hineinblicken, das Haus des Siriacus, eines Stadtverordneten in Pompeji, welches uns einen Hauptnahrungszweig der Stadt kurz vor ihrem Untergange ziemlich deutlich in Erinnerung bringt. Es ist dies ein Doppelhaus mit zwei Atrien und zwei Küchen, wie deren schon mehr als vierzig ausgegraben sind, darunter eins, das sogenannte des Castor und Pollux, in der vornehmen Merkurstraße. Diese Doppelhäuser waren zweifellos während der Badezeit an römische Badegäste möbliert und jeweilig auch wohl mit Bedienung vermietet. Pompeji war heruntergekommen, und selbst seine Stadtverordneten griffen zu diesem Auskunftsmittel, welches man in den englischen Seebadestädten gerade wieder so findet, wo dann auch die angesessene Familie sich in das Kellergeschoß zurückzieht und die besseren Räume den Mietern überläßt.

Der Gassenstrang setzt sich fort bis zum Forum Triangulare, am Südrande des höheren und älteren Teiles der Stadt, mit prachtvoller Aussicht auf einen Teil der Bucht und das südliche Gebirge. Hier war offenbar der Platz zum Luftschöpfen und Spazierengehen. Hier stand auch eine halbkreisförmige Ruhebank mit Sonnenuhr und der griechische Herkulestempel. Auf breiter und stattlicher Treppe steigt man von hier zu der sogenannten Gladiatorenkaserne und den

beiden Theatern, dem größeren offenen und dem kleineren bedeckten herab, die neben einander liegen.

Die Gladiatorenkaserne ist so genannt worden, weil man in diesem großen, von Schlafzimmern in zwei Geschossen umgebenen Peristyl außer sechzig Toten eine Menge von Gladiatorenwaffen fand. Dies rührt aber nur davon her, daß zur Zeit des Vesuvausbruches gerade Fechterspiele im Amphitheater stattfanden. Hätte der Ausbruch zu anderer Jahreszeit stattgefunden, so hätte man vielleicht Schauspielermasken gefunden. Die Gladiatoren und Schauspielertruppen und anderes fahrendes Volk dieser Art konnten auf Gastfreundschaft bei ihren Berufsreisen nicht rechnen, und auch die wenigen Gasthöfe, welche man bis jetzt in Pompeji fand, reichten für diese Art Reisende nicht aus. Die Stadtbehörden sorgten also für ihr Unterkommen, wie das Morgenland in seinen Karawanseraien. Diese antike Karawanserai schließt sich unmittelbar an beide Theater und an das Forum Triangulare an, wo sich wohl die Taschenspieler und Jongleure sehen ließen, und besondere Ausgänge führen aus der Karawanserai unmittelbar in alle drei. Indes dies genauer zu beschauen, mußten wir für einen späteren Besuch in Pompeji, da die Sonne schon tief stand, uns versparen.

17.

Von Neapel nach Palermo.

— Gabriel Strobl —

Um vier Uhr lichtete unser Schiff die Anker, und wir verließen die Bucht von Neapel. Zauberische Rückblicke erschlossen sich jetzt auf Neapel, dessen Häusermeer von der Uferstraße der Chiaja bis zu Monreale, dem Schlosse des Königs, sanft ansteigt, auf die rings um den weiten Golf gelagerten Städte und Ortschaften mit ihren weißen, blinkenden Häusern, ihren dunkelrotbraunen Ziegeldächern, den zahlreichen, hochaufragenden Türmen und den Masten der Schiffe. Rechts drüben hebt sich der dunkle Vesuv mit lichter Wolke auf seinem Haupte; wie ein Beschützer der um seinen Fuß sich lagernden Städte steht er da, während er doch nur zu oft ihr schrecklicher Verwüster ist. Links neben ihm schaut der niedrigere Monte Somma hervor. Hinter Neapel und seinem Häusermeere steigt allmählich ein schwellend grüner, von zahllosen Villen bedeckter Hügelrücken auf, der auf seinem höchsten Punkte das dunkeldrohende Fort San Elmo trägt;

doch wird das Drohende desselben gemildert durch die grünen Rebengelände, welche es rings umranken. Nach links hinüber setzt sich der Rücken fort, wird allmählich niedriger, bildet den langgestreckten, malerischen Posilipp und stürzt endlich, gerade gegenüber dem allerliebsten Inselchen Nisida, jäh in das Meer ab. Schon fern im Westen ragen die hohen Berge von Ischia, die sich blau und dunkelnd abheben von dem stellenweise mit einem lichten, feinen Wolkenschleier bedeckten Himmel.

Und immer weiter geht es hinaus in die wundervolle, dunkel grünblaue Flut, durch die sich aufbäumenden Wellen, welche, vom Rade des Schiffes erregt, zierliche Kämme bilden und auf der Spitze derselben

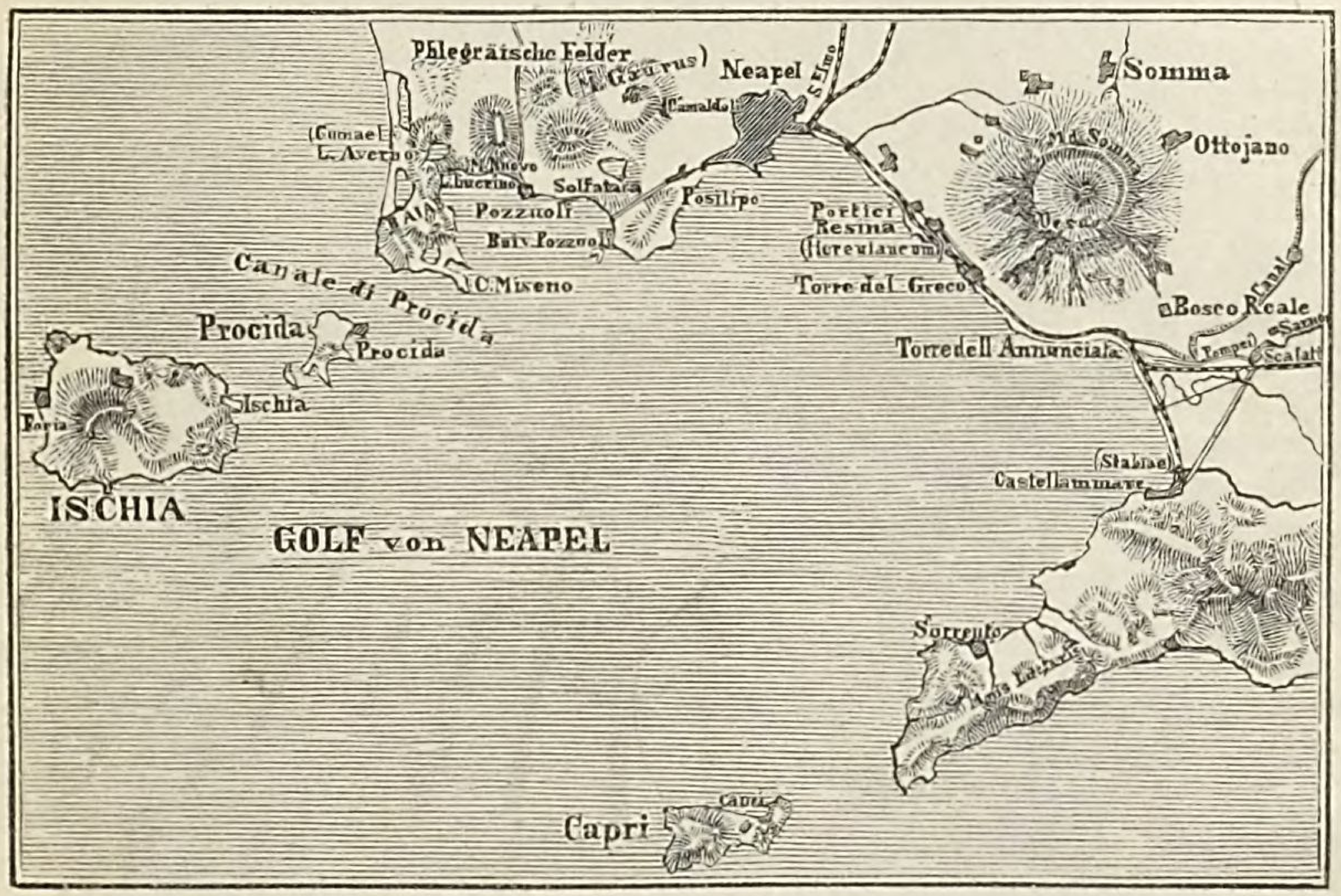


Abb. 69. Der Golf von Neapel.

in zahllose kleine Tropfen zerstäuben, um sich dann wieder aufs neue aufzubauen. Weiter und weiter bleibt es jetzt zurück, das lachende Neapel mit seiner gleich der ringsum grünenden Natur ewig lustigen und lachenden Bevölkerung.

Immer freier wird es jetzt vor uns, die Umrahmung tritt zurück, und es thut sich auf das endlose blaue Meer, über welches der lichte Himmel sich legt.

Nun beginnt Neapel allmählich zu versinken; zuerst erfassen die Fluten die untersten Stockwerke der Chiaja, allmählich reicht ihr das Wasser bis zum Gürtel, noch eine Weile — und die Prachtbauten der Chiaja sind völlig verschwunden; es lecken die Fluten schon an

der zweiten Häuserreihe. Kein Wunder! denn unser Dampfer griff gewaltig aus durch die schäumenden Wogen.

Nun taucht hinter der Hügelreihe von San Elmo eine neue, höhere Kette von Hügelbergen auf, ebenfalls wundervoll übergrünt und reich bewachsen mit Bäumen an den Abhängen und am Gipfel, auch ein Kirchlein steht darauf und hebt seine Turmspitze in den lichten Äther; es sind die Berge von Puteoli und die berühmte Höhe von Camaldoli. Rechts drüben verschwindet allmählich der Städtekranz um den alten Krater, und es treten — allerdings in bedeutender Ferne — die

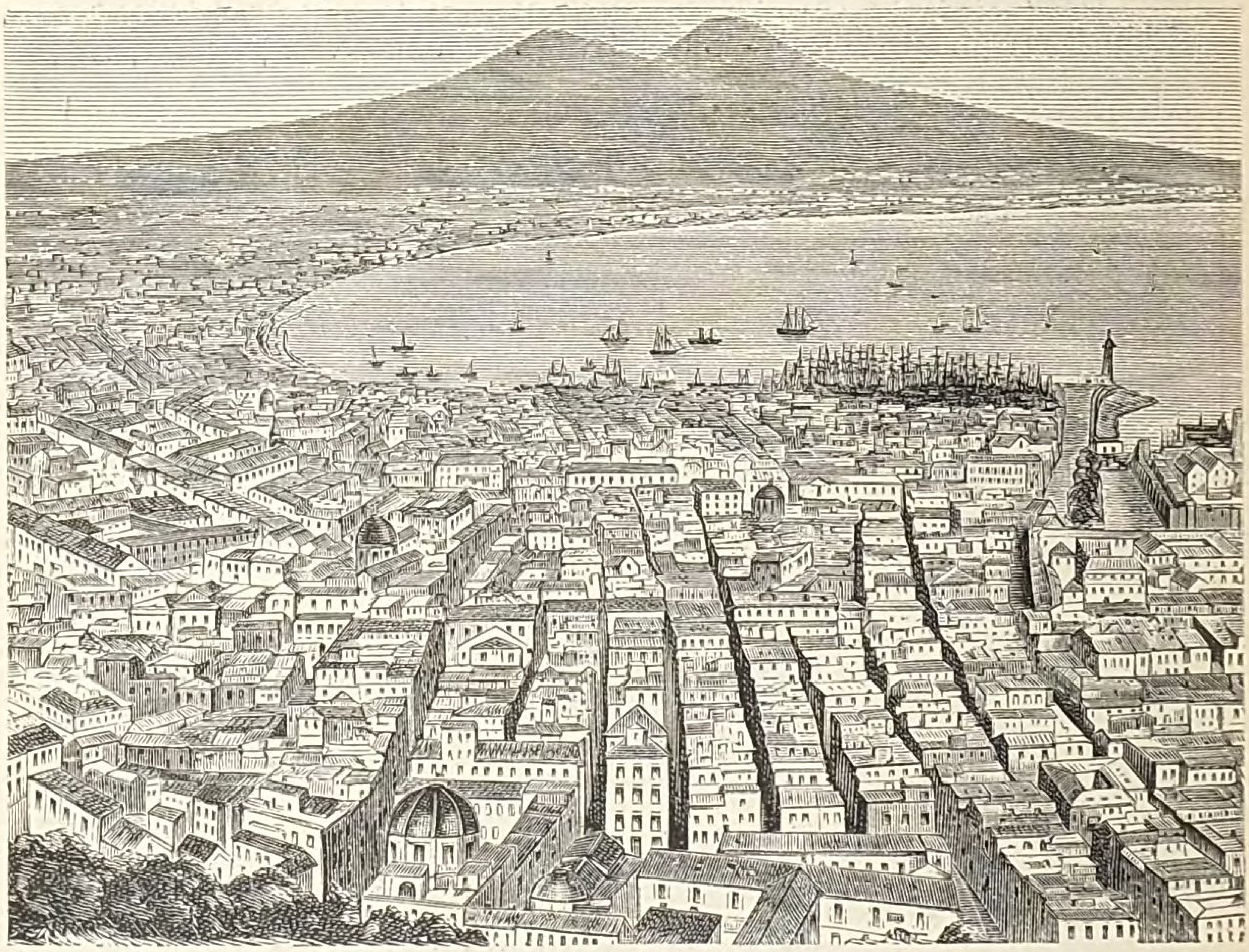


Abb. 70. Neapel.

hohen Berge hervor, welche den Golf von Neapel und den von Salerno trennen, der Monte Cepparizza, Monte S. Andrea, über alle aber aufragend der wundervolle Monte S. Angelo. Sie sind nicht mehr sämtlich übergrünt, sondern zeigen auch zahlreiche kahle Kämme, tief eingerissene Schluchten, weiße, schroff ins Meer abstürzende oder schreckhaft über den Wald sich auftürmende Zinken; aber an ihrem Fuße lagern sich wieder weißblinkende Villen, Dörfer und Städte, besonders das prangende Castellamare und das hochromantische, von Hesperidengärten umgebene Sorrento. Gegen die Spitze zu aber wird die Landzunge einsam; die Villen verschwinden, und kahle, kaum

übergrünte Felsen treten auf, bis sich endlich an der Punta di Campanella der letzte in die brandenden Fluten stürzt. Vor ihm lagert sich in wundervoller Klarheit das ziegennährende Capri.

Allmählich treten nun die Berge und Buchten zurück, und der Abend sinkt herab. Stetig hält auch in der Nacht unser Schiff seinen Lauf. Das Frührot ruft uns wieder auf Deck; da taucht auch schon ganz in der Ferne Sicilien auf.



Abb. 71. Capri.

Anfangs flach, erhob sich das wundersame Eiland allmählich immer höher; der feine, duftige Schleier, welcher es zuerst umflossen hatte, entschwand; die Fluten glätteten sich, und nun traten sie heran, die seltsamen sicilianischen Berge, kahl, schroff und abenteuerlich gestaltet, grauweiß gleich allen Kalkgebirgen, nur hin und wieder mit

wildem Grün überzogen. Der vorderste rechts war der berühmte Pellegrino. Gleich einem riesigen Felsblock schien er mit meist senkrechten, hie und da von Eisenoxyd rotgefärbten Wänden direkt den Fluten zu entsteigen; nur in der Höhe wurde sein Gehänge sanfter, und eine breitbasige, übergrünte Pyramide schloß ihn ab. Auch zur Linken zeigen sich kühne, abenteuerliche Gestalten, ebenfalls meist kahl und öde, und vor ihnen lagert sich ein weit hinausgeschobenes, merkwürdiges Vorgebirge, der Monte Catalfano; gleich einem riesigen Hunde bewacht er den Eingang und steigt ebenfalls direkt aus dem Meere; nur durch eine schmale, niedrige Landzunge steht er mit der Insel in Verbindung. Mitten zwischen Pellegrino und Catalfano aber lagerte in einer lieblichen, weiten Bucht das glückliche Palermo mit seinen zahllosen weißblinkenden Gebäuden, den hochragenden Türmen und den dunklen Masten der Schiffe, welche gleich einem Walde dasselbe umringen und an Höhe selbst die Türme zu überragen scheinen. Fern im Hintergrunde dehnen sich wieder hohe, aschgraue Gebirge.

Nur mit Wehmut trennte ich mich von dem Schiffe, bestieg eine der vielen, mit lärmenden Schiffern besetzten Barken und ließ mich zu dem aus roten Steinen erbauten Molo rudern.

Die Orientierung in Palermo ist leicht und zugleich auch sehr schwierig; leicht, wenn man in einer der zwei Hauptstraßen, welche die ungefähr viereckige Stadt in Form eines geraden Kreuzes durchschneiden und so in vier fast gleichgroße Viertel teilen, zu thun hat; schwierig aber, wenn es sich um eine der Nebenstraßen in den vier Quartieren handelt; da gerät man in ein Winkelwerk von schmutzigen Gassen und Gäßchen, und in ein Menschengewirre, daß man zuletzt völlig den Kopf verliert und trotz des Stadtplans nur an der Hand eines kundigen Führers wieder hinauskommt; unzählige Waschleinen, die in jeder Höhe über die Gassen gespannt sind, und an denen jede Art von Kleidungsstücken sowie von nassen, tropfenden Linnen hängt und bei dem leisesten Luftzuge sich schaukelt, machen den Besucher wo möglich noch verwirrter. Von den Hauptstraßen führt die eine von Osten nach Westen, die andre von Süden nach Norden direkt zum Meere. In der Mitte der Stadt, wo sich beide Straßen schneiden, finden sich die quattro cantoni, ein achteckiger Platz; die vier anstoßenden Häuser sind an den Ecken nischenförmig ausgeschnitten, und jede Nische trägt eine Fontäne und eine Statue.

Hier ist der Mittelpunkt der interessanten Stadt. In der vom Meere ansteigenden Toledostraße herrschte der größte Verkehr. Hier beginnt das Leben am frühesten; hier tobt es den ganzen Tag hindurch

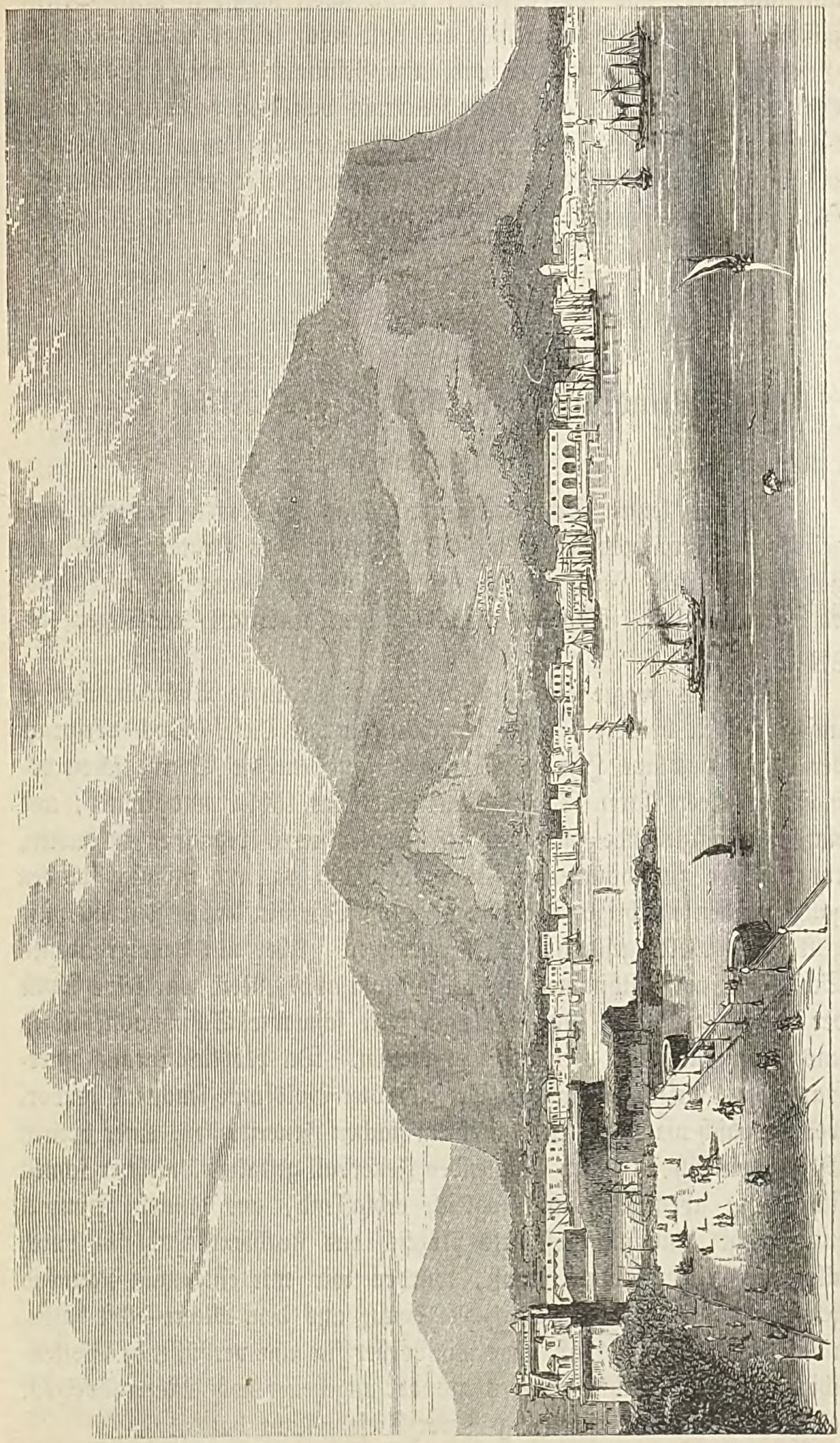


Abb. 72. Palermo mit dem Monte Pellegrino.

am lautesten, und spät abends, wenn schon längst in allen Seitengäßchen Ruhe herrscht, ist hier die Luft noch immer erfüllt von dem Geschrei der Wasserverkäufer und dem Gesumme Sorbetto schlürfender Gäste. Wer sich eine gründliche Kenntnis von dem Leben und Treiben der Stadt verschaffen will, braucht nur einen Tag von früh morgens bis in die Nacht auf dem Toledo auszuharren; es erscheint ihm das Ganze wie ein immerwährender Karneval.

18.

Rundblick vom Gipfel des Ätna.

— Ernst Häckel —

Von der letzten Schutzhütte am Hange des Ätna frühzeitig aufgebrochen, erreichten wir den südlichen Rand des Kraters bald nach halb 6 Uhr früh. Noch war die Sonne nicht aufgegangen: erwartungsvoll schauten wir, ostwärts gewandt, dem Anbruche des Tages entgegen.

Um uns wogte dichter Nebel, und gedrängte Wolkenhaufen zu unsern Füßen hinderten jeden Durchblick in die Tiefe. Doch versprach der klare, tiefblaue Himmel über uns, an dem die Sterne schon erblaßten, einen klaren Tag. Bald wurde es lichter und lichter, und einzelne hochziehende Gruppen des Wolkenheeres begannen in zarten, roten Tönen zu schimmern. Die Röte nahm zu, und plötzlich standen ganze Reihen mächtiger Wolkenhaufen im Osten in der tiefsten Purpurglut, mit Gold gesäumt, uns gegenüber. Aber mit dem erhabenen Schauspiel am Osthimmel sah es schlimm aus. Noch war keine Spur der Sonne zu sehen, und eine ungeheure schwarze Schichtwolke schien uns ihren Aufgang verbergen zu wollen. Da plötzlich sprang unerwartet aus diesem schwarzen Lager ein roter Goldfunke leuchtend hervor, welcher rasch wachsend, sich zu einem flachen Feuerstreifen, einer breiten Ellipse, endlich zu einem strahlenden Feuerball gestaltete, welcher schnell sich völlig abrundend und sogleich erblassend, am dunkeln Himmel emporstieg. Und nun erst, als plötzlich das strahlende Licht sich durch alle die weiten Räume ergoß, wurden wir mit einemmal staunend gewahr, daß wir in der That die Sonne aus dem Meere selbst hatten aufsteigen sehen, und daß, was wir vorher für eine verhüllende Wolkenschicht gehalten, nichts anderes als der ungeheuer hohe Meereshorizont selbst war, den wir in viel größerer Tiefe gesucht hatten.

Es bedurfte einer förmlichen Überlegung, um sich den seltsamen Anblick dieser starren Vertikalmauer in die Vorstellung des horizontalen, beweglichen, ewig wechselnden Meeresspiegels zu übersetzen.

Nachdem das erste Erstaunen über diese erhabene Erscheinung vorüber war, eilten wir schnell vom südöstlichen Ende des Kraters nach Westen hinüber, wo uns ein neues, nicht minder seltsames Schauspiel erwartete: da steigt hoch über Land und Meer ein ungeheures, dunkles Dreieck auf, dessen Grundlinie mit der Ätnabasis zusammenfällt, während die Spitze sich noch hoch über den westlichen Horizont in die Lüfte erhebt. Die glatten Seiten dieses dreischenkeligen Dreiecks sind so scharf zugeschnitten, seine Farbe so dunkelgrau, daß es fast aussieht, als ob man diesen Teil der Insel und des Meeres durch ein dreieckiges geschwärztes Glas betrachte. Es ist der Schatten des Ätna selbst, welcher, so lange die Sonne noch so tief steht, das in seinem Schattenraum gelegene Stück Siciliens und über die Küste hinaus Meer und Himmel wie mit einem düstern Schleier überzieht. Rasch, wie die Sonne stieg, sank auch dieses Riesenbild in sich zusammen, und nun erst gewannen wir Zeit, das zu unsern Füßen ausgebreitete Bild, von dem die verhüllende Wolkendecke plötzlich wie ein Vorhang weggezogen war, zu überschauen.

Wir standen jetzt auf dem scharfen Westrande des Kraters und konnten von hier dessen mächtigen Umfang gut überschauen. Kaum in einer halben Stunde würden wir ihn umschritten haben. Furchtbar steil und zerrissen stürzen ringsum die mit weißen Salzen und gelben Schlacken bedeckten Lavawände in die jähe Tiefe hinab, wo sie plötzlich scharf abgeschnitten an dem innern Kratermund enden. Ununterbrochen steigt eine dichte, dunkle Dampfwolke aus demselben hervor, und von Zeit zu Zeit verkündet dumpfes Rollen, daß es nur des Anstoßes bedarf, um die hier schlummernden Riesenkräfte zur verheerendsten Thätigkeit zu wecken.

Am Ostrande des Kraters ragt ein einsamer Lavafels vor, des Ätna höchster Gipfel. Ohne große Mühe erstiegen wir ihn und hatten nun das weite Panorama ganz unbeschränkt vor uns. Kaum wußten wir, wo zuerst den erstaunten Blick hinwenden, auf die weite, schwarzblaue Fläche des unermeßlichen Meeres, oder auf die dreieckige, bunte Insel zu unsern Füßen, oder auf den Berg selbst in seiner merkwürdigen Plastik. Erst von hier aus, wo wir jeden Augenblick frei und unbegrenzt in alle verschiedenen Himmelsgegenden wechselnd hinausschauen konnten, war es möglich, uns ein Gesamtbild des riesigen Vulkans selbst in seiner Größe und Vielgestaltigkeit zu entwerfen.

Glatt und steil senken sich ringsum vom kreisförmigen Krater aus die nackten Flanken des schwarzen Aschenkegels in die gleichfarbigen Abhänge der nackten Zone hinab, deren weit ausgedehnte, vegetationsleere Flächen die zahlreiche Schar der kleineren und größeren, zum Teil lebhaft und grell gefärbten, braunroten und gelben Krater und Doppelkegel tragen. Scharf abgeschnitten liegt unter diesem Konglomerat vulkanischer Berge der frische grüne Kranz des Waldgürtels, welcher sich nach Norden in den Bosco di caronia, nach Süden und Westen in die fruchtbare grüne Zone der regione piemontese fortsetzt. Aber

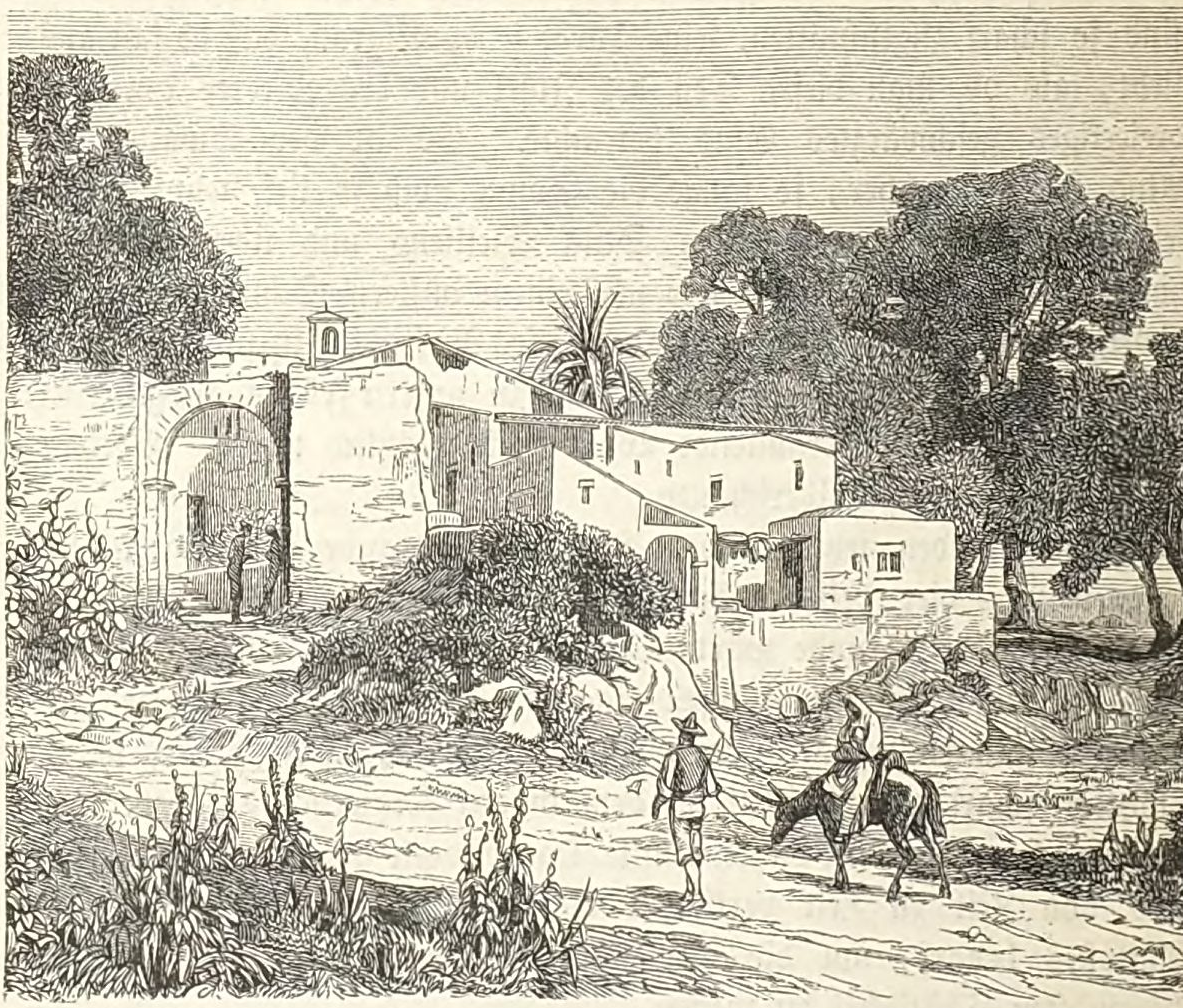


Abb. 73. Dorfhäuser auf Sicilien.

in dieser strebt das Auge vergebens, die wohlbekannten Gegenstände zu sondern. Haus und Dorf, Baum und Fels, Acker und Weinberg verschmelzen zu einer einzigen, bunten, formlosen Masse, und selbst die größeren Orte, die an den runden Buchten der Ostseite liegen, Catania, Agosta, Syrakus, sind in zu weite Ferne gerückt, um deutlich unterschieden zu werden. Nur die gröberen Formen der Höhenzüge und Thäler, scharf von der Sonne beleuchtet, treten sehr deutlich allenthalben hervor, und so erscheint die ganze Insel mit ihrem überall zerschnittenen und gefurchten Plateau wie eine kleine, sauber gearbeitete bunte Relief-

karte. Ihre Hauptfarben, Braun und Grün, sind durch zahlreiche, zarte Nuancen von Rot, Violett und Blau verbunden. Bald aber kam Leben und Bewegung in dies starre Bild. Die erwärmenden Strahlen der steigenden Sonne lösten und hoben die dichten Nebel, welche als schmale weiße Streifen den Lauf der Thalsohlen deutlich bezeichnet hatten. Sie ballten sich zu rundlichen Wolkenhaufen zusammen, welche höher und höher stiegen und sich mit ihren Geschwistern aus den benachbarten Thälern vereinigten. So stießen sie zu dichtgedrängten Heerhaufen zusammen, welche in geschlossener Kette den Riesenvulkan umlagerten. Sobald sich aber einzelne kühne Plänkler höher hinaufwagten und den Gipfel erklimmen wollten, warf sie der eisige Wind, der uns das Atmen erschwerte, mit unwiderstehlicher Gewalt tief an die Küste hinab, wo sie an den Rippen der Bergrücken zerschellten und in kleine Flocken sich auflösten, die wieder in die Thäler niedersanken. Lange ergötzten wir uns an diesem wechselnden Schauspiel; dann schweifte aber der Blick wieder mit immer neuem Vergnügen in die Ferne und suchte die fernsten sichtbaren Landstückchen in dem Rahmen des ungeheuren Horizontes festzuhalten. Drei Meere umfaßt hier das Auge an den drei Seiten der Trinacria, nördlich das tyrrhenische, südwestlich das afrikanische, östlich das ionische; es sind die Verkehrsstraßen, auf denen einst der im Centrum des Mittelmeeres liegenden Insel von drei verschiedenen Völkerstämmen Wohlstand und Kultur zugeführt wurde aus drei Erdteilen: von den Griechen aus Kleinasien, von den Sarazenen aus Nord-Afrika, von den Normannen aus dem nördlichen Europa. Wie Vorposten lagern vor den drei Eckpfeilern des zierlich ausgezackten Küstenrandes die drei Inselgruppen: im Süden über dem Kap Passaro die beiden Schwestereilande Malta und Gozzo, im Westen vor dem lilybäischen Vorgebirge die kleinen Ägaten, im Norden, am nächsten und schönsten, vom Kap Peloro nach Nordwesten ziehend, die Reihe der liparischen Vulkankegel, vor allem der thätige Stromboli, dessen fast rhythmisch wiederkehrendes Feuerspeien uns bei der nächtlichen Überfahrt von Neapel her so ergötzt hatte.

Im äußersten Südwesten lag auf dem Meereshorizont ein dünner blauer Wolkenstreif, den der Führer für die afrikanische Küste erklärte. Doch zweifle ich, daß der Gesichtskreis des Ätna sich so weit erstreckt. Um so deutlicher und schöner erschien die nahe Meerenge von Messina, durch den Halbstiefel Kalabriens mit dem Südkap Spartivento von dem Golfe von Tarent geschieden, dessen Rundung sich weithin verfolgen ließ. Doch vor allem zogen im Westen die vielgipfligen Bergketten der Apenninen die Augen auf sich, welche in blauer Ferne den sonst

rings geschlossenen Meereskreis durchbrachen und ohne deutliche Grenze in den dunkelblauen Himmel überzugehen schienen, dessen halbkugeliges Gewölbe sich mächtig und erhaben über diesem ganzen prachtvollen Gemälde ausspannte.

Die griechische Halbinsel.

19.

An der dalmatischen Küste.

— Heinrich Stieglitz —

Je weiter wir auf unserer Fahrt an der dalmatischen Küste südwärts kamen, um so freier wurde das inselreiche Meer. Nun bogen wir in östlicher Richtung ab und liefen in den Kanal von Sebenico ein, dessen starre Felsenpforten einen eigenen Kontrast zu dem noch eben uns umlachenden Grün sorglich bebauter Eilande bilden. Bei dem Fort St. Niccolo benutzte ich dankbar die Erlaubnis des Kapitäns, auf einer uns entgegenkommenden Barke mich einzuschiffen und dies schöne Meisterwerk der Befestigungskunst, das ein Neffe Sanmichelis nach seines berühmten Oheims Bauplan ausgeführt, in der Nähe zu betrachten.

Das Fort St. Niccolo war einst in seiner umfluteten Stärke kaum anzugreifen. Nur nach einer Seite, der südwestlichen, verbindet es ein schmaler natürlicher Damm mit dem Festlande, durch welchen bei anhaltenden Winterstürmen, wo die Wasserfahrt für die kleineren Fahrzeuge nicht thunlich, die Besatzung mit der Stadt Sebenico in Verbindung bleibt.

Bei der Fahrt nach Sebenico umtanzte uns ein Zug von Thunfischen, deren Trabanten ein Chor schrillend sie umschwirrender Möwen bildete. In lustigen Bogensprüngen hoben sich die schweren Flossenträger von Zeit zu Zeit delphinenartig über den Wasserspiegel, ungestört durch die geflügelte Kohorte, die es nicht auf sie, sondern auf ihre kleinen Vettern, die Sardellen, abgesehen hatte.

Überraschend ist der Anblick Sebenicos, wie es am äußersten Rande der breiten Felsenbucht mit seinen rötlich weißen Steinhäusern an den Berghöhen amphitheatralisch sich emporrankt. In der Mitte das marmorne Dach der hohen Kathedrale; die alte Schutzmauer an der Meeresseite mit Türmen reich besetzt; von der Höhe nieder=

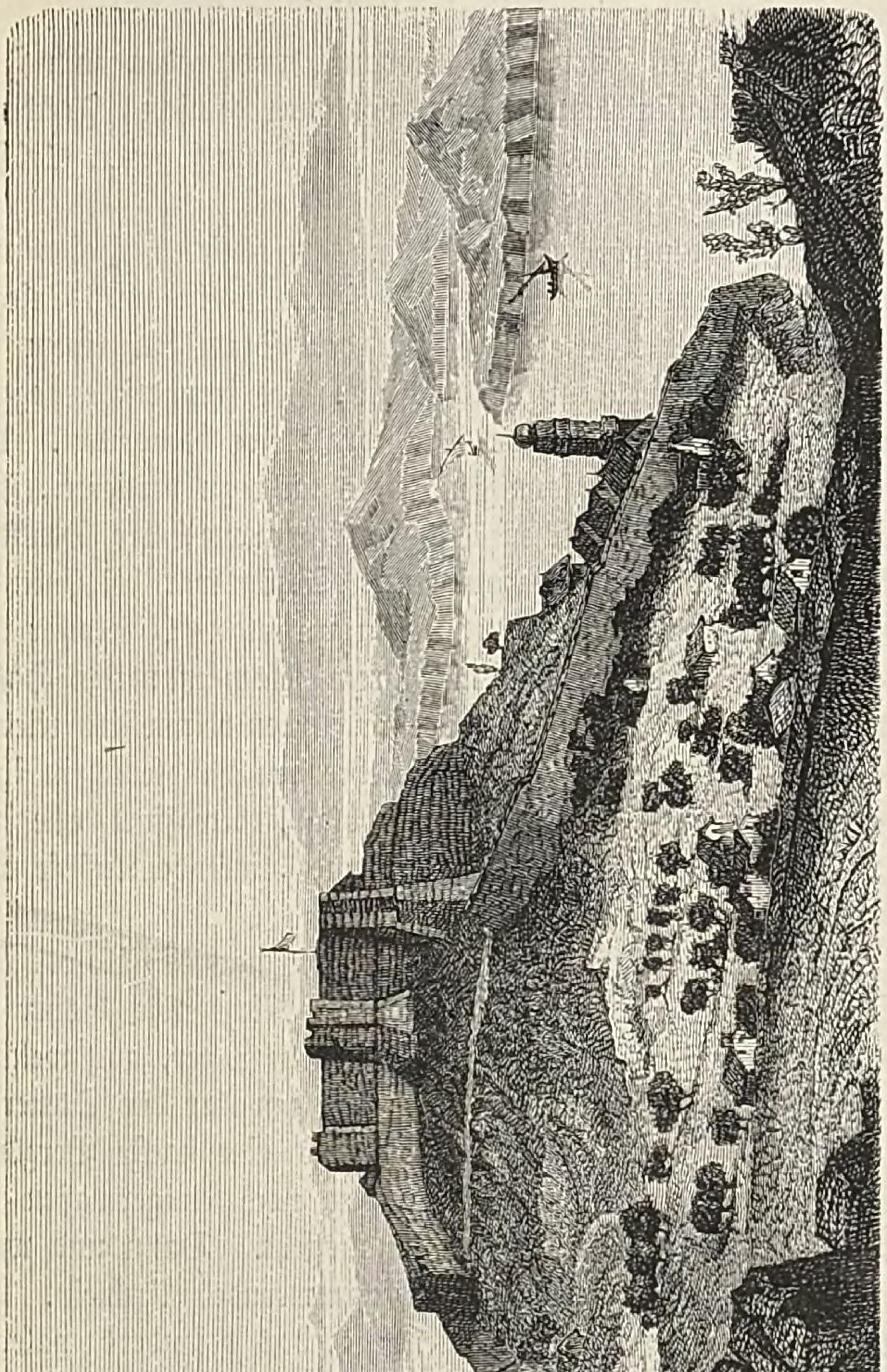


Abb. 74. Das Fort San Giovanni bei Sebenico.

blickend die Türme dreier Bergschlösser, Zeugen manchen Sturmes und mancher tapfern That im Kampf mit östlichen Barbaren. Vorragend zeichnet sich das Fort San Giovanni und neben ihm Fort Barone aus, das seinen Namen trägt von dem deutschen Freiherrn von Degenfeld, der es in langer mutiger Verteidigung gegen türkische Übermacht gehalten.

Wir verließen den breiten Quai am freundlichen Hafen und kamen durch die Windungen der ziemlich steilen, teilweise durch Stiegen mit einander verbundenen engen Gassen der Stadt zu einem geräumigen Platze, auf welchem das Casino, eine freundliche Loggia, vor allem aber der stolze Bau der Kathedrale sich hervorthut. Um die letzte schöne Stunde des sonnigen Tages nicht zu verlieren, stieg ich den Berg hinan, von welchem das Fort Barone, der Denkstein unseres tapfern Landsmannes, herabschaut. Schön war bei sinkender Sonne der Blick von oben auf das weithin vergoldete Inselmeer und auf das Amphitheater der Stadt mit ihrem felsummauerten Hafen, anmutig die Begegnung der Hirten, die ihre Herden heimwärts trieben, und der zu Dörfern und Hütten zurückkehrenden Landleute in ihrer husarenartigen Kleidung, meist rot und blau, bewaffnet alle mit Flinte, Handschar und Pistole — Ringe und blinkende Knöpfe auch an den abgeschabtesten Lumpen.

Am nächsten Tag ging unser Schiff weiter nach Spálato. Die erste Hälfte der Fahrt ist ziemlich eintönig. Nicht wie bisher auf einem inselbegrenzten Kanal, sondern auf offenem Meer, aus welchem selten nur ein kahles Felseneiland emporsteigt, gewahrt der Steuernde von dem zurückweichenden Festland nichts als eine nackte Bergkette, deren spärliche Kultur nur wenig über den noch einigermaßen mit Fruchtboden bedeckten Fuß der Berge hinausgeht. Dann und wann erscheint auf den näheren Höhen ein weißschimmerndes Kirchlein. Vor der Pforte eines solchen Eremitentempelchens, das besonders malerisch von einem Felsenvorsprung niederblickte, stand ein einsamer Schäfer, während seine Herde, rings über die Klippen zerstreut, die spärlichen Kräuter zwischen dem Gestein aufsuchte.

Einen überraschenden Anblick gewährt auf dieser Fahrt die freundlich in die Bucht vorspringende Stadt Traù mit ihrer gotischen Kathedrale und wenig davon entfernt die reizend zwischen dem Meere und der Bergkette gelegenen Castelli, sieben, vor Zeiten mit festen Türmen gegen die Osmanen versehene, von der Republik Venedig mit Privilegien reich beschenkte Dörfer, deren schöner Beiname „der Garten Dalmatiens“ auch in der Wirklichkeit nichts von seiner Be-

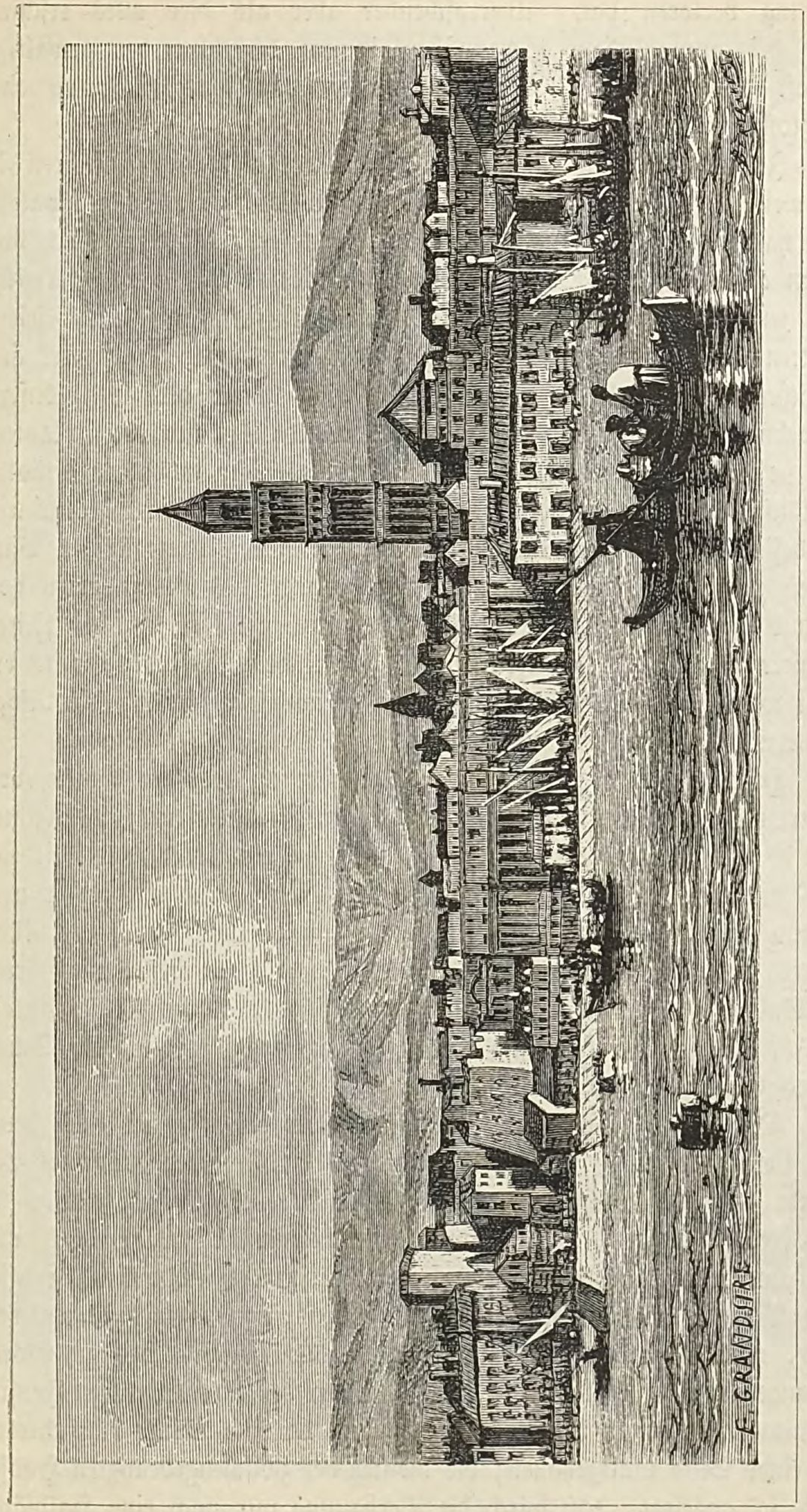


Abb. 75. Spálato, vom Hafen aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

deutung verloren hat. Überraschender aber als dies alles erschien uns bei allmählichem Herannahen immer deutlicher der gewaltige Palast des Diokletian, das Gehäuse der von seinen Mauern eingeschlossenen Stadt Spalato.

Indem wir nun aus dem lachenden Inselmeere einfuhren in die weite tiefe Bucht, an deren äußerstem Westende die Stadt Spalato sich halbmondförmig ausbreitet, wurden unsere Blicke gefesselt von einem auch in seinen Trümmern immer noch von Macht und Herrlichkeit zeugenden Säulenprachtbau, dessen Stirnseite wie ein Riesenschatten untergegangener Zeit aus dem Hütten- und Mauerwerk alltäglicher Bedürftigkeit hervortauchend, sich längs des Meeresufers hindehnt. Mit vollem Recht führt die Stadt Spalato ihren Namen. Ist sie doch, die späterhin reichste und bedeutendste unter den Städten Dalmatiens, erwachsen zwischen den Mauern des Palatium Diocletiani, in dessen festen Marmormantel die dem Schwerte beutegieriger Barbaren nur mit Mühe entgangenen Bewohner des benachbarten von Grund aus zerstörten Salona sich geflüchtet. Ja, selbst in den Zeiten höchster Blüte, wo die noch heute bestehenden Vorstädte bereits erbaut waren, umschlossen und umschließen auch gegenwärtig die Ringmauern des diokletianischen Palastes zwei Dritteile der Stadt.

Hier hatte vor Zeiten Kaiser Diokletian an derselben Stätte, von wannen er, der Sohn eines unbedeutenden Freigelassenen, zu höchster Würde und Macht hervorgegangen, versucht, eine Welt des Friedens und beschaulicher Ruhe um sich her zu bilden, nach welcher er vergebens auf dem ersten Thron der Erde sich gesehnt. Froh des Rückblickes auf sein Tagewerk in den mit eigener Hand bestellten Gärten zu Salona, weilte hier der vieljährige Besitzer glorreicher Weltherrschaft, welcher er freiwillig entsagt, um ungestört in den Schoß seines Geburtslandes zurückzukehren.

Der Aussicht auf das inselreiche Meer erfreuen sich noch heute die Bewohner dieser Seite der von den Palastmauern umschlossenen Stadt — aber nicht wie einstmals Diokletian umherwandelnd in der freien, offenen, reichgeschmückten Säulenhalle. Diese blickt nur beschämt hervor aus dem verunstalteten Mauerwerk gewöhnlicher Häuser und Buden, die in diese grandiosen Hallen eingekeilt und eingepfercht sind, ohne Achtung und Schonung für die Reliquie des zu Grabe gegangenen Altertums. Um die Jalousieen der unansehnlichen Fenster bequemer öffnen zu können, ist hier und da eine Säule rücksichtslos an einer Seite plattgehauen; die meisten der zwischengedrängten Häuser sind so angelegt, daß durch die Verbauung nur noch eine Halbsäule

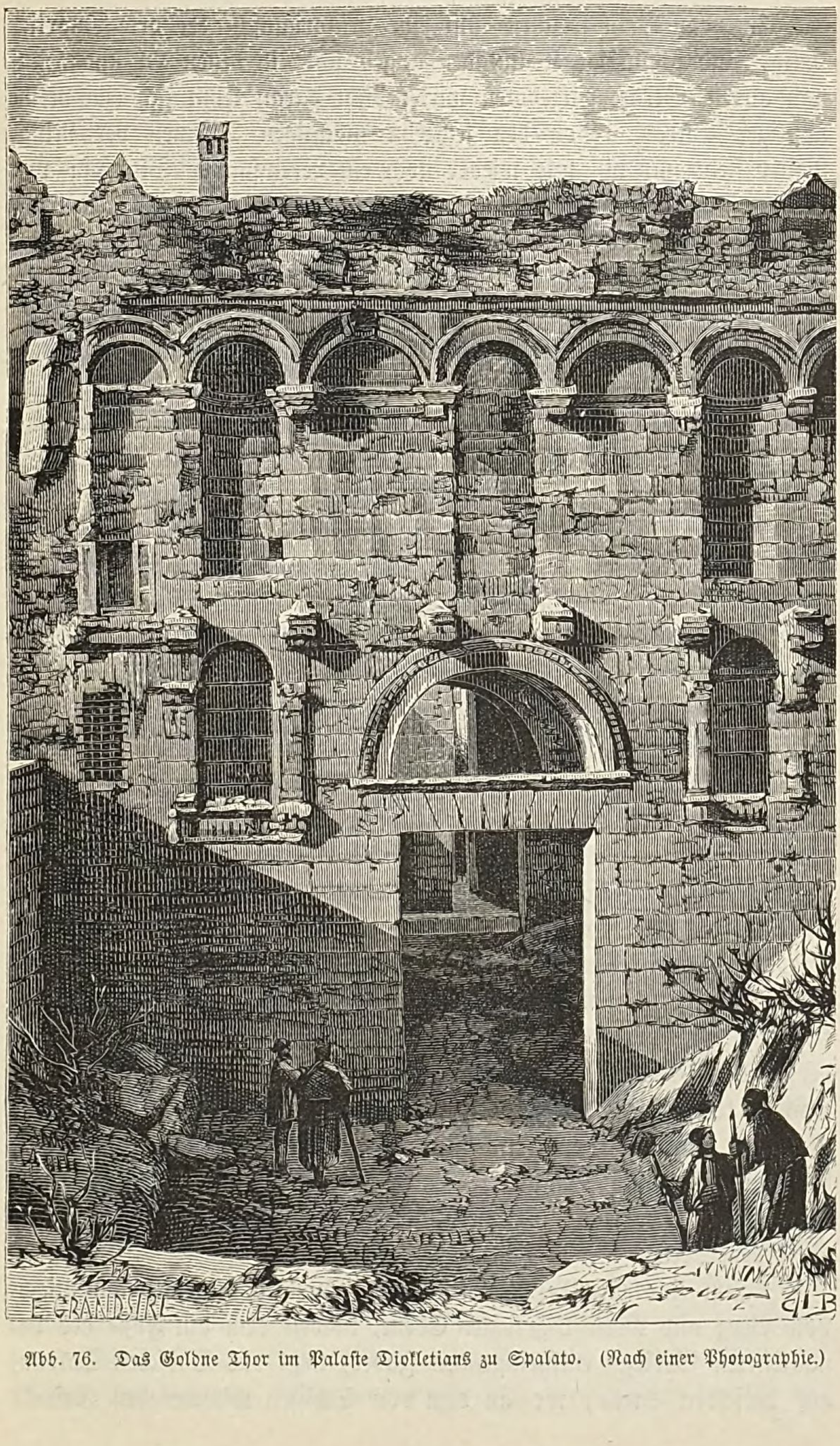


Abb. 76. Das Goldne Thor im Palaste Diokletians zu Spalato. (Nach einer Photographie.)

zum Vorschein kommt. In den Resten der bedeutenden Gewölbe des Unterbaues, in welchen einst eine prätorianische Kohorte Quartier hatte, sind schmutzige Kramläden angebracht, in denen Öl und Hanf und allerlei Geräte feilgeboten wird; dicht daran lehnt sich eine Reihe winziger Buden. Von den sechzehn mächtigen Türmen der Ringmauer steht nur hin und wieder noch ein vereinsamter Stumpf; von der großen Wasserleitung, die den zahlreichen Bewohnern des weitläufigen Kaiserasyls einst den frischen Bergquell zuführte, zeugen wenige Überreste. Von all den Skulpturen und den reich verzierten Marmor- und Porphyrsäulen der inneren Gemächer, den jede Art von Bequemlichkeit darbietenden Bädern ist zwischen den später errichteten Häusern nur hier und da noch einzelnes zerrissenes Gemäuer zu sehen, ein in den Neubau eingemauerter Bogen, ein Tragstein, eine gebrochene Säule. Nur von den Wohnungen der alten Götter sind zwei erhalten, umgeweiht zu anderm Dienst; und rätselhafte Sphinxe liegen, stumme Frager, vor den altvertrauten Tempelpforten.

Doch lassen wir den dichtverschlossenen Knäuel von Häusern, den Vertriebene, Beraubte einst im Drange der Not in diesen verödeten Mauern aufgeführt, und werfen wir einen Blick auf das stattliche Oktogon des Doms und treten dann in die schöne Rotunde, die einstmals, wie die meisten Tempel der Alten, ihr Licht durch das große Halbbogenfenster über der Eingangspforte empfing, jetzt durch die in der Kuppel angebrachten Fenster. Hier stehen noch die schönen Porphyr- und Granitsäulen korinthischer Ordnung; es besteht noch der Reliefschmuck mit den mannigfachen Darstellungen aus dem Mythus der Göttin der Jagd, unleugbare Zeugen, daß die Kathedrale einst ein Tempel der Diana war. — Vor der Kathedrale erhebt sich kühn und frei der Glockenturm, ein edles Gebäude, dessen Baumeister auf sinnige Weise und mit ungewöhnlichem Geschmack zur äußeren Bekleidung Trümmerreste des zerstörten Salona verwendet hat. Auf der andern Seite des Vorhofes steht ein Tempel des Äskulap, bei weitem kleiner als der zum christlichen Dom geweihte Dianentempel. In ihm finden wir ein Altarbild, die Taufe am Jordan, das seine heutige Bestimmung ausspricht — er ist die Taufkapelle zum heiligen Johannes. Der Gott der Heilkunst hat sein Amt abgetreten an den Arzt der Seelen. —

Kaum eine Stunde nordöstlich von Spalato, in einer anmutigen von Berg und Meer begrenzten Ebene, unweit dem am Fuße des benachbarten Gebirgs entspringenden Jadeo, liegt das Dörfchen Salona, auf derselben Stelle, wo an dem von Schiffen wimmelnden Gestade

das durch Purpurfärbereien, Waffenfabriken, die Blütenfülle seiner Gärten und die Schönheit seiner Frauen berühmte Salonä stand, eine reich ansehnliche Stadt, die alle Reize ländlichen Friedens und städtischer Pracht in sich vereinte.

Und heute? — Noch blüht der Weinstock und der Ölbaum und bietet seinen Pflegern reichlichen Gewinn; noch fließt das Bächlein mit den köstlichen Forellen, die der kaiserliche Gärtner so sehr liebte, daß er, dessen Lauf verändernd, es seinem Palaste am Meere zuführen ließ; aber von der Pracht dieser einstmals bedeutenden Hauptstadt Illyriens zeugen nur gebrochene Säulen, eingemauerte Denksteine, wenige Bruchstücke eines Amphitheaters und ein Stück der herrlichen diokletianischen Wasserleitung.

Eine lange Fahrt, reich an Abwechselungen, führt uns weiter nach Süden, bis wir in die herrliche Bocche di Cáttaro wie in einen Fjord einbiegen. Hat man die Mündungen, die eigentlichen Bocche überwunden, die bald hinter dem weiter Segelnden durch scheinbar in einander greifende Felsenarme geschlossen werden, so glaubt man nicht, von einem Meeresarm getragen zu sein, sondern von den Fluten eines bergumrahmten Sees. In schneckenartigen Windungen bald sich erweiternd, bald verengend, bietet er nach allen Seiten hin den überraschenden Gegensatz grauer, starrer Felsenschanzen und zu ihren Füßen in allen Schattierungen des mannigfachsten Grüns terrassenartig sich erhebender Gestade; im heitersten Wechsel eröffnet sich Scene an Scene, reiht sich aneinander Bild an Bild, vorüberfliegende Erscheinungen, wetteifernd einander zu verdrängen, und eben dadurch einander hebend und ergänzend. Am nördlichen Ufer das freundliche Städtchen Castelnuovo, mit seinen parkartigen Umgebungen und hohen Mauern, südlich Porto Rosa mit Wachtschiffen und einer Reihe auf gutem Ankergrund den Stürmen trotzender Fahrzeuge verschiedenster Flaggen. Kaum ist man durch den Engpaß von Kunebur gesteuert, der zur Linken von einer an sorglich bebaute Höhen sich anschließenden Ebene, zur Rechten von steilen Felswänden begrenzt wird, so fährt man auf einer weiten Bucht, die wiederum ein See für sich erscheint — so fest umschlossen halten sie von allen Seiten aufstrebende Gebirge. Grüne Inselchen tauchen auf aus dem tiefen Blau des Wasserspiegels, und lieblich breiten am Saume der baumreichen Halbinsel Teodò um freundliche Landhäuser herum sich Gartenanlagen, Besitzungen begüterter Kaufherren der jenseitigen nahen Ortschaften. An der Spitze jener Halbinsel naht man wieder einem Engpasse, den die Berge bei Bianca und Lepetane bilden, der engste von allen Pässen der Bocche,

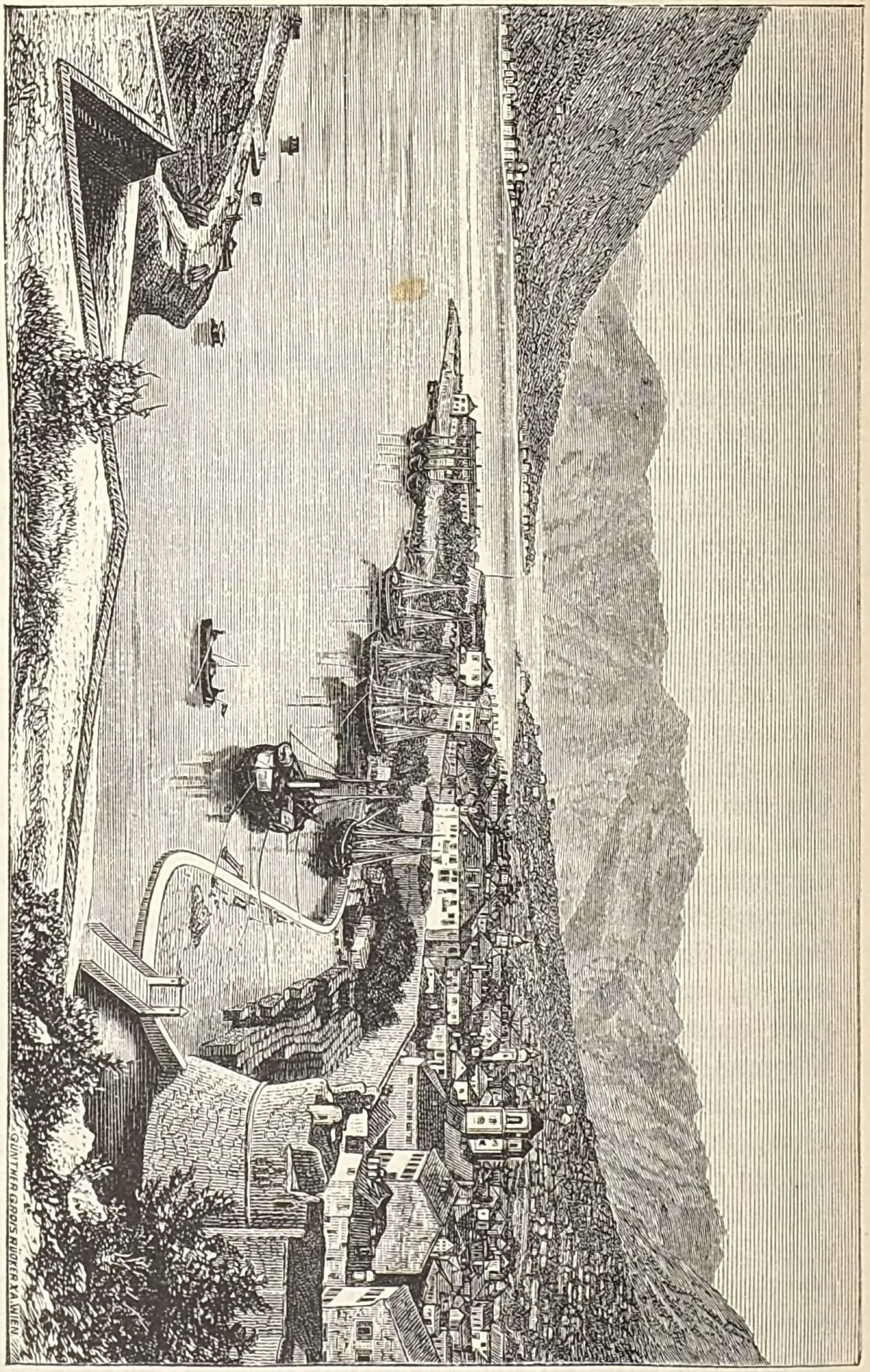


Abb. 77. Cattaro.

kaum hundert Schritt breit. Ist er auch durchschifft, und schließen sich die Berge wieder im Rücken wie ineinander gefugt, dann ist der reizendste Teil des an Schönheiten so reichen Golfes erreicht. Das starre Grenzgebirge von Montenegro überragt mit seiner wilden Rauheit eine nähere Hügelkette, an der in fast ununterbrochener Reihe freundliche Ortschaften sich hinziehen, von welcher Oliven-, Maulbeer-, Granat- und Weinpflanzungen herniederwinken, wo helle Kirchtürme und dunkle Cypressenpyramiden wetteifernd emporstreben zum Himmel, dessen tiefes Blau mit dem saftigen Grün der Höhen sich im klaren Wasserspiegel mischt. Links erblickt man zwei romantische Inselchen mit ihren von den Schiffern hoch verehrten Bethäusern. Dann baut am östlichen Ufer Perasto mit seinen drei stattlichen Kirchen amphitheatralisch sich empor, im Hintergrunde, wie aus dem Versteck vorschauend, das kleine Dorf Orakowaz und weiterhin die hoch ummauerten, zum Teil palastartigen Gebäude des weitläufigen Dobrota mit seinen üppig grünenden Pflanzungen längs des Gestades und hinan die Höhen; und am westlichen Ufer jüngere Ansiedlungen, doch bereits wetteifernd mit dem reichen Dobrota. Schiffe rechts und links, dicht vor den Häusern ihrer Besitzer; Nachen hin- und hertreibend auf der grün umsäumten Flut, am Schlusse des Ganzen, geschirmt von dem am rauhen Montenegro sich erhebenden Kastell und seinen zackigen Verteidigungslinien, im Vordergrunde bekränzt von einer Doppelreihe schlanker Pappeln, mit ihren dunkeln Mauern und Türmen und ihren dicht ineinander geballten, teilweis in den aschgrauen Fels hineingedrängten Knäuel von Häusern, die Stadt, welche den Bocche den Namen gegeben hat, das anmutige Cáttaro, unserer Reise Ziel.

20.

Unter Albanesen.

— Georg von Gyurkovics —

„Mire dita!“ (Guten Tag!) riefen meine Begleiter den am Eingange des Albanesen-Dorfes Sertschi herumlungernden Dörflern zu, als wir an einem heißen Sommertage, von Podgoriza kommend, den schmalen Thaleingang der Zjewna oder des Sem, wie dieses Flüßchen albanesisch heißt, betraten. Wir hatten eine weite und eilige Reise vor uns: durch das Stammgebiet der Gruda und Klementi hindurch nach Gusinje an den See von Plava, dann von dort über den uralten

serbischen Patriarchensitz Ipek in das jenseitige Amselfeld hinab nach Prisren, der alten serbischen Königsstadt. Wir konnten uns also in Sertschi und seinen niederen, rotgedeckten Steinhütten nicht aufhalten; indes von den Bewohnern schloß sich uns ein und der andere bis ans östliche, nicht allzu ferne Ende von Sertschi an. Nachdem sie ihre Neugierde befriedigt, d. h. ungefähr erfahren hatten, was der „Njemces“ (Deutscher) in ihren wilden Bergen suche, kehrten sie wieder nach ihren Hütten um, und Sertschi war für uns bald hinter einem mäßigen Bergvorsprunge verschwunden.

Wir ritten alsdann auf einem elenden Saumwege bald zur Linken, bald zur Rechten der Zjewna thalaufwärts, und betraten beim Han Grabovzi das eigentliche Gebiet der Klementi, des größten und kampflustigsten aller nordalbanesischen Hochgebirgsstämme, der seine zerstreuten Wohnsitze beinahe vom See Skutari bis zum Amselfeld aufgeschlagen hat. Der Han Grabovzi ist ein aus Trockenmauerwerk aufgeführter, flach überdachter, viereckiger Raum, in dem niemals eine Teilung in Gemächer stattgefunden hat. Tiere und Menschen, Heimische und Reisende müssen unter demselben Dach wohnen, denn Feuerherd, Schlafstellen und Stall sind in keinem albanesischen Straßen-Han von einander geschieden. In der Mitte der Längenfronte des Gebäudes ist eine niedere hölzerne Eingangspforte; im dumpfen und düstern Innern zur Linken die Menschen, zur Rechten die Pferde und Rinder an freien Ständen; nur das Kleinvieh, das sich leichter verläuft und leichter gestohlen werden kann, hat seinen bestimmten, abgegrenzten Raum in irgend einer finstern Ecke. Die Hühner treiben auf den Balken des von unten sichtbaren Dachstuhls ihr Unwesen. Der Herd des Hauses ist nichts anderes als eine flache Stelle auf dem Erdboden, wo der Handschi (Wirt) sein Feuer anmacht, d. h. die Glutasche Tag und Nacht für den schwarzen Kaffee bereithält. Der albanesische Hochländer richtet sein Herdfeuer stets mit großem Bedacht an. Er legt die Brennholzstücke immer derart hin, daß der dünne Teil vor dem dicken verbrennt und kein Span quer über dem andern zu liegen kommt. Verstößt der Fremde zufälligerweise wider diese Sitte, dann legt der nächste Albanese schweigend die krummen Äste zurecht: denn schlecht geschichtetes Holz schade den Ziegen. Über der Feuerstelle hängen die „Eingeweide des Zigeuners“ — nämlich die vom Rauch geschwärzte Kesselkette — herab, und darüber gähnt hoch oben der schmale, großäugige Rauchfang, durch den freilich nur der geringste Teil des lästigen Rauches entweicht.

Die Klementi bewohnen ohne Zweifel den schönsten und wohl-

habendsten Teil des nordalbanesischen Hochlandes. Die östliche Hälfte wohnt in dem Bezirke von Gusinje, der ohne Zweifel zu den romantischsten Alpenpartieen des Kontinents gehört. Der vom schäumenden Sem heraufkommende Saumpfad schlängelt sich in zahllosen Windungen vom Hochgebirgssattel von Welikopolje herab und führt hierauf längs der Abhänge des felsigen Plateaus Grbeniti-Wrh in die Tiefe des Kessels von Gusinje, der zu den seltensten orographischen Bildungen gehört.

Man denke sich einen riesigen, kreisförmigen Gebirgskessel mit einem Durchmesser von fünfundzwanzig Kilometern, der nur gegen Norden, und zwar durch die Thalschlucht des Lim, eine kaum bemerkbare Öffnung hat. Ein Kranz ewig beschneiter Gipfel, Rücken und Zinken, von denen so manche an die 3000 Meter hinanreicht, umschließt im Süden als Prokleta-Gebirge und im Osten als Kopaonik-Gebirge das Quellgebiet des Lim, und am Nordwestrande des schwarzen Kessels hält der Kutschki-Kom (Hundskopf) die weithin sichtbare Wache an der alten montenegrinischen Grenze. Von diesen himmelhohen Bergen stürzen Schneefelder und bewaldete Hänge, oft bei einer Anlage von nur zehn Kilometern, mit mehr als 2000 Metern in die Tiefe hinab und bilden die von scharf zugeschnittenen Bergfüßen hornförmig begrenzte Thalebene von Plava und Gusinje, die eine Länge von zwanzig und eine durchschnittliche Breite von etwa sechs Kilometern hat. Gerade dort, wo die gegen Westen geöffnete Hornform der Ebene die scharfe Wendung gegen Norden macht, ruht in seiner Umsäumung ein fischreicher, grüner Alpensee mit dem Flecken Plava, etwa 600 Meter über der Meeresoberfläche, vier Kilometer lang und anderthalb Kilometer breit. Im nördlichsten Winkel der fruchtbaren Lim-Ebene von Plava liegen die Hütten des Dorfes Orschaniza. Den Rändern der Ebene, besonders zur Rechten, folgt mehr als ein Dutzend aneinander gereihter Dörfer, und in der südlichen Ecke liegt der Marktflecken Gusinje verborgen. Und weiter südlich davon, unter den umwölkten Zinken des Vor, stürzt aus Schneefeldern in dunkelschäumenden Fäden der Lim herab, zuerst ein wildes Felsenthal mit drei Dörfern befeuchtend und belebend, dann von Gusinje an, durch zwei andere Gebirgsbäche verstärkt, in raschem Lauf dem See von Plava zueilend.

Gusinje ist der bedeutendste Ort des Bezirkes. Die hölzernen und auffallend geräumigen Häuser stecken in buschigen Gärten zwischen schmalen Gäßchen, tragen rote und graue Dächer und werden von weißen Minareten mit blinkenden Blechspitzen überragt. Noch höher sieht man die steil aufsteigenden, unten mit Gestrüpp, hoch oben mit



Abb. 78. Paß über dem See von Skutari.

gemischtem Baumwuchs bestandenen Hänge, darüber die von kreisenden Nebeln bedeckten Felskämme und Schneefelder. Diese großartige Natur, welche keinen Raum hat, sich freundlich zu entfalten, spiegelt ihre Formen in dem rasch dahinpolternden Lim oder auf der glatten Fläche des Sees von Plava wieder.

Die Entfernung von Gusinje nach Prisren ist nicht so sehr groß, doch ist die für den verbindenden Verkehr bestehende Straße nur ein elender Saumweg und so angelegt, daß sie fast keine einzige Ortschaft berührt. Der Reisende findet an zwanzig Hans (Herbergen) am Wege, die nicht viel mehr als überdachte Ställe sind und in denen man außer einer Stelle zum Schlafen nur das erhält, was man für sich und seine Pferde selbst mitgebracht hat. Der Weg nach Prisren führt auf den rauhesten und beschwerlichsten Pfaden, wo der Fußgänger rascher als der Reiter fortkommt, einsam durch das öde Waldgebirge. Und um gewissermaßen die Schwierigkeiten des Fortkommens noch zu erhöhen, meidet diese Straße den Lauf der Gewässer und windet sich bergauf, bergab, wie wenn jemand stets in gerader Richtung vorwärts schreitend, ein von kurzen Querthälern durchfurchtes Gebirge überschreiten wollte.

Rechts und links des Saumweges lebt der Stamm der Dukadschin, der in die drei Banner Puka, Halia und Maljessi zerfällt. Die Dukadschin bewohnen nicht Städte oder Dörfer, denn sie leben nicht vom Handel, sondern als echte Älpler, von der Viehzucht; nur wo ihre kurzen und engen Thäler kleine Flächen darbieten oder die Höhen der entwaldeten Kämme sich gelegentlich zu kleinen Plateaus ausdehnen, bauen sie Mais. Kein Dukadschin trägt ein Hemd, aber jeder eine Flinte. Eine ehemals wahrscheinlich weiß gewesene Jacke oder ein kurzer Rock aus gröbstem Wollzeug, ein roter, breiter Gürtel mit zwei oder mehr Pistolen, ein bis ans Knie reichendes Beinkleid, Strümpfe, Riemen, mit denen er Fuß und Bein umwickelt, ein Fes und eine Flinte — das ist alles, was der Dukadschin an und bei sich trägt. Kräftig zeigt sich die nackte Brust, und der gebräunte Leib schimmert oft zwischen Gürtel und Beinkleid hervor. Da die Kleidungsstücke erst gewechselt werden, wenn sie von selbst abfallen, so sind die meisten Dukadschin sehr zerrissen und bettelhaft anzusehen. Dagegen sind ihre Waffen immer im besten Zustande, die Pistolen- und Flintenschäfte oft mit Silber ausgelegt. —

Von Puka, dem Hauptorte des Stammgebietes, steigt der Weg in östlicher Richtung in das Drinthal hinab, und beim Han Spas muß man sich entscheiden, ob man den direkten Weg nach Prisren

längs des Drin nehmen, oder ob man die beschwerlichere Route ostwärts nach Djakowa einschlagen und von dort erst nach Prisren reisen will. Ich entschied mich vorerst für die Reise nach Djakowa.

Es war spät abends, als wir den Han Spas erreichten. Nachdem wir uns in seinem Innern nach Bedarf und Möglichkeit eingerichtet, die Aufmerksamkeit der anwohnenden Albanesen, genau so wie an anderen Orten, erregt hatten, traten wir vor den Han, um uns nach dem frugalen Nachtmahl ein Plauderstündchen zu gönnen. Der Himmel war tief dunkelblau, und ein leiser, kalter Luftzug strich von den breitschulterigen Bergriesen hernieder, die ihre kahlen Felsenhäupter oder grauen Abstürze im hellen Mondlicht erglänzen ließen. Um uns herum saßen auf gekreuzten Beinen schweigsame Albanesen mit langen Flinten; nur das Knistern des Herdfeuers und der unter uns rauschende, der Felsenpforte von Pulati zueilende Drin störten die nächtliche Stille. Sonst pflegte es zu solcher Stunde im Han Spas sehr ruhig und finster zu sein; aber in dieser Nacht loderte noch das Feuer auf dem Herde, und der Rauch zog wie am Tage durch offene Thüren und Fenster in die kalte Nachtluft hinaus. Um den Herd im Han herum saß eine Gesellschaft auf gekreuzten Beinen, die aber war viel lauter und prächtiger, als unsere Cigaretten rauchende Umgebung mit den langen Flinten. Beim Herd saßen ebenfalls Albanesen vom Stamme der Hassi und Grasnitsch, welche aus den umliegenden Weilern im Laufe des Abends zum Han Spas gekommen waren, um die „Nemces“ zu sehen, welche ihr Gebiet betraten, um zu erfahren, wohin wir am nächsten Morgen reisen wollten. „Gradaus nach Djakowa!“ sagte ihnen unser Dragoman (Dolmetsch) . . . Kopfschüttelnd kehrten die Albanesen aus Hassi und Grasnitsch spät nach Mitternacht in ihre Weiler zurück.

Am nächsten Morgen, als die Pferde zur Weiterreise gesattelt und bepackt wurden, schienen Dragoman und Saptieh, die meine Eskorte bildeten, gar nicht wohlgelaunt. Bald kratzte sich der eine, bald der andere hinter dem Ohr . . . Ich bemerkte gar bald, daß es an diesem Morgen mit der Zuversicht meiner Begleiter ziemlich schwach bestellt sei. „Sie werden uns nicht durchlassen, Effendi!“ murmelte Saptieh Mehmed, ein altgedienter, sonst aufgeräumter Tschausch (Feldwebel) aus Podgoriza. „Die Grasnitsch und Hassi werden uns töten, wenn wir ihr Gebiet betreten,“ jammerte Dragoman Djuro, ein Montenegriner, der bei anderen Gelegenheiten nicht ohne Mut war. Endlich brachte ich heraus, daß die Albanesen, welche uns am Vorabend besuchten, erklärt hatten, wir sollten nicht wagen, ihr Stamm-

gebiet zu betreten, da bisher noch kein Fremder dergleichen versucht hätte. Wir möchten eines anderen Weges nach Prisren oder Djakowa gehen, wenn uns überhaupt Leben und Habe lieb seien.

Mir schien indessen, als ob meine Begleiter mehr Angst hätten, als nötig war, und daß die Albanesen aus Grasnitsch ebenso gerne drohen und — lügen, als alle ihre Landsleute anderswo. Ich gab also Befehl, den am Vorabend besprochenen direkten Weg nach Djakowa einzuschlagen, und so verließ meine kleine Pferdekarawane mit trübseligen Gesichtern den Han Spas, als ob wir in der That dem offenen Verderben entgegenritten.

Wir waren etwa eine halbe Stunde zwischen hochstehenden Halmen, dornigen Hecken und schattigen Bäumen bis nach Gruma geritten, als plötzlich der an der Spitze reitende Tschausch Mehmed mit erhobener Hand unserer einsilbigen Kolonne das Zeichen zum Halten gab. Bald darauf hörten wir lauten Wortwechsel — ein Grasnitsch hatte den Tschausch plötzlich angehalten. Ich ritt vor, und da ergab sich, daß ein blonder, hochgewachsener Albanese, der schon am Vorabend im Han Spas bei uns gewesen, rundweg erklärt hatte, wir müßten umkehren, wenn uns unsere Köpfe lieb wären; in dem Hause jenseits der Felder, am steilen Waldrande seien einige bewaffnete Gefährten bereit, auf den ersten Ruf herbeizueilen. Wir beschlossen indes nach kurzer Beratung, nicht umzukehren, sondern uns aufs Unterhandeln zu verlegen.

Es war ein recht schattiges und einladendes Plätzchen, an dem uns der sehnige Albanese mit seiner langen Flinte angehalten hatte. Während die Pferde abgeladen wurden, schien Tschausch Mehmed nach und nach Mut und Zuversicht wieder zu gewinnen. Er drohte alsbald dem Reisestörer, laut schreiend und heftig gestikulierend mit dem Bürgermeister in Djakowa; mit dem Landrat in Prisren, mit dem Statthalter in Skutari — aber der grauäugige Recke vom Stamme der Grasnitsch blieb unerschütterlich bei seiner Weigerung. Mit strengen Worten war demnach nichts auszurichten. Wir stiegen also von den Pferden, setzten uns ins kühle Gras, ließen Feuer anmachen, und aus einer Satteltasche wurden Kaffee, Zucker, Kaffeekanne und Schalen genommen, um den süßesten Schwarzen von der Welt zu brauen. Dem wilden Grasnitsch schien unser Gleichmut nicht übel zu gefallen, und er folgte der Einladung, sich in unserem Kreise niederzulassen, ohne jede Widerrede. Mit trockenem Danke nahm er die ihm dargebotene Tabaksdose und drehte sich eine Cigarette; schon etwas

freundlicher wurde sein breites und derbknochiges Gesicht, als er die erste Schale Kaffee an die Lippen setzen konnte. Mit dem Recken war offenbar zu reden, und ich dachte alsogleich an das bekannte Auskunftsmittel, das bei jedem echten Albanesen hilft: an das „schöne und allmächtige Geld", wie es in einem albanesischen Sprichwort heißt. Wie unabsichtlich zog ich einen Maria-Theresien-Thaler aus der Westentasche und warf ihn dem Dragoman zu, mit dem Auftrage, das Geldstück seinem trotzigen Nachbar zu zeigen. Der Albanese nahm die blanke Münze zur Hand, drehte dieselbe mit den schwieligen Fingern herum, bald auf mich, bald auf den frisch geprägten Thaler blickend, als ob er uns, weder mich, noch den Thaler, jemals im Leben gesehen hätte. Daß ich ihm letzteren schenkte, war nur allzu naheliegend, und als ich ihn dann fragte, ob wir nicht nach Djakowa könnten, meinte er schon, er müsse mit seinen Gefährten darüber reden. Rasch flog ein zweiter Theresien-Thaler aus meiner Westentasche in seinen Schoß und von dort in den waffenbesetzten Gürtel — ich mußte ja dafür sorgen, daß er seinen Gefährten drüben am Waldrand die Ungefährlichkeit und Notwendigkeit unserer Reise nach Djakowa auseinandersetze. Ein heller Ruf — und zwei baumlange Gesellen eilten herbei, um mit Gek Loro (Gregor Lorenz) — so hieß der gewonnene Grasnitsch — in aller Stille über unsere Reise zu beraten. Das Ende der heimlichen, abseits gepflogenen Unterhandlung war: daß ich allen Dreien versprach, sie beim Bürgermeister in Djakowa aufs beste zu empfehlen — und so kam nach einer kleinen Viertelstunde unsere Karawane auf dem gewünschten Wege in den besten Gang. Gek Loro that alsbald sehr besorgt um mich, und es war für uns ungemein erheiternd zu hören, wie er immer beweisen wollte, daß wir uns beeilen und die Pferde recht antreiben müßten, denn seine Stammesgenossen seien recht böse und raubgierige Leute.

Die Reise ging tagsüber ohne Zwischenfall vor sich. Auf dem kleinen Hochplateau zwischen Tschar und Ljegaj brannte uns die Mittagssonne die letzten Schweißtropfen aus den Poren, aber Gek Loro gestattete uns keine Raststation. Wir kämen sonst zu spät nach Djakowa, meinte er — auch sei den im nahen Thaleinschnitt von Bitutsch hausenden Landsleuten gar nicht zu trauen.

Endlich, als wir den Sattel bei Kusch passiert und das Thal des weißen Drin mit der Landschaft Metoja, wo Djakowa liegt, erblickt hatten, kehrte wieder einiger Frohsinn in unsere Karawane ein. Wir hielten alsbald an einem Straßenbrunnen, um die vertrockneten

Kehlen der Menschen wie der Tiere zu laben; eine Gruppe wohlbewaffneter, struppiger Fandesen kam zur selben Zeit von Djakowa herauf. Es dauerte nicht lange, und Gek Loro begann plötzlich so heftig zu schreien und zu gestikulieren, wie Tschausch Mehmed am



Abb. 79. Hochstraße in den albanesischen Bergen.

frühen Morgen bei Gruma, da er Loro mit den hohen türkischen Beamten in Prisren und Skutari zu unseren Gunsten einschüchtern wollte. In der That hatten die Fandesen geradeheraus erklärt, sie wären der Meinung, daß man am besten thäte, die Koffer und Säcke des „Nemces" so gründlich als möglich auszuleeren. Einen Augen=

blick schien es also, als ob wir aus dem Regen von Gruma in die Traufe von Kusch gekommen wären, aber Gek Loro war glücklicherweise mit seinen Genossen für uns so energisch eingetreten, daß er es hätte eher zum Handgemenge mit den Fandesen kommen lassen, bevor er den von ihnen geplanten Raubanfall geduldet oder gar an demselben teilgenommen hätte. Und das war ein echt albanesischer Charakterzug — denn der Albanese ist wohl um Geld zu allem zu haben, hat er aber einmal „Dienste" genommen, so ist er treu, bis sein Dienst vorüber ist.

Dem Auftreten Gek Loros hatten wir also zu danken, daß die Fandesen erfolglos weiter ziehen mußten und daß wir schon eine Stunde später im roten Han zunächst der großen Moschee von Djakowa unser Nachtlager aufschlagen konnten. Gek Loro erhielt dann zwei und jeder seiner Genossen je eine blanke Medschidije zur Erinnerung an die Tagereise durch ein Gebiet, das vor uns noch kein abendländischer Europäer betreten hatte.

Am zweiten Tage setzten wir von Djakowa die Reise durch das Amselfeld fort, und schon um die Mittagsstunde trafen wir in Prisren ein. Prisren sieht von Norden her wie eine sehr große Stadt aus, und ihre Lage läßt es begreiflich erscheinen, daß sie vor fünfhundert Jahren von den serbischen Königen und Zaren zur Residenz ausersehen gewesen. Meine Wohnung in Prisren lag frei auf einer kleinen Anhöhe, die ganze Stadt und die umliegende Ebene beherrschend. Einige Straßen der Stadt lehnen sich an einen felsigen Hügel, auf dessen Spitze das Castell steht. Am nördlichen Ende von Prisren tritt das Flüßchen Resna aus dem Schar-Gebirge, wendet sich dann plötzlich nach Südwest und durchfließt als wildes Gebirgswasser mit starkem Gefälle und lautem Getöse die Stadt fast der ganzen Länge nach. In der Mitte der Stadt bildet die Resna einen kleinen Wasserfall, der im Sommer die badelustige albanesische Jugend scharenweise versammelt. Hier springen die Knaben den ganzen Tag umher und kümmern sich gar wenig um die Vorübergehenden. Weiter abwärts erstreckt sich der Bazar mit seinen 1200 Kaufläden längs des Flußufers, und wenn die übrigen Straßen öde und menschenleer erscheinen, so herrscht hier doch stets ein lebendiger Verkehr.

21.

Von Nisch nach Sófia.

* * *

Geschäfte führten uns von Serbien nach der bulgarischen Hauptstadt: eine Fahrt, ebenso lehrreich wie beschwerlich. Indes bis nach Pirot war die Straße noch gut, obgleich buchstäblich von handhohem Staube bedeckt, der, von den Pferden aufgeregt, uns in der übelsten Weise bald Sehen und Atmen verdarb. Jedoch mit Pirot beginnt für uns eine wahre Martertour. Die Straße ist in denkbar schlechtestem Zustande. Aber bis zur bulgarischen Grenze, also in Serbien, ist das Land doch noch leidlich kultiviert; freilich ein Dorf oder eine Ansiedelung oder auch nur eine einzige menschliche Behausung ist nicht zu entdecken, und die Leute, welche vereinzelt das Feld links und rechts von der mit Weiden bepflanzten Straße bearbeiten, müssen weit aus dem Innern des Landes kommen. Auf den Feldern wird nur Mais gezogen, man sieht nichts anderes als Mais, dieses fast einzige Nahrungsmittel dieser Gegenden für Mensch und Vieh. Vier Büffel ziehen einen mächtigen, ungeschlachten Pflug, und ein auch mit Büffeln bespannter Karren zieht auf der Straße vorüber; seine Räder, aus vier Stücken zusammengesetzt, leisten das Höchste an Primitivität: der Kreis ist unvollendet geblieben. Und diese bulgarischen Gefährte sind nur aus Holz konstruiert; es ist nicht ein Atom Eisen daran; sogar die Achsen sind von Holz, und das Geächze, Geknarre, Gequieke eines solchen in Bewegung gesetzten Wagens ist ohrzerreißend.

Allmählich, je mehr man sich der bulgarischen Grenze nähert, wird die Gegend immer öder; lebende Wesen scheint es nicht mehr zu geben. Bei dem Zollhause von Sukoßli-Most ist die Grenze nur durch zwei kurze Pfähle bezeichnet, und man sieht, daß diese Grenze nur der Vertrag, nicht aber die Geschichte oder die Natur gezogen hat. Nun kommen die nichts weniger als einfachen Formalitäten der Zollrevision. Endlich geht es weiter. In offener, eintöniger Ebene geht der Weg fort bis nach Zaribrod. Im Norden und Süden, besonders im Osten, erhebt sich die Balkan-Barrière mit ihren von niedrigem Gestrüpp bewachsenen Verästungen. Diese Straße ist so holprig, so ausgefahren, so zerrissen, so zerklüftet, daß die Pferde Mühe haben, vorwärts zu kommen.

Zaribrod besteht aus einer einzigen breiten Straße, an der einzelne Holzhütten und dazwischen niedrige, offene Buden nach orientalischem Stile stehen. Nur ein einziges von Ziegeln erbautes Haus habe ich

gesehen. Das Wirtshaus — die Mekana — ist weiß getüncht und verhältnismäßig reinlich, aber so niedrig, daß man mit der Hand an die Decke reicht, und eigentlich ganz unmöbliert. In den beiden einzigen disponiblen Schlafzimmern, neben dem „Speise-Salon“ gelegen, ist absolut nichts enthalten, als ein Gestell, auf welchem der Reisende seine Teppiche, Betten, Kissen, wenn er solche mitführt, ausbreiten kann. Sprechen kann man, wenn man der Landessprache nicht mächtig ist, mit niemandem; man ißt und trinkt, was man vorgesetzt bekommt, und die vorgezeigte Zahl der ausgestreckten Finger macht Einem die Anzahl der Mark klar, die man zu zahlen hat. Auf dem Rost gebratenes, mit Knoblauch durchwürztes Fleisch, Maismehlbrei und Wein ist das gebotene Diner für — 5 Mark!

Die armen Pferde hatten besseres Futter, aber ob sie den Wagen wirklich bis nach Sofia bringen würden, das war bei dem immer schlechter werdenden Wege meine nicht geringe Sorge. Sobald Zaribrod hinter uns lag, wurde die Kultur, wenn eine Minderung überhaupt noch möglich ist, immer ärmlicher. Hier lebt das Volk, das diese trostlose Gegend bevölkert, absolut von nichts anderem, als von Mais. Nur ein Haferfeld sah ich, aber es war so stark mit Unkraut versetzt, daß der Ertrag nur gering sein kann.

Nun gelangte das Gefährt in die stundenlange Derventer-Schlucht, dem Laufe eines Baches folgend, welcher fast die ganze Sohle einnimmt. Die Wände dieses Hohlweges sind nicht von Felsen gebildet, sondern von abschüssigen und hohen Abhängen, die mit Gestrüpp bewachsen sind. In der Ferne sieht man die vom blauen Himmel sich abhebenden, schneebedeckten Riesenhäupter des Balkan. Die Straße ist so schlecht, daß sie jeder Beschreibung spottet; sie ist nirgends geschützt gegen die Bergwässer, die sie unterwühlen. Oft muß der Wagen quer durch das reißende Wasser setzen, und an andern Stellen ist die Straße so schmal, daß das dritte Pferd am Wagen zeitweise abgespannt werden muß, und man schwebt in Todesangst, daß das bei dieser Manipulation zurückrollende Gefährt in den Abgrund stürzt. Jetzt führt der Weg über eine elende Brücke, die aus lose nebeneinander gelegten und mit Erde bedeckten Balken besteht; in der Mitte hat sich ein Balken gerückt, und ein großes Loch klafft hervor. Gott Lob! Auch hier passiert der Wagen ohne Unfall. Und dieser heillose Weg ist die „große Chaussee“, welche von Serbien nach Konstantinopel führt. Der Handel, die Armee, die Post, die Verwaltung haben keine andere Straße. Nirgends sieht man ein Merkmal, daß jemand an die Ausbesserung dieses Weges denkt.

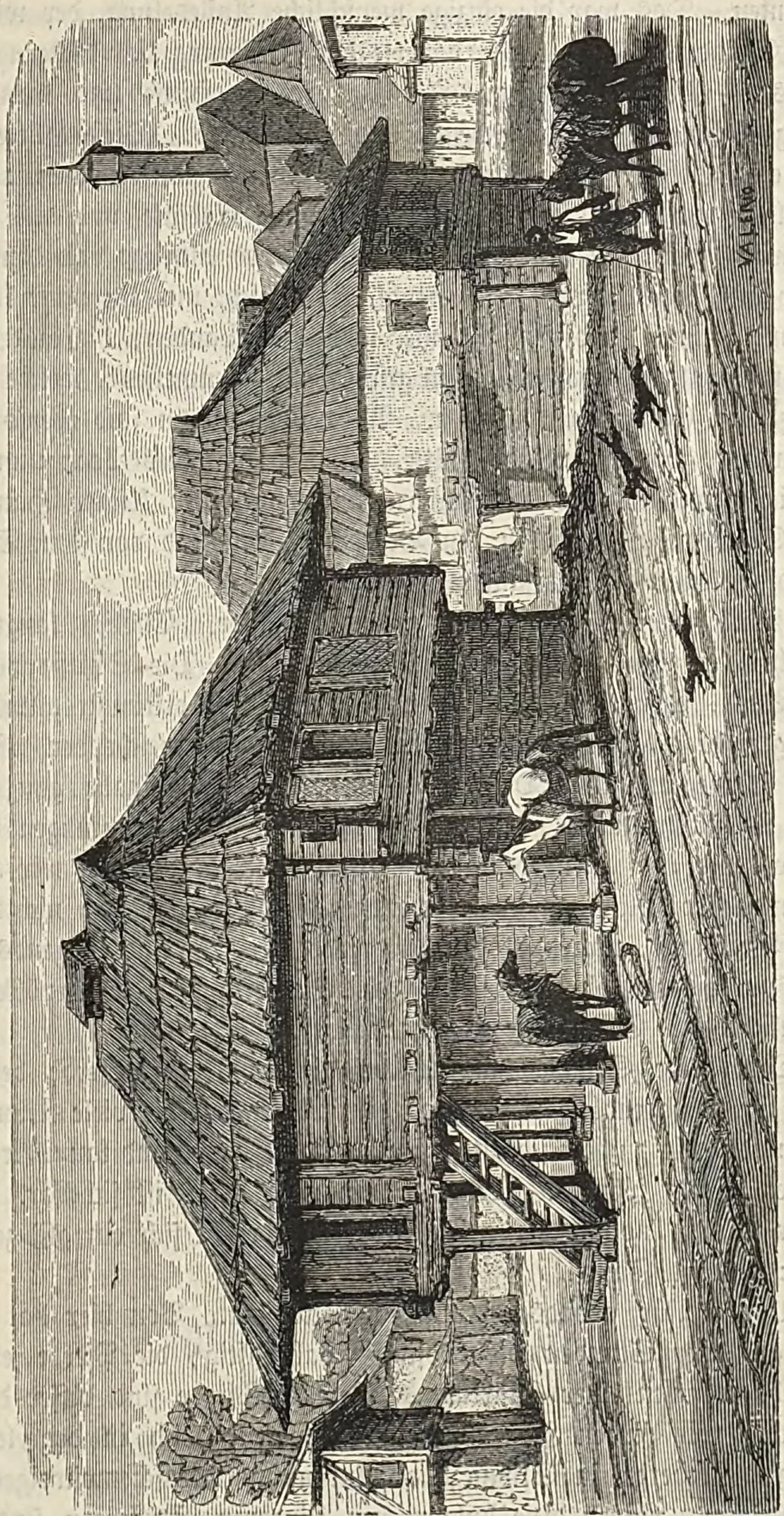


Abb. 80. Stadthäuser in Bosnien und Serbien.

Vor einer Hütte mußten die ermüdeten Pferde ein wenig ausschnaufen. Das war die einzige menschliche Ansiedelung, der wir seit fünf Stunden — so lange dauerte die Passierung des düstern Engpasses — begegnet waren. Ich trat in die Hütte und trank das einzig Gebotene, ein Gläschen Slivovitz-Schnaps. Diese Hütte war eher eine Höhle. Der gestampfte Fußboden war mit Knochen, allerlei Abfällen und Unrat aller Art bedeckt, das Gebälke und das Dach geschwärzt von dem Rauche, der einem Herde entstieg, von dem kein Rohr ins Freie führt. Kein Stuhl, kein Tisch, nur ein paar klobige Schemel stehen in diesem Raume. An den Wänden, die aus Lehm zusammengeklatscht waren, hingen geschwärzte Hammelfelle, welche einen entsetzlichen Gestank verbreiteten. Wirt und Wirtin sind ebenso rußgeschwärzt, wie ihre elende Hütte. Und so lebt dies Paar nun hier in dieser Wildnis von Maisäckern und von einer kleinen Hammel- und Schweineherde, die in den Bergen weiden, und von dem Erlöse, den die seltenen Reisepassanten bringen.

Nach einer Stunde Ruhe ging es weiter. Endlich langt das Gefährt auf dem Hügel von Dragoman an. Die Straße verläßt den Bach, dessen Lauf sie bisher verfolgte, und erklimmt allmählich eine gewaltige Höhe in sehr steilen Krümmungen, welche den Pferden viele Mühe machen. Die Vegetation hört hier beinahe ganz auf, man sieht nur nackte, blutrote Felsen; nach allen Richtungen ist es trostlos und öde. Auf dem Gipfel des Gebirges machten wir Halt. So weit der Blick von diesem weiten Hochplateau reicht, nichts als ödes Brachland, nirgends Feld, nirgends Weide. Und nirgends nur die Spur einer Wohnung. Das Land ist verlassen, die Bevölkerung ist unsichtbar! Es ist wie in einer Wüste.

Noch eine Stunde lang traben die ermüdeten Pferde bergab, dann liegt eine endlose Ebene vor dem Reisenden, die viele Kilometer lang und breit zu sein scheint. Sie ist flach, nackt, und kaum Kräuter wachsen darauf spärlich. Weder Baum noch Haus ist sichtbar. Nur in der Mitte, noch fern, ungeheuer fern, erhebt sich ein glänzendes Weiß: das ist Sofia!

Um 6 Uhr abends erreichte ich Slivnicza. Von hier hat man noch gut vier Stunden bis Sofia. Wahrhaftig, die Pferde ebenso wie ich, bedürfen einer Stärkung. Aber die Pferde sind besser daran als ich. Sie finden Heu und Hafer, während ich in der elenden Zinzaren-Herberge in Slivnicza absolut nichts Menschenwürdiges erhalten kann. Gegen diese bulgarischen Zinzaren-Herbergen sind die serbischen Mekanas wohleingerichtete Hotels zu nennen. Lediglich

widerliche Mais-Polenta (geknetetes Maismehl), kaltes Hammelfleisch, das schwarz ist von der Unzahl Fliegen, die darauf schmarotzen, und ein Wein! — schmutzig gelb, als wenn Sand darin wäre, so trübe und sauer wie Essig, geradezu Gift. Ebenso abstoßend ist das ganze Innere dieser Räuberherberge; es ähnelt der Rußhütte in Dervent. In dem einen rauchgeschwärzten Raum stehen Tisch und Bänke und hinter einem Gitter der Wirt, von einigen Flaschen Raki und Slivovitz umgeben. Daneben giebt es noch ein Zimmer mit harten Pritschen, und auf denselben lagen ein paar Leute, Weiber und Männer und Kinder bunt durcheinander.

So sieht es auf dieser Hauptstraße aus! Freilich sind auch die Reisenden selten. Von der serbischen Grenze an bin ich weder einem Wagen, noch einem Karren, noch einem Fußgänger — buchstäblich also niemandem — begegnet. Von Slivnicza geht die Straße nach Sofia geradeaus. Obgleich sie in einer vollkommenen Ebene liegt, ist sie trotzdem nicht nur nicht in leidlichem Zustand erhalten, sondern über alle Begriffe miserabel, mit Löchern, daß man im Dunkel mit Pferd und Wagen Hals und Beine brechen müßte, wären die Pferde nicht so vorsichtig, diese Untiefen der Straße zu umgehen. Schon sind die spärlichen Lichter der Hauptstadt in Sicht, da hält der Wagen plötzlich still. Ein großer Bach, der sich in dem Lehmboden ein Bett sucht, hat die Brücke fortgerissen. Es scheint nichts übrig zu bleiben, als — so nahe an Sofia — die Nacht im Freien, im Wagen zubringen zu müssen; denn es scheint unmöglich, mit dem Gefährt den Bach mit seinen ziemlich hohen, lehmigen Ufern zu passieren. Der Kutscher entdeckt aber zum Glück, nach langem ratlosen Hin- und Herlaufen, weiter unten eine Furt auf der Wiese. Endlich, nachts gegen 12 Uhr, nach siebzehnstündiger Wagenfahrt, treffe ich in Sofia ein, und vor der Stadt schieße ich den Revolver — gleichsam als Freudensalut nach überstandener Strapaze — ins Freie ab!

22.

Blick auf Konstantinopel.

— Theodor Schuchardt —

Ungewöhnlich lange wurde unser Dampfer vor den Dardanellen-Schlössern aufgehalten, so daß wir reichlich Zeit hatten, die alten Burgen und die schöne Gegend zu bewundern. Es wurde Abend, bevor er sich wieder in Bewegung setzte.

Da weckte man mich in der ersten Morgenstunde mit der freudigen Mitteilung, daß wir soeben die Spitze des alten Serails umschifft hätten und uns anschickten, mit halber Dampferkraft weiter fahrend, vor dem Goldnen Horn einen Ankerplatz zu suchen.

Als ich auf Deck kam, wußte ich nicht, ob ich wachte oder träumte. Der herrliche, mit Sternen besäete Nachthimmel, der volle klare Mondschein, die bis in die höchsten Spitzen mit Lampenkränzen erleuchteten Minarets, die Gasbeleuchtung der hart am Meere gelegenen Stadtteile, zumal der großen Gebäude in denselben, der Reflex dieser tausend und aber tausend Lichter im Bosporus, der Lichtschimmer der Gaslaternen, der über Pera und Galata schwamm, die bunten Schiffslaternen, der Mastenwald, der Widerschein von Mond und Sternen auf dem langsam dahinflutenden Meere — alles dies machte auf mich, den plötzlich aus dem Schlummer Geweckten, einen in der That unbeschreiblichen Eindruck. Der Anblick war ein über alle Erwartung zauberisch schöner. Ich werde dieses Erwachen im Goldenen Horn und den Lichter- und Lampenglanz von Konstantinopel mein Lebelang nicht vergessen. Obschon vor 7 Uhr keine Landung gestattet ist, war ich doch zu aufgeregt, als daß ich noch einmal hätte einschlafen können. Ich ging stundenlang auf Deck auf und ab; immer wieder strahlten neue Lichter auf; bei jeder Vorwärtsbewegung der Schraube und bei jeder neuen Wendung des Schiffes erblickte ich neue Lichtquellen, neue Lampenkränze und neue Lampenguirlanden, Neues, Eigentümliches, mich Fesselndes. Erst der empfindlich kalte Morgenwind trieb mich, nachdem wir glücklich Anker geworfen hatten, nach der Kajüte zurück.

Während ich sonst immer geeilt hatte, ans Land zu kommen, verfolgte ich hier das entgegengesetzte Prinzip. Ich wartete absichtlich bis ganz zuletzt, bis die Zahl der unausstehlichen Bootsführer, Dolmetscher, Fremdenführer, Lohndiener teils mit, teils ohne Beute nach dem Ufer zurückgerudert waren, denn in der Mitte der schmalen Meerenge zwischen Asien und Europa hat man unstreitig den schönsten Punkt, um all die Schönheiten dieses Fleckchens Erde und Wasser zu überschauen, weit besser als von der Höhe des Seraskierturmes, von wo die Rundschau eine ungleich weitere und großartigere ist, wo aber die Details gänzlich verloren gehen.

Auf Büchsenschußweite von dem Punkt des Ufers entfernt, wo sich das türkische Zollhaus befindet, wußte ich wirklich nicht, wohin ich zuerst blicken sollte. Es fiel schwer, unbeirrt von dem Treiben und Geschrei der Menschen auf der Wasserfläche und am Ufer, ungestört durch die gehenden und kommenden Schiffe, seine Aufmerksamkeit der Betrachtung

des Bildes ganz zuzuwenden, um nichts zu übersehen. Aber immer und immer kehren die Blicke nach der Brücke hin, welche, am Eingang in das Goldene Horn auf Kähnen errichtet, die Verbindung beider Stadthälften vermittelt. Obschon noch eine andere Brücke ganz oben am Goldenen Horn existiert, ist der auf beiden stattfindende Verkehr so verschieden, daß man gar keinen Vergleich aufstellen kann.

Zur Linken erstrecken die Mauern, Häuser, Paläste, Kioske und Moscheen, welche das neue Serail bilden, unmittelbar aus den Fluten sich längs des Wassers hin. Schöne Gruppen von Cypressen und Pinien bilden eine angenehme Unterbrechung in diesem Teil des Bildes. Über dieser Gruppe von Baulichkeiten der verschiedensten Art, des

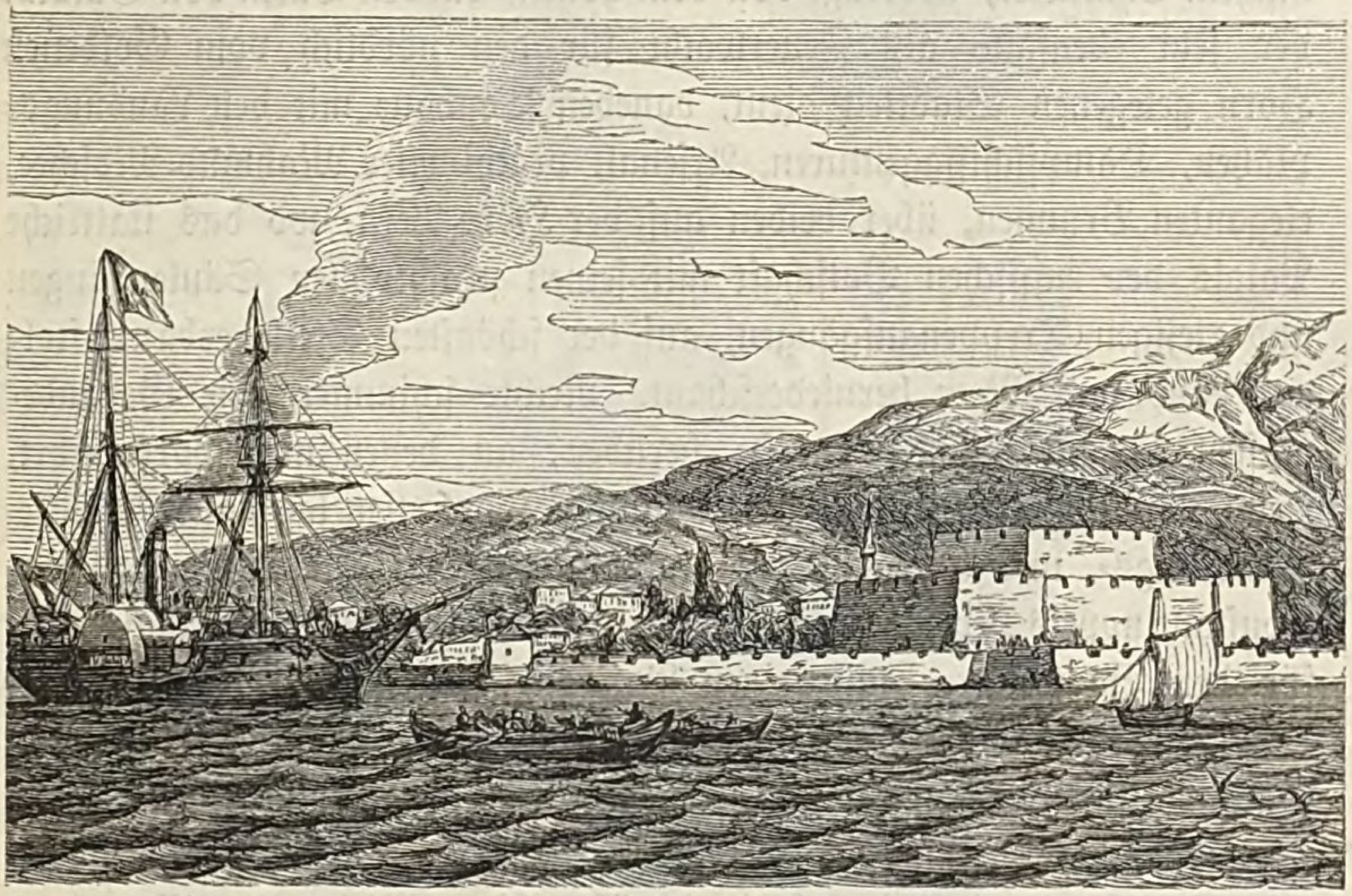


Abb. 81. Ein Dardanellenschloß.

mannigfaltigsten Stiles erheben sich die zahlreichen Minarets, deren feenhaft schöne Beleuchtung ich in der verwichenen Nacht zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte. Der Suleymanieh, der Bojazid, Nurri-Osmanieh, die Aja-Sofia, die Achmed mit ihren sechs schlanken, zierlichen, reich geschmückten Minarets erheben gleich schlanken Kandelabern ihre Türme, Galerien und Spitzen in die blaue Luft. Unter ihnen unterschied man sofort den durch seine imponierende Aussicht allbekannten Seraskierturm, einen hauptsächlich als Feuerwache dienenden Turm, neben dem Palais des Kriegsministers.

Die alte Türkenstadt, der Sitz des byzantinischen Kaisers, bietet in ihrer Totalität einen herrlichen Anblick dar; sie erstreckt sich so

weit an dem Südufer des Goldenen Horns in das Land hinein, daß man vom Hafen aus ihre letzten Häuser gar nicht mehr sehen kann. Gerade vor dem Schiff erhebt sich nicht minder schön und malerisch die Hügelgruppe, welche Tophane, daneben Galata, über beiden Pera, die Frankenstadt, trägt; das amphitheatralisch gebaute Häusermeer gewährt durch die Fülle und totale Verschiedenheit der Gebäude einen sehr wechselvollen Anblick, da hier seit den ältesten Zeiten Kultur- und Kriegsvölker mit ganz abweichenden Gebräuchen in der Errichtung ihrer Wohn- und Bethäuser ihren Aufenthalt genommen haben.

Zunächst an dem einem Anfangspunkt der Brücke liegt Galata, die alte genuesische Handelsstadt, jetzt mit vorwiegend griechisch-armenischem Charakter, überragt von dem hohen, runden Turm von Galata, der jetzt ebenfalls als Feuerwacht für den nördlich vom Goldenen Horn gelegenen Stadtteil dient, daneben Tophane mit den Landungsplätzen, Dampfschiffagenturen, Arsenal, prachtvoller Mahmud-Moschee, eleganten Brunnen, über beiden auf der Höhe Pera, wo das stattliche Palais der russischen Botschaft mit seinen prachtvollen Säulengängen und riesigen Treppenaufgängen, auf der schönsten Stelle erbaut, stolz auf Land und Meer herniederschaut. Rechts schimmern die Gebäudemassen der kaiserlichen Paläste herüber, an denen man vorbeifährt, wenn man durch den Bosporus kommt. Der Hafen lag voller Schiffe, Handlungs- und Kriegsschiffe, umschwärmt von den Wasserdroschken Konstantinopels, den Kaiks, deren kleinste Art nur eben Platz giebt für den Bootsführer und einen Passagier. Das sind die schwachen Umrisse des lebensvollen Bildes, dessen Centralpunkt die Brücke von Galata bildete; denn obschon es noch früh am Tage war, flutete schon ein unendlicher Strom von Reitern, Fußgängern, Lasttieren und Wagen aller Art, kommend und gehend, darüber hin. Will man wissen, was für Völkerschaften und Nationen sich zur Zeit in Stambul aufhalten, so muß man sich einige Stunden auf jener Schiffbrücke aufhalten.

Gegen Süden begrenzten die Prinzen-Inseln und die bithynischen Berge, vor allen der schneebedeckte Olymp von Brussa, gegen Norden die scheinbar zusammenstoßenden Ufer des Bosporus mit ihren zahllosen Dörfern, Landhäusern, Palästen, Cypressen, Silberpappeln, Pinien und Eschenwäldern den Gesichtskreis.

Nach Osten zu liefert Skutari mit seinen benachbarten Dörfern, seinen weltberühmten, von uralten schönen Cypressen beschatteten Kirchhöfen, überragt von der Berggruppe des Bulgurlu, eine ununterbrochene Reihe der herrlichsten Landschaftsbilder, welche alle den Hauptreiz jedes schönen Bildes, Wasser, schöne Bäume und Hügel besitzen. Aus der

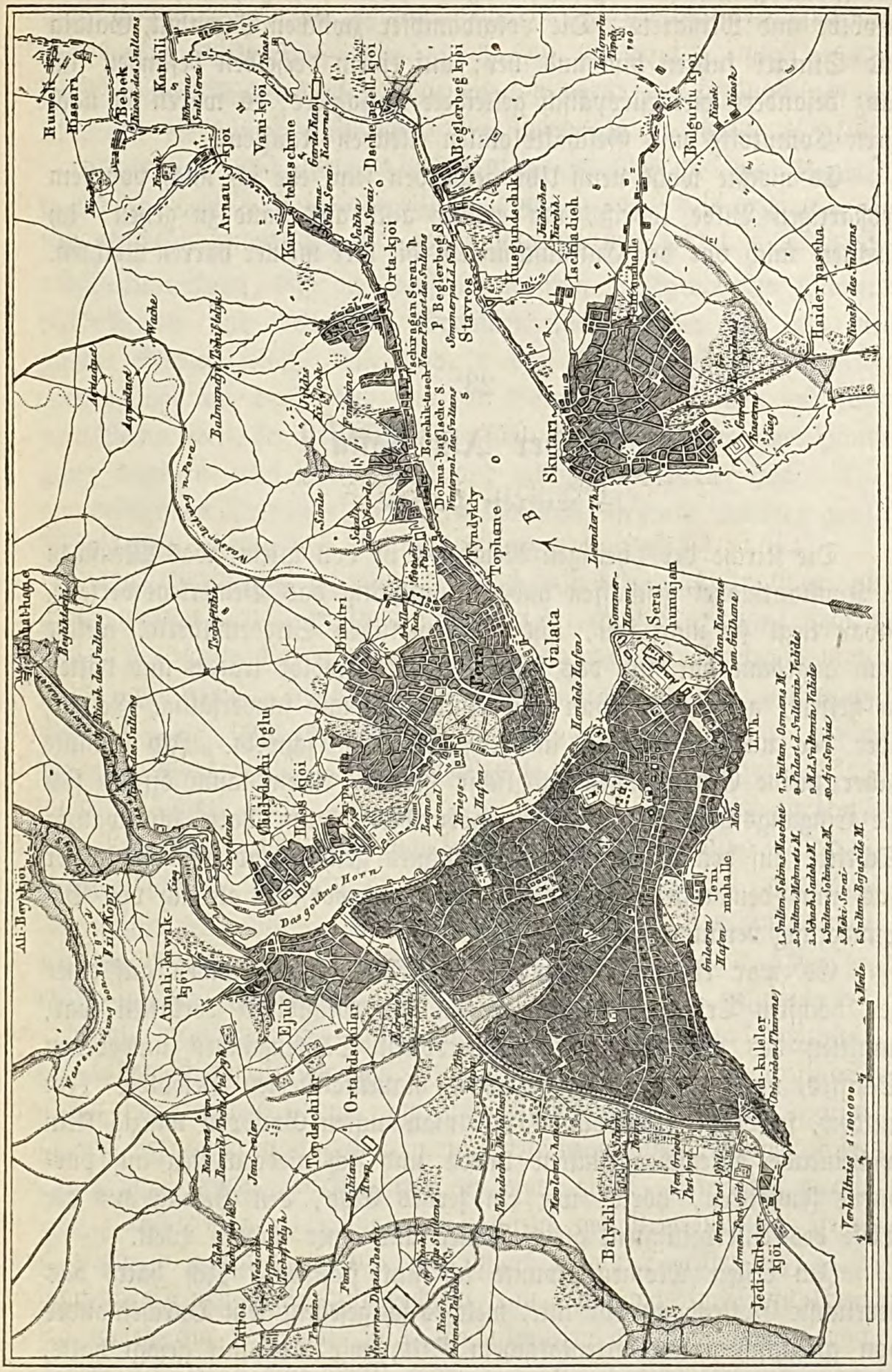


Abb. 82. Plan von Konstantinopel.

terrassenartig gebauten Häusermenge erheben sich zahlreiche Kuppelgewölbe und Minarets. Die Lokaldampfer zwischen Stambul, Galata und Skutari fuhren hin und her; auf einem derselben befanden sich ganz besonders viel europäisch gekleidete Passagiere; es waren die nach ihren Comptoirs und Geschäftslokalen eilenden Kaufleute.

Es mochte wohl neun Uhr geworden sein, ehe ich mich von dem großartigen Bilde losriß, um endlich auch ans Land zu gehen: ich fürchtete mich vor den Enttäuschungen, die hier meiner harren mochten.

23.

In der Aja Sofia.

— Eugen Jouve —

Die Kirche der „heiligen Weisheit" ist von allem, was Menschen in Konstantinopel geschaffen haben, unstreitig das Bemerkenswerteste. Zwar liegt sie nicht frei, und die gewaltigen Strebemauern, welche man angebaut hat, um das schwere Kuppelgewölbe tragen und halten zu helfen, geben dem Bau eine einförmige und schwerfällige Gestalt, über der nur die Kuppel in graziöser Form schwebt. Ich stimmte daher meine Erwartungen möglichst herab. Allein kaum öffnete sich die Eingangsthür von plumper Holzarbeit, kaum hatte ich zwanzig Schritte auf den breiten Marmortribünen gethan und vom Vorgitter aus nun den ersten Blick in die Kirche geworfen, als ich vor Bewunderung verstummte.

Es war eben die Stunde des Gebets; wir standen auf einer der höchsten Tribünen, die jetzt von den Gläubigen verlassen war, inmitten des endlosen, von wundervollen Säulengängen umgebenen Schiffes, unter dem hohen, goldenen, blauemaillierten Gewölbe. Im milden, friedlichen Halbdunkel sah man unten Gruppen winzig klein erscheinender Menschengestalten knieen und sich niederwerfen auf purpurne Fußdecken, hörte, wie ein fernes Echo, den Gesang aus der Tiefe des Allerheiligsten, gleich Tönen aus einer andern Welt.

Im ersten Moment konnte ich nur staunen. Ich hatte das herrlichste Gotteshaus vor mir, welches ich gesehen, kein Durcheinander von griechischem und orientalischem Stil, wie man mir gesagt hatte, nein, ein originelles Ganze aus einem Gusse und dabei durchweg von edelster Einfachheit. Keine Beschreibung vermag auch nur eine entfernte Idee zu geben von dem Zauber des Baues, von den Säulenreihen

mit weißmarmornen, reichen Kapitälen, in deren Laubwerk noch hie und da das Kreuz und die heilige Taube zum Vorschein kommen, von der reichen Vergoldung, von der Pracht der Mosaik, und alles in jenes sanfte Dämmerlicht gehüllt, welches den Farbenglanz dämpft und über alle die bunten Ornamente seine mildernde Harmonie ausgießt.

Um eine Andeutung der kolossalen Verhältnisse der Sophienkirche zu geben, von denen man keine Ahnung hat, so lange man nur das Äußere des Gebäudes gesehen hat, beschränke ich mich auf die bloße Bemerkung, daß die ganz mit weißem, gelbgeadertem Marmor parkettierten und bekleideten Tribünen allein größer sind als viele andere Kirchen selbst. Sie sind in drei Gänge geteilt: die beiden Seitengänge an der Wand und der Balustrade, sehr eng und kaum zwei Meter breit, der zwischen beiden sich befindende mittlere oder Hauptgang dagegen zehn Meter breit und gewiß zehn Meter hoch. Diese wunderschönen Tribünen, die ihres Gleichen nirgends auf der ganzen Erde haben, laufen um alle drei Seiten der Moschee.

Der islamitische Kultus hat wenigstens das Verdienst, den christlichen Charakter der Sophienkirche nicht entstellt zu haben, und es würde nur die Arbeit eines halben Tages bedürfen, um aus derselben alles rein Mohammedanische wieder zu entfernen. Dieses beschränkt sich auf wenige Einzelheiten, auf acht spinatgrüne, hölzerne, von den Pfeilern herabhängende Mondscheiben von gewaltigem Umfang, auf denen Sprüche aus dem Koran mit goldenen Lettern geschrieben sind, und die einen schreienden Kontrast mit dem Farbenton des ganzen Domes bilden; ferner auf eine marmorne Kanzel von bescheidenster Form und jene Michra oder heilige Nische, deren barbarische Dekorationen im Stile einer vorstädtischen Friseurbude die gröbste Versündigung an der erhabenen Pracht des justinianischen Baues sind.

Der Tausende von Lampen und der Ungeheuer von Wachskerzen in der Sophienkirche gedenke ich ebenso wenig, als ihrer kostbaren Fußdecken. Die letzteren sind außerordentlich prächtig, aber der Boden, den sie bedecken, ist doch noch schöner. Gleich den Tribünen ist er von weißem Marmor mit gelben Adern, die hier aber so zusammengefügt sind, daß sie die vier Flüsse des Paradieses darstellen. An den beiten Seiten des Hauptportals stehen auf bronzenen Sockeln zwei mächtige alabasterne Vasen von ganz einfacher ovaler Form, die zwei kolossalen, in Becher gestellten Eiern gleichen. Es sollen antike Urnen aus den Ruinen des Tempels von Pergamos sein, von den Griechen zu Weihkesseln benutzt, von den Türken in Brunnen für ihre Waschungen verwandelt.

Links vom Eingange sieht man eine Porphyrsäule, welche der Gegenstand eines sonderbaren Aberglaubens geworden ist. Der Schaft derselben ist von einer Ader durchzogen, die, ich weiß nicht aus welcher sicher leicht erklärlichen Ursache, die sonderbare Eigenschaft besitzt, sich beständig feucht zu erhalten, so daß sich bisweilen starke Wassertropfen daran absetzen. Die türkischen Frauen nun glauben zuversichtlich, daß diese Thränen der wunderthätigen Säule die Wirkung haben, Augenübel, eine unter ihnen sehr häufige Krankheit, zu heilen, und gehen daher hin, die Tropfen der schwitzenden Säule mit dem Zeigefinger aufzufangen, um damit die Augenlider zu benetzen.

In der großen Vorhalle quer vor der Frontseite der Kirche entdeckt man noch die meisten Spuren aus christlicher Zeit.

Die Außenthüren haben noch alle ihre christlichen Embleme und Zierraten behalten, da diese nicht vertilgt werden konnten, ohne die Thüren selbst zu zerstören; nur werden sie von schmutzigen Portieren mit ledernen Einfassungen verhüllt. Endlich sieht man auch noch über den Thüren aus der den Fries schmückenden Mosaik, unter halb verwischter Vergoldung, die Medaillon-Portraits mehrerer Apostel hervorschimmern, wie denn unter einer leichten Kalktünche an vielen Stellen sonst noch die alte christliche Wandmalerei hervorblickt.

24.

Ein Tag in Athen.

— C. H. Bitter —

Als wir am Morgen auf Deck kamen, erhoben sich schon in der Ferne die hohen Berge von Naxos, und einige Stunden später liefen wir in den Hafen von Syra ein.

Syra, die Hauptstadt von Griechenland, ist eine Schöpfung der neueren Zeit. Ein nach oben spitz sich erhebender Kegel, der die Mitte zwischen zwei höheren kahlen Bergen hält, trägt die Stadt, hoch oben von einer griechischen Kirche gekrönt. Die Häuser sind alle weiß getüncht mit flachen Plattformen, ohne jede Spur von Dach und dabei ohne eine auch nur geringe Andeutung irgend welcher Vegetation. Sie geben dem Ganzen, vom Meere aus betrachtet, das Ansehen einer von Porzellan erbauten Stadt. Seltsam kontrastiert dieser weiße, leblose Glanz, zumal im Scheine der hellen Sonne, mit dem tiefblauen, wolkenlosen Himmel und der am Fuße der Stadt sich aus-

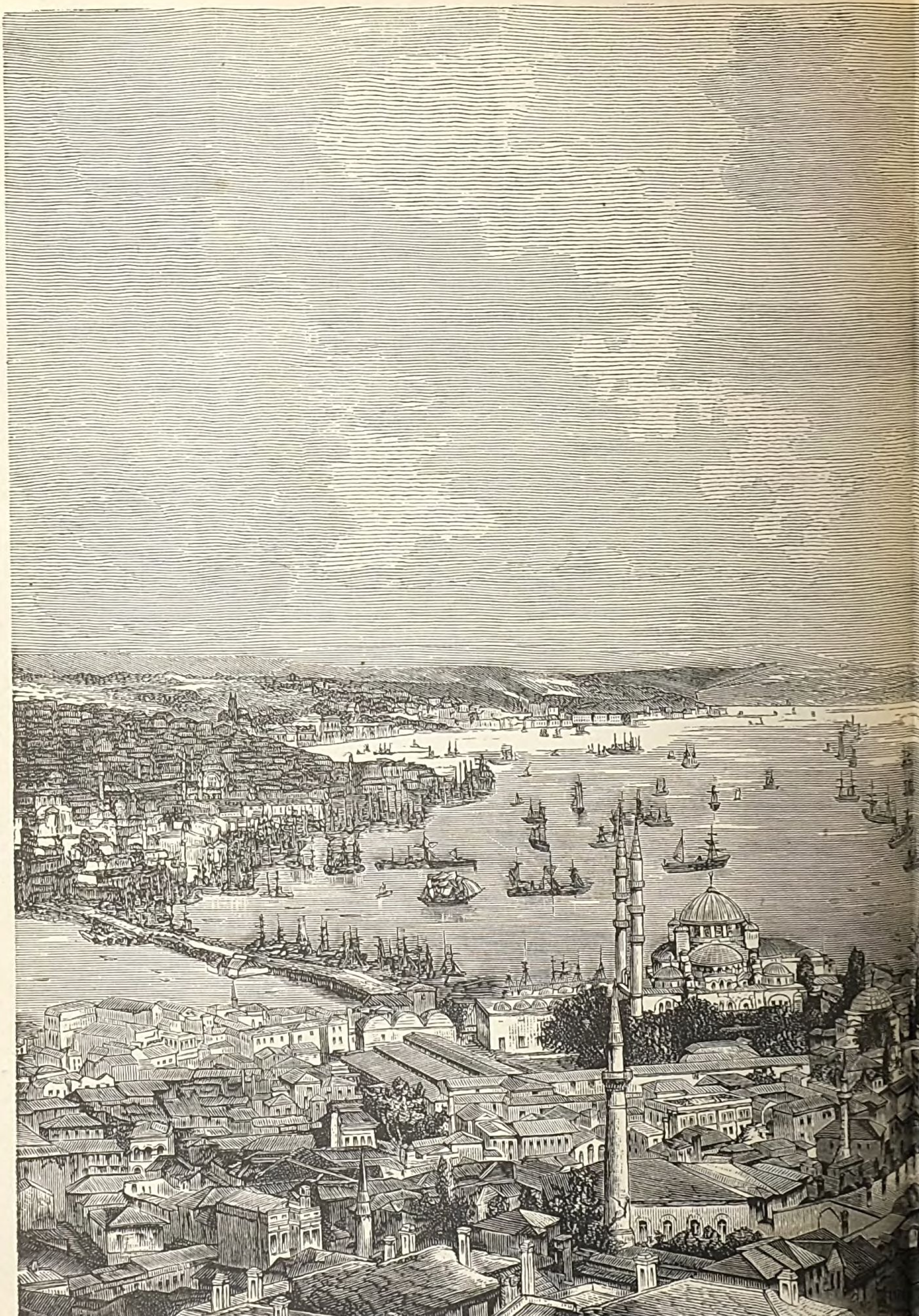
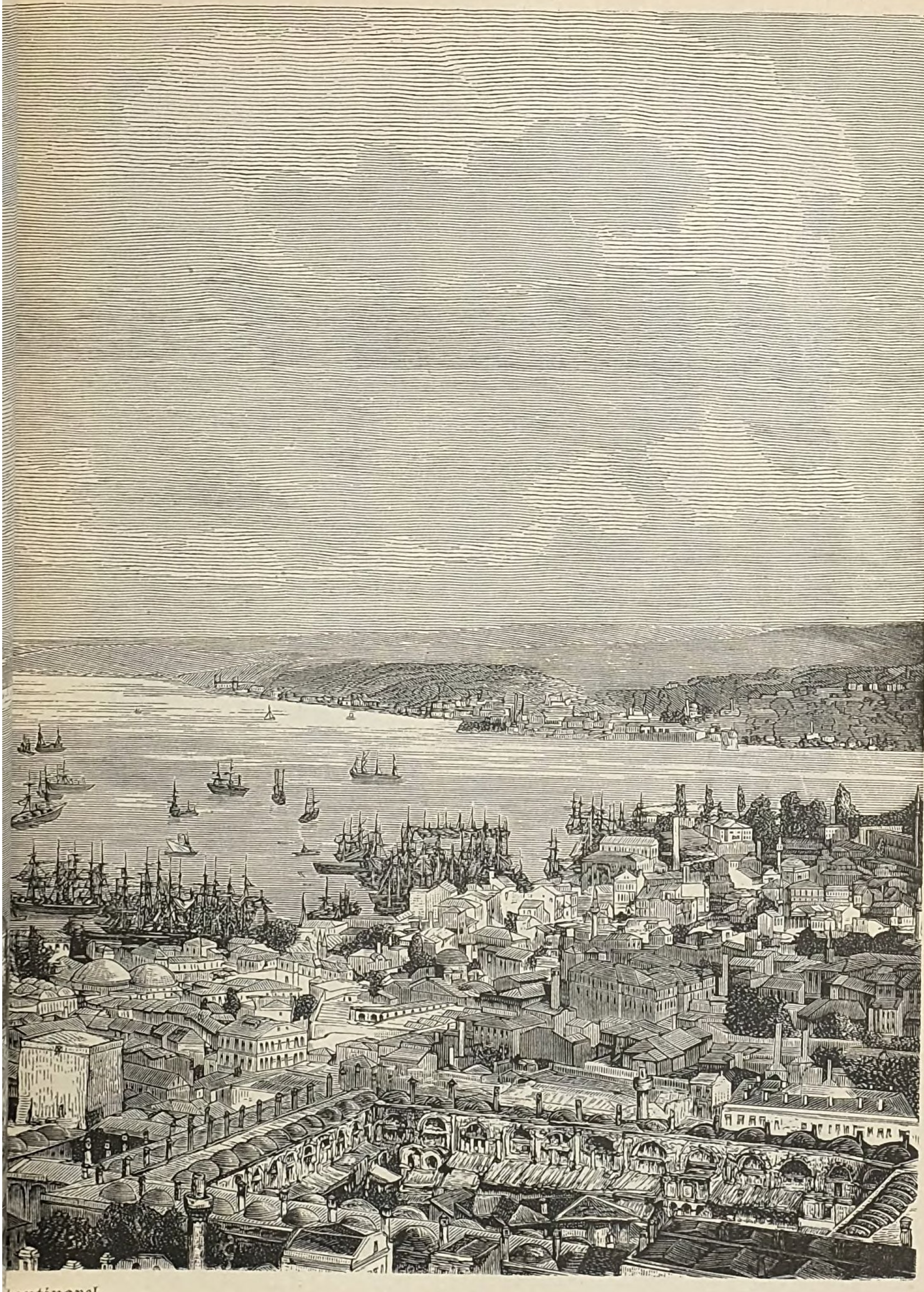


Abb. 8

Skutari.



Skutari.

tantinopel.

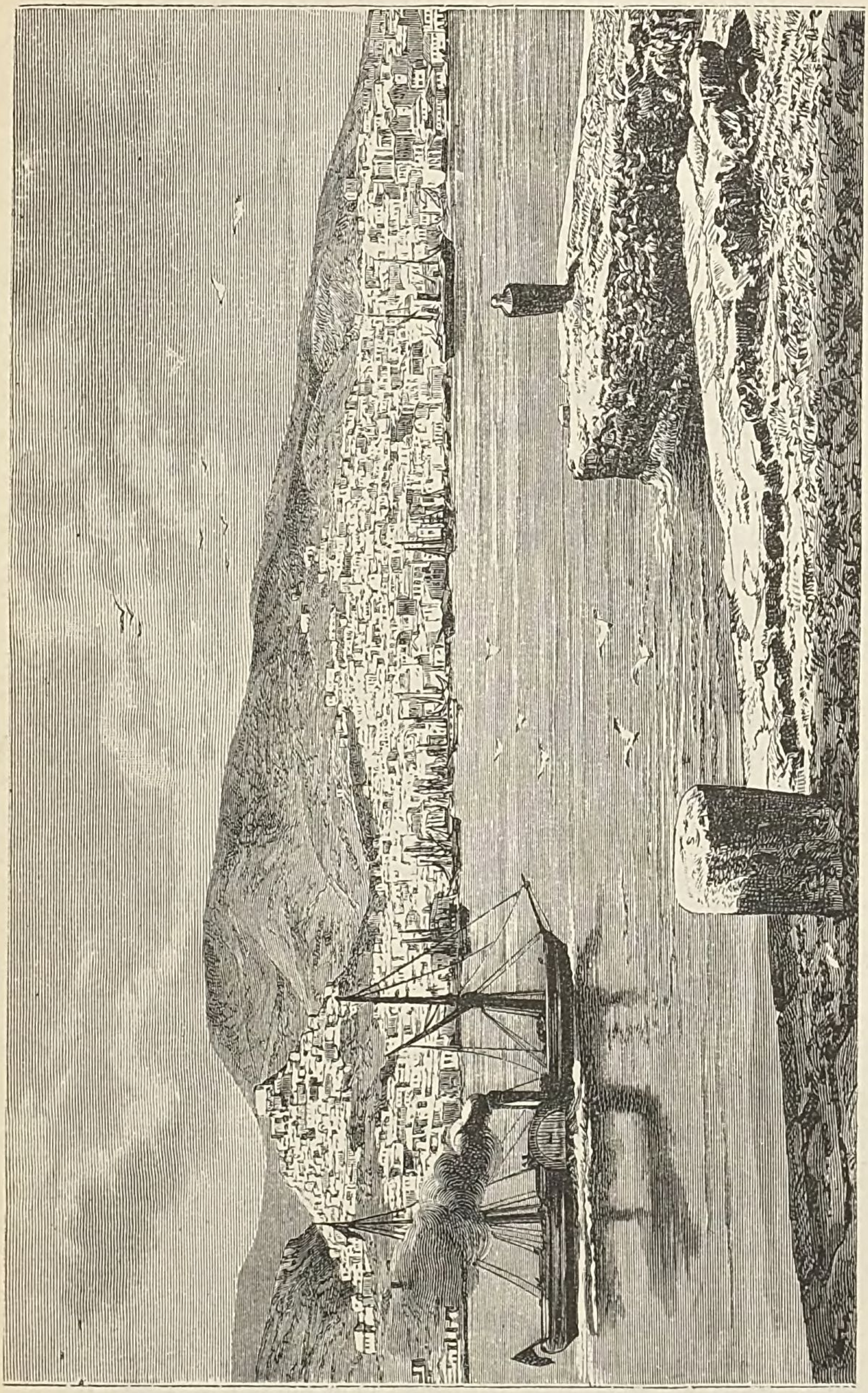


Abb. 84. Syra.

breitenden dunkelnden Meeresflut. Der Hafen, der an der Stadt entlang mit steinernen Quais eingefaßt ist, war zahlreich besetzt mit Dampfböten und einer sehr großen Anzahl jener kleineren Fahrzeuge, mit denen die Griechen ihre Fahrten nach den verschiedenen Inseln des Archipelagus unternehmen. Am Ufer bewegte sich die Schar der Einwohner und Fremden in jenen seltsam kontrastierenden Kostümen, unter denen teils die zu unglaublicher Weite gebauschten Hosen und die lange griechische Mütze, teils die enganschließenden hohen Gamaschen, die zierliche kurze Jacke, der Gürtel und die Fustanella mit ihren feinen weißen Faltenmassen hervortreten, alles in unzähligen Abstufungen und Modifikationen, ein überaus malerischer Anblick.

Gegen Abend ging unser Schiff weiter, und in der nächsten Morgenfrühe tauchten vor uns die Berge von Ägina und Salamis, die Höhe von Akrokorinth, die langgestreckten, malerischen Bergmassen des Hymettos mit dem Penthelikon auf.

Endlich um 5 Uhr bog das Schiff um die vorspringende Bergzunge des Peiräeus und lief in den geräumigen Hafen ein. Wir schifften uns sogleich zur Fahrt nach Athen aus. Der Weg von Peiräeus nach Athen erfordert zu Wagen etwa eine Stunde Zeit. Er ist gut chaussiert, selbstredend sehr staubig und führt durch Felder, Weinberge und ganze Wälder meist uralter Ölbäume, die nachweislich der Zeit des Perikles, also der der höchsten Blüte Griechenlands, entstammen.

Endlich trat rechts in seinem rötlichweißen prachtvollen Marmorbau der berühmte Theseus-Tempel dicht an die Straße heran, und unfern über ihm, die neue Stadt weithin überragend, begrüßten uns jene merkwürdigen Reste ehemaliger Pracht, welche die Akropolis noch jetzt zu einem der ersten Wunderplätze der Baukunst und der Kunst überhaupt erheben.

Wir fuhren in die Stadt ein, die zumal in den neueren Stadtteilen einige leidliche Straßen und sehr hübsche Häuser zeigt. Ob man indessen recht gethan hat, die neue Stadt gerade auf die Trümmer des alten Athen zu setzen und dadurch vielleicht Schätze höchster Bedeutung unter Hütten und Straßenpflaster zu vergraben, das ist eine Frage, die nur eine einzige Beantwortung zuläßt. Wäre man von vornherein so weise gewesen, die neue Hauptstadt des griechischen Reichs nach dem Peiräeus zu verlegen, dann würde sie, ohne der Lage nach schlechter geworden zu sein, im Angesicht von Salamis und dicht an dem „weitaufrauschenden Meere" wahrscheinlich sich schnell zu einer blühenden Handelsstadt entwickelt haben, während jetzt der Entwicklungsprozeß nur langsam und schwer in seine normale Bahn gelangen kann.

Athen teilt sich in zwei große Teile, die neue und die ältere Stadt. In der ersten sind die Straßen breit, die Häuser modern und elegant, mit hübschen Gartenanlagen versehen, das Ganze in Anlage und Ausführung eine europäische Schöpfung. Die ältere Stadt hat lange, weniger breite Straßen; die Häuser sind niedrig und von primitiver Bauart; an den Mauern und über den Thüren sind sehr oft antike Köpfe und Reliefs eingemauert. Diese Straßen sind sehr belebt; in ihnen bemerkt man viel Kleinhandel; Bevölkerung in dem malerischen Kostüme der Albanesen füllt sie an. Mitunter erheben, mitten aus dem gemeinen Gewühl des Alltagslebens und den modernen Baumassen, staunenswerte Reste des Altertums ihre ehrwürdigen und

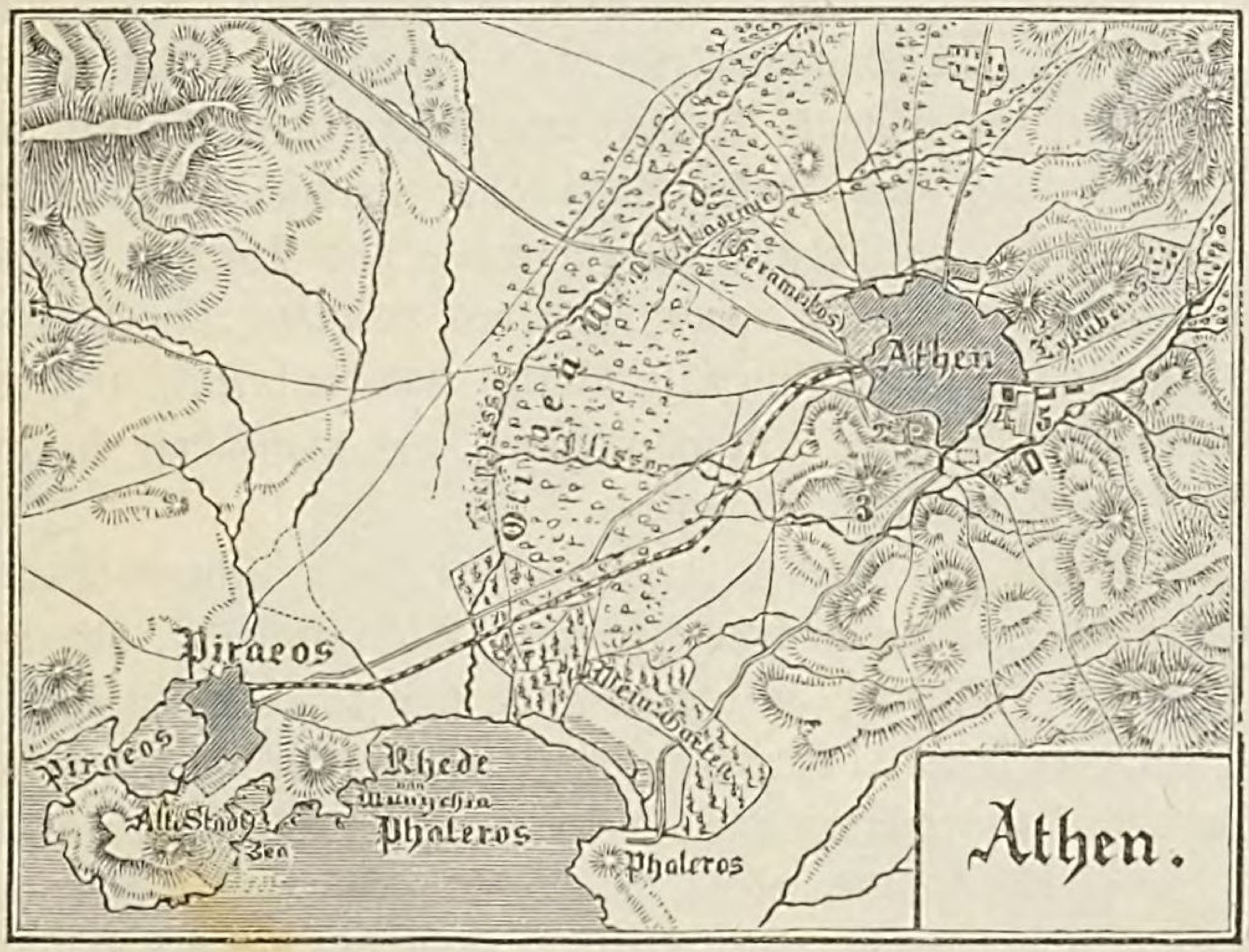


Abb. 85. Die Lage Athens.

mit ewiger Schönheit geschmückten Häupter. So der Turm der Winde, das Thor des alten Markts von Athen, das Denkmal des Lysikrates. Sie scheinen mit unendlicher Verachtung auf den sie umgebenden Wust, Schmutz und Schutt herabzuschauen. Eine einsame schlanke Palme, nahe dem berühmten Turm der Winde, den Fuß mit uraltem Gestein umgeben, erzählt uns, daß, als die Blütezeit Griechenlands jene Wunderwerke schuf, die noch bis heut die unerreichten Muster der Baukunst und Skulptur geblieben sind, auch der Ölbaum nicht der einzige Repräsentant der Landes-Vegetation war.

Besuche nahmen den Vormittag bis um 1 Uhr in Anspruch. Dann machten wir, der glühenden Mittagssonne ungeachtet, einen Gang durch die Äolos-Straße nach dem Turm der Winde, den

20*

Propyläen des alten Marktes und dem Denkmal des Lysikrates, diesem reizenden Zeugen der altgriechischen edelsten Geschmacksrichtung auch für kleinere Bauwerke. Die Blume auf der Dachbedeckung erinnert lebhaft an die Blumen auf und an gotischen Bauwerken Deutschlands. Die reizenden Basreliefs, welche den Sims umkleiden, haben leider der Zeit ihren reichlichen Tribut gebracht; aber der Geist, der den Fremden hier anweht, ist in der That ein berauschender. Man fühlt sich auf dem klassischen Boden der alten Welt, empfänglich für jeden Hauch, den Poesie und edle Erregung, den die Luft von allen Seiten hier heranführt.

Eine fernere, sehr interessante Erscheinung war uns der Garten der Königin um und hinter dem Königlichen Schlosse. Hier entfaltet sich ein wahrhafter Reichtum tropischer Vegetation. Aus der Mitte hervor erheben sich schlanke Palmen mit fächerartigen Kronen. Rings herum grüßt uns das dunkle Grün aller nordischen und südlichen Laubbäume und Nadelhölzer, bis zur Pinie und Cyresse, dazwischen das glänzende Laub der Orangen und des Lorbeers, der Myrte, der Granaten mit dunkelrot glühenden Blüten und die breiten, von rosigen Blumenbüscheln bedeckten Oleanderbäume, die massenhaft in großen Partieen die Rasenflächen umfassen.

Rings um den Garten herum zieht sich eine lebende Hecke von ungeheuren Aloeen mit hochaufschießenden Blütenstengeln, von Kaktus mit stachligen Blättern, auf denen gelbe und rote Blüten ihre länglichen Kelche entfalten, dazwischen dichter Epheu, der mit seinen dunklen Blättern die Undurchdringlichkeit dieser stachligen Schutzwehr vollendet Das Innere des Schloßgartens, im schönsten Stile angelegt und weithin gedehnt, macht an dieser Stelle, angesichts der Akropolis, des Penthelikon und des Hymettos und in weiterer Ferne der Berge von Salamis und des dunkelblauen Meeres eine zauberhafte Wirkung.

Leider wird diese durch den kasernenartigen Anblick des Schlosses selbst wesentlich gestört. Dieser große viereckige Kasten, wenngleich von demselben schönen Marmor des Penthelikon, der einst zu dem Bau der Propyläen und des Parthenon verwendet wurde, ist in der vorderen, der Stadt zugewendeten Hauptfront ganz kahl, ohne jede Architektur, ein ödes Machwerk gerade für diesen so bedeutsamen Ort.

Mit um so tieferer Ehrerbietung betraten wir die Akropolis, diese nicht durch den Götterdienst der Pallas-Athene, sondern durch die reiche und edle Größe des menschlichen Geistes geheiligte Stätte. Ungeachtet der Verwüstungen, die 2000 Jahre darüber hingeführt haben, ungeachtet der durch Kriege und Belagerungen herbeigeführten

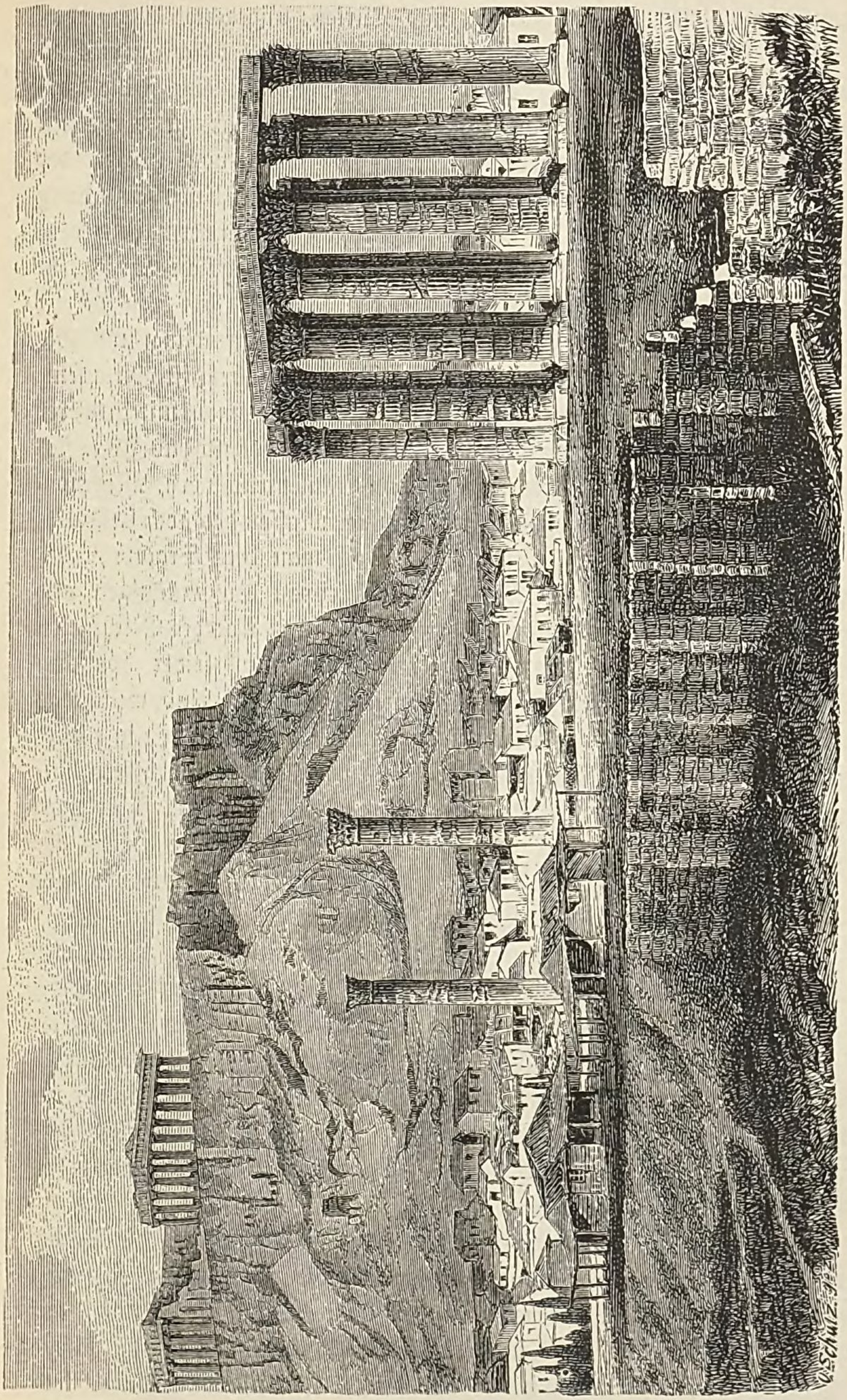


Abb. 86. Die Akropolis von Athen.

Stürme und Zerstörungen, ungeachtet der wechselnden Herrschaften der Römer, Venetianer, Franken und Türken, ungeachtet dessen, daß englische Räuberhände das schönste, was dieser Ort barg, anzutasten sich nicht gescheut haben, schließt derselbe noch jetzt eine Fülle harmonischer Schönheiten in sich, welche ihn unbestreitbar zu der ersten Kunststätte der Welt erhebt. Welcher Reichtum von Größe der Auffassungen, von kunstvoller Beherrschung der Massen, von Erfindung und Ausführung tritt in diesen gewaltigen Trümmermassen dem staunenden Beschauer entgegen! Wie klein ist der örtliche Kreis, in dem diese Wunderbauten sich erheben, wie kurz die Zeit, in der sie errichtet wurden, und doch, welch eine Welt von Erfindung und Gedankenreichtum liegt allein in dem, was jetzt noch übrig ist von allem, was einst vorhanden war. Man weiß nicht, wohin man mit größerer und ehrfurchtsvollerer Bewunderung schauen soll, sobald das Auge sich gewöhnt hat, über dem wüsten Haufen von Säulentrümmern, Marmorbalken, Kapitälen und Simsstücken die großen Massen der noch stehenden Hallen und Tempelreste zu erkennen. Soll man dem Prachtbau der Propyläen mit der großen Marmor-Freitreppe, den mächtigen und prächtigen Ruinen des Parthenon oder dem zierlichen Bau des Erechtheion mit den Karyatiden und dem seltenen Reichtum seiner jonischen Säulen und Zierrate seine Aufmerksamkeit zuwenden? Und wenn das Auge unter dem Eindruck dieser gewaltigen Ruinen, durch die in rötlich goldenem Scheine erglänzenden hohen Marmorsäulen hindurch fern hingedehnt die dunkelblaue Fläche des Meeres erblickt, dann fühlt man sich in der That der Zeit und Stunde entrückt, auf die Höhen der Geschichte und der Kunst erhoben, deren reiner Glanz fernab von dem gewöhnlichen Drängen und Treiben selbst edlerer Kräfte führt.

Fast wird es mir schwer, auf Einzelheiten einzugehen. Der Nike-Tempel mit den darin befindlichen Antiken, die drei großen Bauwerke, die Propyläen, der Parthenon und das Erechtheion, alles dies bietet so viel Stoff zum Betrachten und Nachdenken, daß man Bücher schreiben müßte, wenn man daran denken wollte, alles zu Papier zu bringen. Und doch, der Totaleindruck ist und bleibt bei aller Bewunderung der Details und bei aller Anerkennung der Schönheit des Einzelnen das Entscheidende.

Überdies hat man von hier eine herrliche Aussicht auf die Stadt, die sich unter der Akropolis ausbreitet, auf die reizende, von einzelnen Hügeln durchbrochene Ebene, auf den hochragenden Lykabettos, auf die Olivenhaine und die Kulturen, die Athen umgeben, auf die schöne Berggegend, die den Horizont nach drei Seiten hin umschließt, und

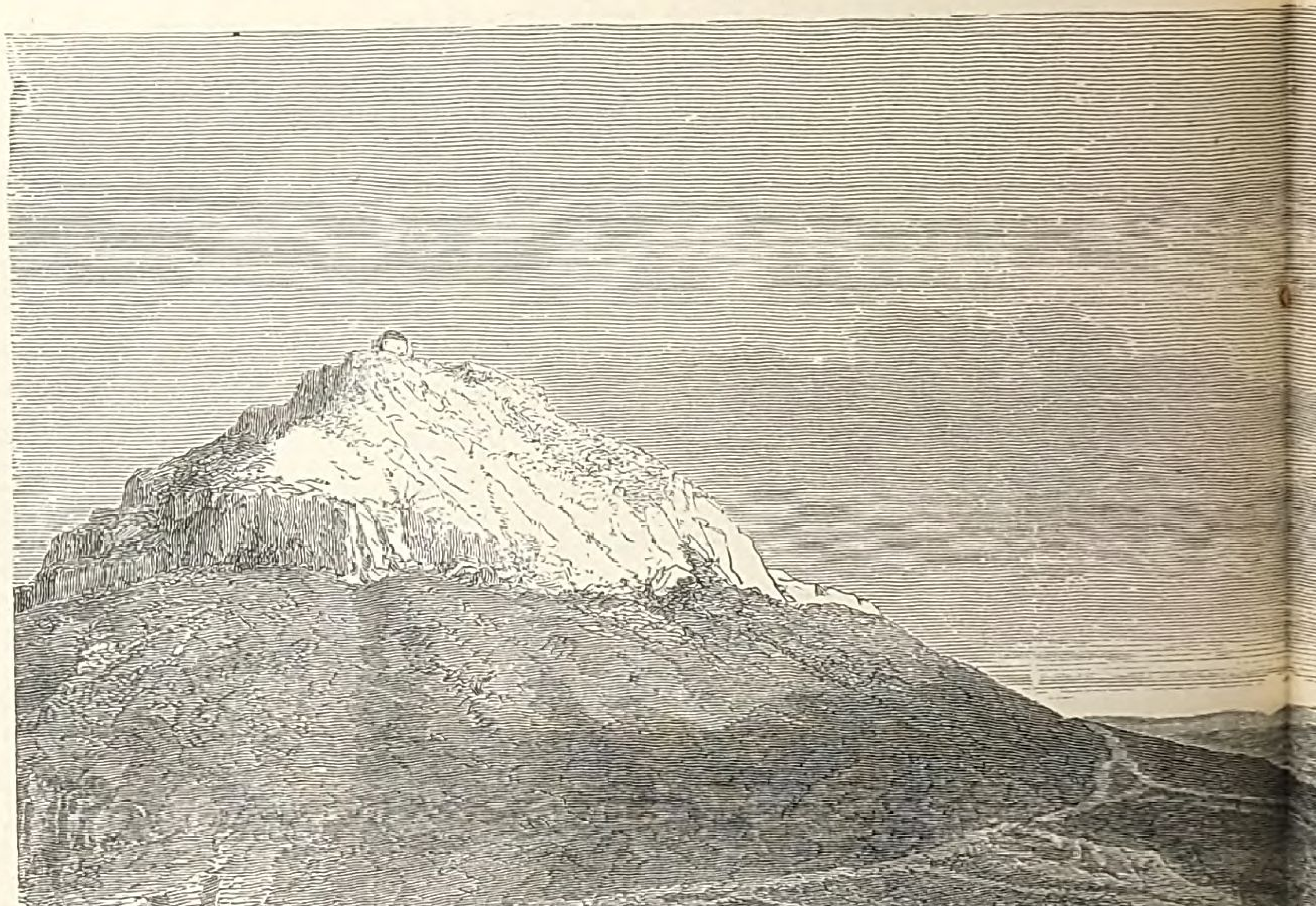
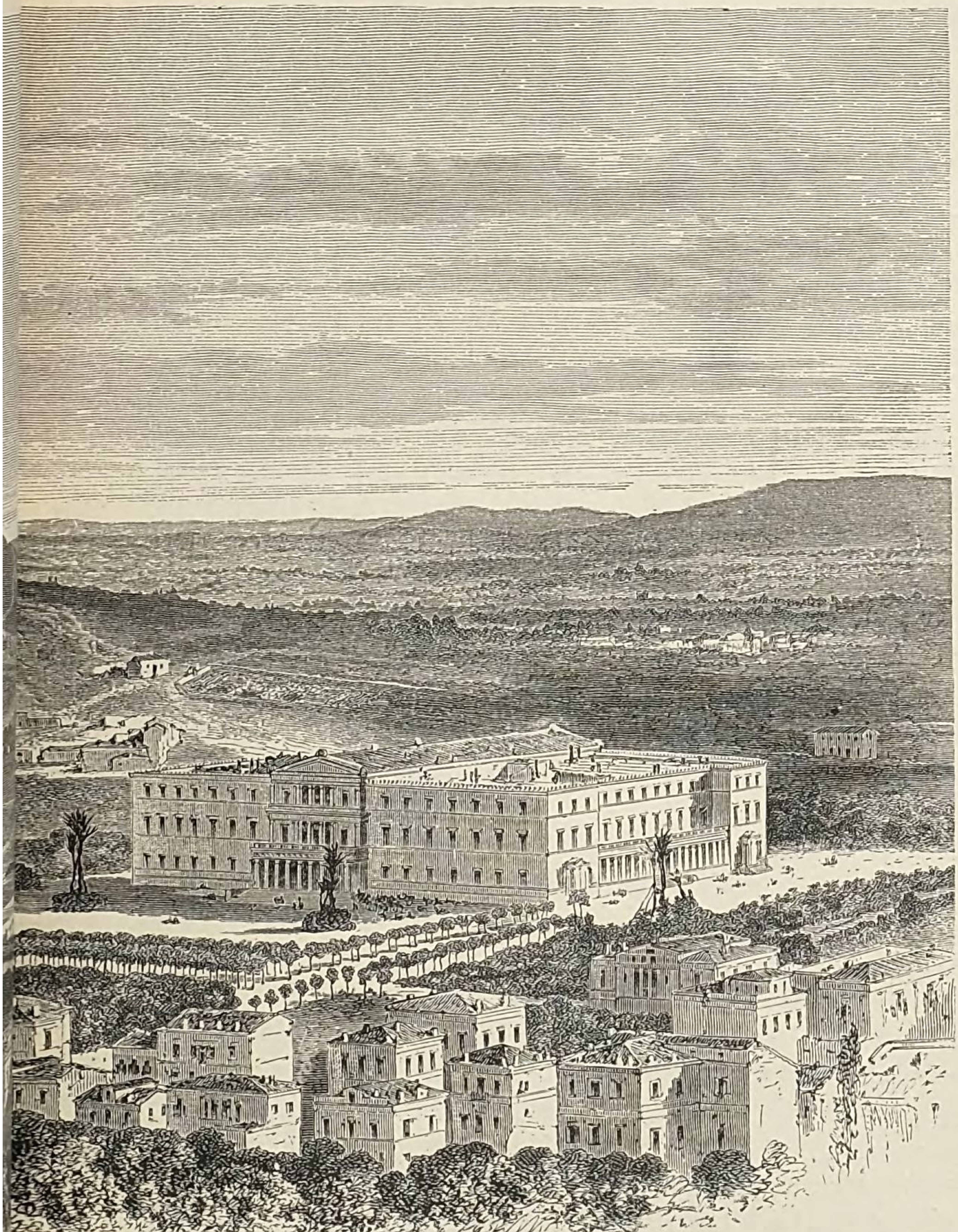


Abb. 88. Blick von der Akropolis auf den



Lykabettos und das königliche Schloß.

auf das tiefblaue Meer, das uns auf der vierten Seite entgegenleuchtet.

Es wurde uns allen schwer genug, von dieser geheiligten Stätte zu scheiden und uns nach dem nahe gelegenen Tempel des Zeus Olympios zu begeben.

Vorher indes verweilten wir noch am Fuße der Akropolis in dem Theater des Hadrian. Man kann in diesem Bauwerk, welches kaum mit dem Namen einer Ruine bezeichnet werden kann, die Einrichtung und Anordnung der antiken Theater, sowohl in der Scene als in dem Zuschauerraum auf das genaueste erkennen. Mehr indessen fesselte uns wenige Schritte weiter das dionysische Theater, welches das Muster für alle altgriechischen Theater abgegeben hat.

Beim Weitergehen bemerkt man unter dem äußeren Bau der Ringmauer der Akropolis die Ruine des Bacchos-Tempels und zwei hohe Säulen, welche Dreifüße als Weihgeschenke getragen haben und früher an dem Wege standen, der, von ähnlichen Kunstwerken besetzt, die Tempelstätten auf der Akropolis mit dem im unteren Felde belegenen Tempel des Zeus Olympios verband. Der Triumphbogen des Hadrian bezeichnet die dorthin führende Straße. Wenngleich in schönen und edlen Formen, erkennt man doch sogleich, daß diesem römischen Bauwerk jene Reinheit der künstlerischen Größe und die Grazie fehlen, welche den Bauten der Akropolis den Stempel der ewigen und unvergänglichen Schönheit aufgedrückt haben. Und doch wagte Hadrian die kühne Aufschrift: „Hier ist die Stadt des Hadrian, nicht die des Theseus.“ —

Von dem nach allen Seiten hin freiliegenden Zeus-Tempel, dessen Bau im reichsten korinthischen Säulenstil ausgeführt war, und von dessen kolossalen Dimensionen die gewaltigen Fundamente Zeugnis ablegen, stehen noch fünfzehn Säulen, von denen dreizehn an der hinteren Seite, zwei getrennt, nach der ehemals vorderen Seite zu, hoch und schlank emporschießen. Zwischen diesen letzteren stand noch vor wenigen Jahren eine dritte Säule, die, jetzt vom Sturmwind umgeworfen, noch in ihrer Zerstörung die ganze Größe jenes Riesenbaues zeigt.

Hier überraschte uns das Dunkel. Wir traten den Rückweg nach der Stadt an; aber vorher warfen wir noch einen langen Abschiedsblick zur Akropolis empor, in der Kunst und Natur zu dem schönsten harmonischen Ganzen sich vereinigen, das wir je gesehen hatten.

25.

In Olympia.

— Wilhelm Lang —

Wir zogen die „heilige Straße" nach Olympia, die jetzt nur noch ein steiniger Reitpfad ist. Schon sind wir unserm Ziele nahe: dort zur Linken werden auf der Höhe die Häuser des kleinen Dorfes Druva sichtbar; es geht über einen bewaldeten Hügel hinweg; dort fließt der Alpheios — die Ebene von Olympia liegt vor uns ausgebreitet. Sie erscheint rings umschlossen von den leicht bewaldeten Anhöhen; weder vermag der Blick aufwärts zu dem Gebirge, wo der Alpheios seinen Lauf beginnt, noch abwärts zur Niederung zu dringen. Eine dumpfe schwüle Luft erfüllt das Thal; verlassen, öde, reizlos sind die beiden Ufer. Selbst der grüne Schimmer, den der Frühling über die Landschaft gebreitet hat, ist nur wie das wehmütige Aufleuchten einer bald wieder begrabenen Hoffnung. Nach Osten schließt der Höhenzug mit einem steilen, spitzen Berg, der einst die Stadt Phrixa getragen hat. Zur Linken aber springt in geringer Entfernung aus dem waldigen Olymposgebirge ein niedriger Hügel keck in das Thal heraus, mit scharfen Kanten zur Spitze zulaufend; es ist der Kronion-Hügel, wo einst das Heiligtum des Vaters des Zeus stand, das älteste Heiligtum der Gegend. Zu seinen Füßen bemerken wir jetzt mit einemmal einen langgezogenen Streifen frisch aufgeworfener Erde. Es sieht von ferne aus, als ob hier eilig Verschanzungen gegen einen drohenden Feind aufgeworfen würden. Es ist das Feld der Ausgrabungen von Olympia.

Noch eine Viertelstunde geht es an dem buschigen Hügel hin, von dessen vorderster Ecke schon das deutsche Haus, wo wir Herberge finden werden, herabsieht. Jetzt suchen unsere Pferde eine Furt durch den tiefgeschnittenen Kladeos, der zwischen dem Kronion und der Höhe von Druva herabeilt. Noch ein paar Schritte, und sie machen Halt vor dem Ausgrabungsfeld. Alles ist in voller Arbeit. Über hundert fleißige Hände sind beschäftigt, Erde abzuheben, Schutt wegzuräumen, die abgelösten Teile sorgfältig zu untersuchen. Die buntesten Kostüme hantieren mit Hacke, Karren und Spaten; doch den wenigsten fehlt der rote Fes und die albanesische Fustanella. Mit Erde beladene Schubkarren verschwinden in den langen Abzugsgräben, um leer wiederzukehren. Da und dort lagern Soldaten von der Bewachungsmannschaft, in langen grauen Mänteln, Schnabelschuhe an den Füßen

mit roten Quästchen. Die Verschiedenheit des Terrains schafft die mannigfachsten Bilder; die einen arbeiten an der Oberfläche, die anderen in tieferen Schichten; dazwischen liegen überall riesige Säulentrommeln, Vasen, Kapitäle, Postamente, wild durcheinandergeworfen.

Uns ist wundersam zu Mute. Vergebens, in der ersten Stunde ein deutliches Bild von der Örtlichkeit gewinnen zu wollen. Nirgends bietet sich eine Stelle zur Überschau des Ganzen dar. Verwirrend drängt sich Scene an Scene, Bild an Bild.

Am südlichen Fuß des Kronion, da, wo einst auf einer aufgemauerten Terrasse die Reihe der Schatzhäuser stand, vor denen Erzbilder des Zeus aufgerichtet waren, sind jetzt niedere Bretterhütten gebaut, wo die Arbeiter Unterkunft und eine Schenke finden und ihre Geräte aufbewahren. Ein Zelt daneben dient der Wache griechischer Soldaten zum Obdach. Weiterhin zeigen sich unter dem Buschwerk des Kronion aufgeworfene Erdhütten, mit Reisig zugedeckt, gleichfalls die Wohnung von Arbeitern, welche von fernen Gegenden gekommen sind und nicht, wie die Bewohner der nächsten Dörfer, allabendlich nach Hause zurückkehren können.

Wir gehen weiter, an einer einsamen Pinie vorüber, den Rand des Hügels entlang. An seinem westlichen Fuß, dem Kladeos zugekehrt, hat man die Reste eines römischen Backsteinbaues gefunden, wahrscheinlich eines Bades. Mit Benutzung dieses alten Gemäuers ist ein einfacher Bretterbau aufgeführt worden. Die Thüre ist wohlverschlossen; daneben steht abermals ein Zelt mit militärischer Bedeckung: wir stehen vor dem „Museum“ von Olympia. Ein Teil der plastischen Funde befindet sich aber zur Zeit nicht im Museum, sondern in der Gypshütte, die weiter oben am Kladeos aufgerichtet ist, ein geräumiger und lichtvoller Hochbau, in welchem man damit beschäftigt ist, Abgüsse anzufertigen. Gerade die kostbarsten Schätze, wie der Hermes des Praxiteles und die Nike des Päonios, waren hierher gebracht worden, und sie wurden erst genau besichtigt, bevor wir uns zum deutschen Hause nach Druva aufmachten.

Es liegt außerhalb des Dorfes auf einem Vorsprung, den das Kladeosthal vom Kronion trennt. Der Weg führt zwanzig Minuten lang steil aufwärts, zum Teil durch Gebüsch und lichten Pinienwald. Der Boden ist angeschwemmtes Land und hat viele Zerklüftungen, zwischen denen der Fußpfad sich durchwindet.

Es war ringsum dunkel geworden, als wir im deutschen Hause anlangten, und so konnte nur von der inneren Beschaffenheit desselben noch einige Kenntnis geschöpft werden, bevor uns das gastliche Nacht-

lager dargeboten wurde. Um so größer war die Überraschung, als am nächsten Morgen der erste Blick aus dem Fenster uns eine ganz andere Landschaft zeigte, von größerer und vornehmerer Art. Das war nicht mehr das umschlossene, dumpfe, niedrig eingefaßte Thal, vielmehr fand sich dieses jetzt hingestellt in einen weiten Rahmen von seltener Pracht. Auch war es, als ob Gebirgsluft reinigend und die bösen Dünste wegfegend, durch den Raum zöge. Denn weithin drang das Auge von dieser Höhe, von der wir selbst den Kronion zu unsern Füßen sahen, hinaus zu fernen blauen Gebirgen, denen zum Teil der Schmuck des Schnees nicht fehlte. Gegen Norden sah man in das Waldgebirge der Pholoë hinein; darüber aber blickten die Spitzen des Erymanthos und zu ihrer Rechten die kecke Pyramide des Astras hinüber. Und während gen Osten der launenhafte Lauf des Alpheios bis zum Engpaß von Phrixa hinauf sichtbar war, zur Linken vom Olymposgebirge und Kronion, zur Rechten vom Ossa eingerahmt, waren darüber die Berge Arkadiens, wo der Alpheios seinen Lauf beginnt, in langer mannigfaltiger Kette ausgebreitet. Nach Süden aber sah man in waldige Schluchten hinein, hinter deren einer sich jenes Skillus verbirgt, wo der verbannte Xenophon, der Jagd ergeben und seinen Büchern, sich eine reizende Waldeinsamkeit schuf, und über diesen Schluchten war wieder eine ausdrucksvolle Linie blauer Berge gespannt: es ist das Gebirgsland von Triphylien.

Es fehlt nichts, als daß gegen Abend noch ein Streifen blauen Meeres zum Vorschein käme.

So erscheint das Landschaftsbild mit einemmal ins Großartige umgewandelt, ein würdiger Schauplatz der Thaten des Herakles, an die mehr als einer der Ortsnamen in der Runde erinnert. Zu unsern Füßen aber liegt das Ausgrabungsfeld, deutlich zu übersehen, wie ein aufgerollter Grundriß. Das mag vor Zeiten ein wunderbarer Anblick gewesen sein: inmitten dieses Gebirgspanoramas der heilige Hain des Zeus und die Pracht der Tempel und Heiligtümer, die Marmorhallen und schimmernden Bildsäulen und das festliche Gewühl, das je nach Umlauf von vier Jahren da unten im Thale einkehrte und Rennbahn und Theater und Festplätze erfüllte. Jetzt gleicht die Landschaft einem Reif, dem der Edelstein ausgebrochen ist.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.